

43 Tage und Nächte dauerte die Schlacht an der Strasse Nr. 9 in Laos im Frühjahr 1971, die in diesem Buch beschrieben wird.

Saigoner Panzerkolonnen fallen in Laos ein, Luftlandetruppen, Artillerie und Rangereinheiten werden auf strategisch wichtigen Höhen abgesetzt. Mit der Vorstellung von einem unbeschwerten "Ritt durch die Berge" brechen sie auf. Einen Monat später sind sie zermürbt, demoralisiert, geschlagen. Aus Eroberern sind Gejagte geworden, die nichts mehr retten wollen als ihre eigene Haut...

Das Unternehmen "Lam Son 719", wie die Codebezeichnung für den Einfall in Laos lautete, nimmt in der Geschichte des Indochinakrieges einen besonderen Platz ein. Der Versuch, von Südvietnam aus quer durch Südlaos zum Mekong vorzustoßen, misslang auf spektakuläre Weise, und selbst die geschicktesten Manöver, den Misserfolg zu vertuschen, blieben erfolglos.

Scanner und K-Leser - Keulebernd

Harry Thürk

Strasse zur Hölle

Bericht über die Schlacht
an der Straße Nr. 9 in Laos 1971

Militärverlag
der Deutschen Demokratischen
Republik

3. Auflage, 1984

© Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik
(VEB) - Berlin 1976

Lizenz-Nr. 5

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: Offizin Andersen Nexö, Graphischer Großbetrieb,
Leipzig III/18/38

Lektor: Dr. Gertraud Golme

Schutzumschlag und Einband: Wolfgang Ritter

Typograf: Günter Molinski

LSV: 0239

Bestellnummer: 7455926

00720

Inhaltsverzeichnis

Rätsel im Norden.....	5
Die Straße Nr. 9.....	25
Unterbrechung des Geschäfts.....	44
Geheimwaffe »Daisy Cutter«.....	63
Westwärts.....	89
Inseln im grünen Meer.....	121
Der unsichtbare Ring.....	151
Kleiner Grenzverkehr.....	189
Die springenden Frösche.....	212
Hölle Ban Dong.....	229
Nachbemerkung.....	252
Anhang.....	253

Rätsel im Norden

Tadao Kobukiri war müde, als die klapprige Transportmaschine in Tan Son Nhat aufsetzte. Am liebsten hätte er in seinem Sitz weitergeschlafen. Aber er musste aufstehen, seine Bell-and-Howell, die zwischen Filmen, Objektiven, Filtern und anderem Zubehör in der abgewetzten Ledertasche steckte, über die Schulter hängen und die Gangway hinabsteigen. Die tiefstehende Sonne blendete ihn. Es ging auf den Abend zu.

Kobukiri hatte während des Fluges von Quang Tri bis Saigon fast ohne Unterbrechung geschlafen. Er war drei Wochen im Norden unterwegs gewesen, für die KOMA-TV, die im Gegensatz zu anderen, größeren japanischen Fernsehgesellschaften nicht mit vielköpfigen Aufnahmeteams arbeitete, weil das zuviel Kosten verursachte. Sie schickte Männer wie Kobukiri mit einer 16-mm-Bell-and-Howell an die Brennpunkte des Vietnamkrieges und überließ es ihnen, was sie an brauchbarem Filmmaterial zurückbrachten. Gelang es ihnen, eindrucksvolle Szenen zu filmen, wurden sie blendend bezahlt. Allerdings trugen sie das Risiko selbst. Konnten sie keine außergewöhnlichen Aufnahmen liefern, dann bezahlte die Gesellschaft höchstens fünfzig Prozent der Reisespesen, und das auch nur für eine bestimmte Zeit.

Bislang hatte Kobukiri es immer verstanden, unter diesen Umständen recht erfolgreich zu arbeiten. Er war mit der Spürnase des echten Reporters imstande, Ereignisse vorauszusehen, die für ihn interessant waren. Außerdem hatte er

in Saigon Beziehungen, denen er ausgezeichnete Tips verdankte, Hinweise, die aus den Amtsräumen der Regierung kamen und für die er gelegentlich auch bezahlte. Wer sich wie Kobukiri einige Jahre in diesem Lande aufgehalten hatte, der kannte sich aus. Saigon war die beste Nachrichtenbörse in ganz Südostasien. Für einen Mann, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, hier Geld zu verdienen, solange dieser Krieg andauerte,

gab es zehnmal mehr Möglichkeiten, sich durch die Hintertür zu informieren, als in jedem anderen Land der Welt.

Auch die Reise, die Kobukiri gerade hinter sich hatte, war nicht ohne einen solchen Hinweis erfolgt. Trotzdem war Kobukiri unzufrieden. Er hatte alles bestätigt gefunden, was ihm sein Informant mitgeteilt hatte; aber es war ihm nicht gelungen, hinter die Dinge zu sehen. Immer, wenn er das versucht hatte, war er gescheitert. Manchmal hatte man ihn einfach wissen lassen, er habe weiterzureisen. Dann wieder war er auf lächelnde Gesprächspartner gestoßen, die sich seine Fragen geduldig anhörten, danach aber keine Antworten gaben. Anderen Reportern war es ähnlich ergangen.

Immerhin aber wusste Kobukiri heute, dass zwischen Quang Tri und Khe Sanh eine nach Zehntausenden zählende Streitmacht zusammengezogen wurde, dass Panzerverbände und Artillerie bereitgestellt, alte Flugplätze, die man längst aufgegeben hatte, mühevoll wieder einsatzfähig gemacht und überall Lazarette eingerichtet worden waren. Das ließ für Kobukiri nur eine Deutung zu: Die Truppen Saigons bereiteten sich zusammen mit den amerikanischen dort oben im Norden auf einen Angriff vor. Doch niemand hatte ihm diese Vermutung bestätigen wollen. Man war ausgewichen, hatte ihn auf Geheimhaltungsvorschriften hingewiesen. Ein paar Kilometer westlich von Khe Sanh hatte er umkehren müssen.

Man bedeutete ihm, dass die Gegend auf die laotische Grenze zu von Truppen der Befreiungsfront beherrscht werde. Ob das stimmte, hatte er nicht feststellen können. Wahrscheinlich kam es ihm vor, denn die Befreiungsfront war in diesem Gebiet stark. Sie hatte Khe Sanh bereits einmal erobert, doch später wieder geräumt. Offenbar lohnte es sich nicht, einen solchen Platz zu halten.

Nun waren die Amerikaner erneut in Khe Sanh eingezogen. Auf den wiederhergerichteten Pisten standen lange Reihen von Hubschraubern. Wenn Kobukiri sich daran erinnerte, wie vor

gar nicht so langer Zeit eines Nachts Panzer der Befreiungsfront die Außenbefestigungen von Khe Sanh überrollt und den Gegner zur Flucht gezwungen hatten, dann erschien ihm das Risiko, heute dort eine so empfindliche Streitmacht wie die Hubschrauberflotte zu stationieren, reichlich verwegen. Er hatte hin und her überlegt. Die Konzentration von Truppen in diesem Teil Südviets konnte nur zweierlei bedeuten: Entweder man wollte Nordvietnam angreifen oder - Laos.

Je länger sich Kobukiri im Norden umgesehen hatte, desto wahrscheinlicher war für ihn geworden, dass sich die Truppenkonzentration gegen Laos richtete. Aus dem Filmmaterial, das er mitbrachte, würde er einen Viertelstundenbericht zusammenschneiden, der diese Vermutung für den Zuschauer bildhaft machen sollte. Aber zuvor war es notwendig, zusätzliche Informationen aus Saigon zu bekommen. Er würde nicht viel Zeit behalten, um auszuschlafen, fürchtete er. Während er neben amerikanischen Offizieren, Saigoner Verbindungsleuten und einer Anzahl von Zivilisten über die Betonpiste zum Abfertigungsgebäude trottete, überlegte er bereits, dass er eigentlich noch am gleichen Abend die tägliche Pressekonferenz besuchen könnte.

Ozawa, Kobukiris kleiner krummbeiniger Assistent, empfing ihn dort, wo die Posten standen, die sich die Papiere jedes Passagiers genau betrachteten und das Gepäck einer Kontrolle unterzogen. Er blinzelte ihm durch die dicken Brillengläser zu und winkte. Kobukiri nickte nur müde zurück und stellte sich ans Ende der Schlange. Er rechnete damit, dass die Posten gleichgültiger sein würden, bis er an die Reihe kam, und er behielt recht. Er konnte passieren, ohne dass die Soldaten einen Blick in seine Ledertasche geworfen hätten.

Ozawa nahm ihm die Tasche ab. Während sie in dem kleinen Landrover über die breite Landstraße auf die Hauptstadt zufuhren, erkundigte sich Ozawa nach dem Erfolg

der Mission. Ozawa war von Kobukiri abhängig. Brachte dieser genügend brauchbares Material mit, dann konnte der Assistent es binnen kurzer Zeit in einem gemieteten Schneiderraum zu mehreren Einzelberichten zusammenschneiden, mit Tonspur versehen und an die Gesellschaft abschicken. War die Ausbeute des Kameramannes gering, so ließ sich bestenfalls das eine oder andere Sujet für eine Nachrichtensendung zurechtstutzen. Diesmal schien es, als habe Kobukiri Glück gehabt. Als er Ozawa kurz erläuterte, was er mitgebracht hatte, hellte sich das Gesicht des jungen Mannes auf.

»Wenn es dort oben tatsächlich eine Offensive gibt, dann sind wir mit deinem Material zuerst da. Bis übermorgen habe ich es zusammengeschnitten.«

Kobukiri sagte etwas einsilbig: »Zuerst müssen wir herausfinden, ob es die Offensive tatsächlich geben wird.«

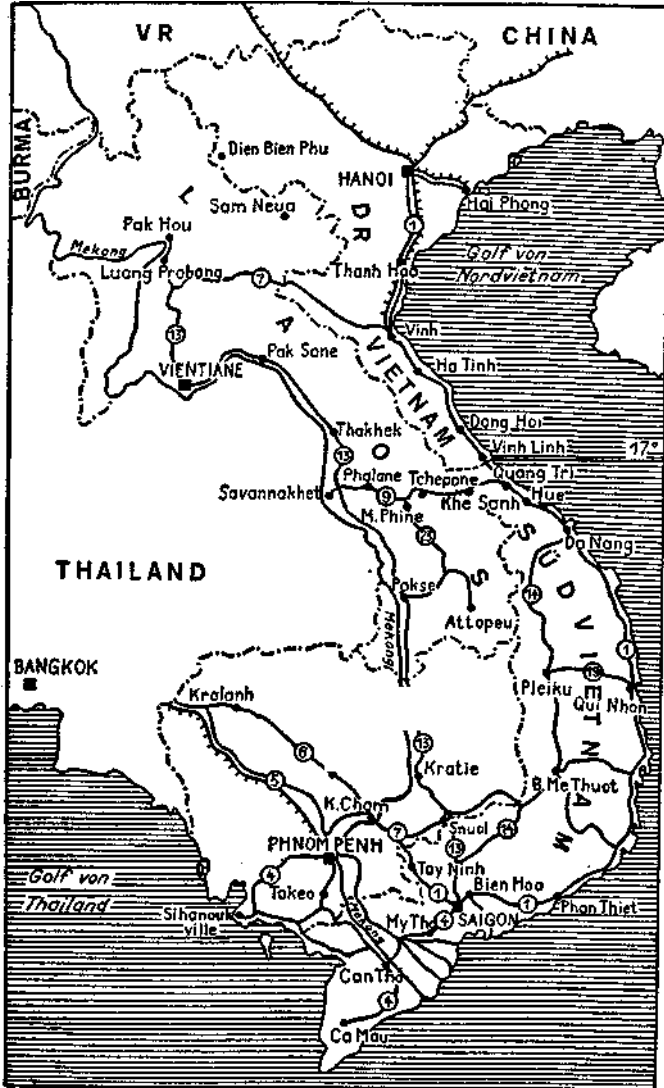
»Du glaubst, es handelt sich um ein Täuschungsmanöver?«

»Eigentlich nicht. Worüber sollte man den Gegner täuschen? Ich sähe darin keinen Zweck.«

»Hier in Saigon wird davon gesprochen«, meinte Ozawa, »dass die Truppenkonzentration den Sinn habe, den Nordvietnamesen einen Frontalangriff auf ihre Südgrenze vorzutäuschen. Man wolle sie veranlassen, ihre Operationen anderswo einzustellen und Truppen umzugruppieren. Eine Entlastung sozusagen.«

Aber Kobukiri schüttelte den Kopf. »Das da oben ist keine Täuschung. Es handelt sich um die besten Kampftruppen, die die Saigoner überhaupt haben.«

»Übrigens«, teilte ihm sein Assistent mit, »gibt es seit gestern eine Nachrichtensperre über alles, was mit der Truppenmassierung im Norden zu tun hat. Das heißt, wir könnten deinen Bericht bestenfalls auf der Opiumroute nach Japan bringen lassen.«



Die »Opiumroute« war eine Bezeichnung, die Korrespondenten in Saigon erfunden hatten, als die militärische Zensur sich immer störender bemerkbar machte und man ihnen immer umfangreichere Vorschriften über die Verbreitung von Berichten auferlegte. Seitdem umging man die Zensur vielfach dadurch, dass man Material mit Privatpersonen befördern ließ, die aus irgendeinem Grunde beim Abflug aus Saigon nicht vom Zoll kontrolliert wurden. Dabei konnte es sich um hohe Regierungsbeamte handeln, die meist eine Dienstreise ins Ausland mit einem kleinen privaten Schmuggelgeschäft verbanden, oder um amerikanische Soldaten höheren Dienstgrades, die, wenn überhaupt, so doch nur nach Rauschgift untersucht wurden. Für Filme interessierte sich die Militärpolizei nicht. Kobukiri würde nicht zum erstenmal Filmbüchsen auf diese Weise nach Japan schmuggeln lassen. Aber er glaubte, dass er es diesmal wohl nicht nötig haben würde.

»Weißt du«, sagte er zu Ozawa, »ich hatte mir zwar vorgenommen, erst einmal auszuschlafen; aber ich werde diesen Vorsatz fallen lassen. Wann ist heute Abend die Märchenstunde?«

»Neunzehn Uhr.«

Die »Märchenstunde« war die tägliche Pressekonferenz, die ein Sprecher der Saigoner Regierung in der Hauptstadt abhielt. Sie sollte zur generellen Information der ausländischen Berichtersteller dienen. Leider war auf die Verlautbarungen, die man in dieser Veranstaltung zu hören bekam, nicht viel Verlass. Sie stellten sich meist wenig später schon als Zweckpropaganda heraus und verfolgten im wesentlichen das Ziel, die Niederlagen zu verharmlosen und den Anschein zu erwecken, das Saigoner Regime befände sich auf dem Wege zum Sieg. Doch erfahrene Korrespondenten - vor allem jene, bei denen sich mit dem Erlebnis des Krieges die Ablehnung dieser Politik verstärkt hatte - hatten ein System entwickelt,

genau das Gegenteil von dem zu berichten, was sie dort zu hören bekamen. Sie trafen meist die Wahrheit damit. Auch Kobukiri wusste, wie er das zu nehmen hatte, was man täglich in dem kleinen Saal mitteilte. Meist notierte er nichts, aber er stellte Fragen, wenn der Sprecher nach seiner Erklärung dazu aufforderte. Es war Kobukiri relativ oft passiert, dass er auf seine Fragen keine Antwort bekam oder dass der Regierungssprecher, leicht verstimmt, mit einer entsprechenden Handbewegung verkündete: »Kein Kommentar!«

»Ich gehe heute abend dahin«, sagte er zu Ozawa. Der Assistent nickte nur. Wenn der Chef seinen versäumten Schlaf für Phrasen opfern wollte, dann war das seine Sache.

Als Ozawa vor dem kleinen Hotel »Mekong« den Landrover zum Stehen brachte, kletterte Kobukiri erstaunlich frisch aus dem Fahrzeug. Er kümmerte sich weder um seine Kamera noch um sein restliches Gepäck. Das würde Ozawa erledigen. Der Assistent verabschiedete ihn mit einer Handbewegung. Alles, was er jetzt zu tun hatte, war Routine. Er brachte das belichtete Filmmaterial in die Kodak-Filiale und sorgte dafür, dass es zu Mädchen gelangte, die es gewissenhaft bearbeiteten. Er verteilte an sie Zigaretten und ein paar für solche Fälle reservierte japanische Süßigkeiten und bekam zugesichert, dass in acht Stunden alles fertig sei.

Das Stimmengewirr im Saal des Pressezentrum verstummt, als der Oberstleutnant, der an diesem Tage die Konferenz abhielt, mit seiner Nachrichtenmappe unterm Arm aus einem seitlich des Saales gelegenen Zimmer eintrat und zum Pult ging. Hinter ihm wurde ein Vorhang weggezogen, und es erschien eine Karte Südviets, auf der die Stellen markiert waren, an denen es gegenwärtig Kämpfe mit der Befreiungsfront gab. Kobukiri staunte, dass sich diese Karte seit seiner letzten Anwesenheit bei einer solchen Konferenz kaum verändert hatte. Dabei war bekannt, dass es gravierende

Veränderungen auf dem zentralen Hochplateau gegeben hatte, ebenfalls im Delta. Dort waren Saigoner Truppen aus bislang sicheren Stützpunkten abgedrängt worden, teils unter verlustreichen Gefechten.

Der Sprecher begann seinen Bericht mit der Einschätzung der gegnerischen Kräfte. Ihm zufolge hatten die Einheiten der Befreiungsfront akute Nachschubprobleme, die sich laufend verstärkten, da die massiven Bombenangriffe auf den sogenannten Ho-chi-Minh-Pfad nach und nach diesen Nachschubweg blockierten.

Während sich der Sprecher in Einzelheiten erging und langatmige Erklärungen abgab, überlegte Kobukiri, wie er das, was er im Norden gesehen hatte, in das allgemeine strategische Bild des Krieges einordnen konnte. Kobukiri hatte nie eine militärische Ausbildung genossen; aber seit er in Vietnam war, hatte er alles, was mit diesem Krieg zusammenhing, intensiv studiert. Es zahlte sich aus, wenn man seine Berichte nicht nur gut fotografierte, sondern sie auch mit Kommentaren versah, die unter die Oberfläche der Ereignisse gingen.

Für Kobukiri hatte zuerst die Frage eine Rolle gespielt, weshalb die Vereinigten Staaten überhaupt in Vietnam Krieg führten. Er gehörte nicht zu jenen Leichtgläubigen, die sich mit der Erklärung zufriedengaben, dass es sich bei der Saigoner Regierung um Verbündete handele, denen man auf jeden Fall beistehen müsse. Nach und nach war Kobukiri klargeworden, dass die Strategie der USA im Pazifik Stützpunkte auf dem asiatischen Festland notwendig machte.

Südvietnam war ein solcher Stützpunkt. Er sicherte den Vereinigten Staaten nicht nur die Chance der militärischen Präsenz, sondern bot sich außerdem noch als Objekt wirtschaftlicher Spekulationen an. Er konnte eine Unmenge amerikanischer Produkte aufnehmen. Neben einer Reihe anderer Überlegungen spielte das sicher eine nicht zu unterschätzende Rolle, zumal die Vereinigten Staaten bei der Er-

oberung der asiatischen Absatzmärkte in wachsendem Maße mit der japanischen Konkurrenz zu kämpfen hatten. Dazu kam die Entdeckung unermeßlicher Ölreserven im Schelf vor der südvietnamesischen Küste. Die mächtigen Konzerne der Vereinigten Staaten witterten den großen Profit für kommende Jahrzehnte und außerdem die Möglichkeit, die betreffenden Länder zugleich mit der wirtschaftlichen Einflussnahme auch politisch durchdringen zu können.

Globalstrategie und Öl, das waren, für Kobukiri, auf einen vielleicht etwas einfachen Nenner gebracht, die großen Triebkräfte, die hinter dem Engagement der USA in Vietnam standen.

Der Krieg war - was seine militärischen Erfolge betraf - für die Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr aussichtsloser geworden. Dazu kam die stark gewachsene Bewegung gegen das Vietnamabenteuer. Und zuletzt zeigte es sich, dass der Riesenaufwand zu einem erheblichen Stabilitätsverlust des Dollars geführt hatte. Nixon war gezwungen gewesen nachzugeben, und seit etwa einem Jahr war das im Gange, was er als »Vietnamisierung« des Krieges bezeichnete.

Kobukiri hatte zunächst geglaubt, dass die Amerikaner sich tatsächlich aus diesem für sie unerfreulich ausgehenden Konflikt zurückziehen wollten; aber er hatte nach und nach erkannt, dass die Regierung der Vereinigten Staaten lediglich die Unzufriedenheit vieler Amerikaner über das Vietnamdilemma durch spektakuläre Erklärungen und Aktionen zu beschwichtigen versuchte. Betrachtete man diese Aktionen genauer, so kam man zu der Einsicht, dass es sich hier nur um eine Verlagerung der Schwerpunkte handelte, nicht etwa um die Veränderung einer Politik. Der Abzug von amerikanischen Bodentruppen war begleitet gewesen von einer zahlenmäßigen Aufstockung der Saigoner Truppen, die jetzt etwa eine Million Mann stark sein konnten. Das bedeutete eine Verdreifachung, die es nebenbei mit sich brachte, dass eine

Unmenge Arbeitsloser, Entwurzelter und Asozialer in diese Armee eingegliedert und so der Anschein einer relativen Stabilisierung des Saigoner Regimes erweckt wurde.

Die Zahl der Stützpunkte war durch diesen Zuwachs an Kräften beträchtlich erweitert worden, wodurch sich zeitweise die Operationsmöglichkeiten für die Befreiungsfront verminderten. Doch die Befreiungsfront stellte sich schnell auf die neuen Bedingungen ein. Sie operierte wieder mit kleineren, sehr beweglichen Einheiten, die überraschende Schläge führten. Sie konnte eine Anzahl abgelegener Bastionen einschließen und paralisieren, und es gelang ihr auch, die massiven Bombardements amerikanischer Fliegerkräfte auszuweichen. Das brachte es mit sich, dass gerade die Luftflotte, mit der die USA nach dem Abzug der Mehrzahl ihrer Bodentruppen den Krieg weiterführen wollten, relativ unwirksam blieb.

Inzwischen steigerte sich der Verschleiß der Saigoner Bodentruppen. Es trat ein, was Nixon einmal zynisch angedeutet hatte, als er sagte, man müsse die Farbe der Leichen auf dem Kriegsschauplatz ändern. In der Tat fielen kaum noch amerikanische Soldaten, dafür aber stieg die Verlustrate der Saigoner Armee immer schneller. Doch der Erfolg blieb aus, und das setzte der anfänglichen Freude über die »Vietnamisierung« einen empfindlichen Dämpfer auf. Die Truppen der Befreiungsfront operierten überall im zentralen Hochland, sie stießen bis zur Küste vor, sperrten Nachschubwege und schoben sich bis nahe an die Hauptstadt heran.

In dieser Situation hatte Nixon im Frühjahr 1970 den Einmarsch amerikanischer und Saigoner Verbände nach Kambodscha befohlen, um den Druck auf seine südvietnamesischen Verbündeten zu mindern. Der Versuch war jedoch fehlgeschlagen. Zwar gab es seitdem in Phnom Penh ein Militärregime, das sich den Amerikanern dienstbar

zeigte, aber es regierte heute, Anfang 1971, kaum noch über ein Drittel des Landes. Die restlichen Gebiete, besonders jene, die an Südvietnam grenzten, befanden sich in der Hand der kambodschanischen Befreiungsbewegung. Diese aber koordinierte von Beginn ihrer Existenz an ihre Aktionen mit denen der südvietnamesischen Befreiungsfront.

Den meisten Beobachtern war zudem etwas entgangen, was für den weiteren Lauf der Entwicklung hervorragende Bedeutung hatte. Nachdem die USA auch Laos in den Vietnamkrieg einbezogen hatten, indem sie dort eine regelrechte Banditenarmee aufgebaut, Stützpunkte für ihre Flugzeuge geschaffen, die von der Pathet Lao befreiten Gebiete bombardiert und mit Kommandounternehmen die nordvietnamesische Grenze bedroht hatten, waren nun alle drei Länder Indochinas Kriegsschauplatz.

Die Befreiungsbewegungen der drei Länder reagierten auf diese Tatsache damit, dass sie eine Konferenz abhielten, auf der im April 1970 die indochinesische Einheitsfront wiederhergestellt wurde, die sich bereits in den fünfziger Jahren bei der Bekämpfung der französischen Kolonialisten bewährt hatte. Die Gipfelkonferenz der indochinesischen Völker beschloss eine enge Koordinierung der militärischen Aktionen der Befreiungsbewegungen von Vietnam, Laos und Kambodscha gegen den gemeinsamen Feind. Damit standen die Vereinigten Staaten und ihre Saigoner Verbündeten zum erstenmal seit Beginn des Vietnamkrieges einer Einheitsfront dreier Völker gegenüber.

Die Folgen machten sich sehr bald bemerkbar. Es gelang der Saigoner Armee nicht, das Gesetz des Handelns in die Hände zu bekommen. Ihr Stützpunktsystem bröckelte immer mehr auseinander. Zur Überraschung der Militärs in Saigon operierte die Befreiungsfront nicht mehr im Stil leichtbewaffneter Partisaneneinheiten, mit Gewehren und Handgranaten, sondern sie verfügte über mittlere und schwere Waffen, über Artillerie,

Raketenwerfer, panzerbrechende Waffen und eigene Panzer.

Saigoner Militärs klammerten sich seit langem an die Hoffnung, man würde den Lauf der Dinge radikal verändern können, wenn es nur gelänge, die Nachschubwege der Befreiungsfront, die angeblich von Nordvietnam über Laos und Kambodscha nach den westlichen Grenzgebieten Südvietnams verliefen, zu unterbrechen.

Offenbar erfüllten die täglichen Flächenbombardements über Laos diese Aufgabe nicht. So liebäugelte man immer wieder mit dem einst noch von Kriegsminister McNamara vorgeschlagenen Versuch der Errichtung einer Front quer durch das nördliche Südvietnam, durch Laos, bis nach Thailand, um die Logistik der Befreiungsfront durcheinanderzubringen und die Front im Süden völlig zu isolieren.

Der unter McNamara begonnene Versuch war damals fehlgeschlagen, nachdem er eine Unmenge Mittel verschlungen hatte. Heute schien es so, als wolle man zu ihm zurückkehren, jedenfalls rechnete Kobukiri sich das als Ergebnis seiner nüchternen Überlegungen aus. Er glaubte nicht daran, dass die Saigoner Truppen es wagen würden, die nordvietnamesische Grenze frontal anzugreifen. Sie würden vernichtend geschlagen werden, denn die nordvietnamesische Armee war nördlich des 17. Breitengrades auf diesen Kampf vorbereitet.

Also konnten die Gerüchte, die Saigon in den letzten Wochen über ein angeblich bevorstehendes Unternehmen gegen Nordvietnam ausstreute, eigentlich nur den Zweck haben, von der tatsächlichen Stoßrichtung abzulenken. Und was kam dann noch in Frage? Nur ein Vorstoß nach Westen, in Richtung Laos, mit dem Ziel, die thailändische Grenze zu erreichen. Wenn Kobukiri alle Überlegungen in Rechnung stellte, so deutete alles darauf hin, dass der Stoß entlang der alten Kolonialstraße Nr. 9 erfolgen würde, die die südvietnamesische Küste direkt mit Thailand verband.

Kobukiri kritzelte gelangweilt auf seinem Notizblock herum, während der Oberstleutnant seine Verlautbarungen verlas. Als dann endlich dazu aufgefordert wurde, Fragen zu stellen, erhob er sich.

»Sir, ich komme aus dem Norden zurück. Ich war zwischen Dong Ha und Khe Sanh. Unter den dort stationierten Truppen verbreitet sich hartnäckig das Gerücht, dass sie in Kürze eine Angriffsoperation unternehmen werden. Können Sie darüber etwas sagen?«

Der Offizier überlegte nur kurz, dann antwortete er unverbindlich: »Kein Kommentar dazu.«

Kobukiri gab sich nicht damit zufrieden. »Sir, die US-Flotte kreuzt mit größeren Einheiten vor der Küste Nordvietnams, und zwar vor deren südlichem Bereich. Kann man das so auslegen, dass die Marineinfanterie, die sich auf den Schiffen befindet, einen Angriff auf die nordvietnamesische Küste beabsichtigt?«

Wieder bekam er die Antwort: »Kein Kommentar dazu.« Da stellte Kobukiri die dritte Frage. »Sir, ich habe auf meiner Reise feststellen können, dass die Aufklärungstätigkeit der amerikanischen Streitkräfte über dem Südteil von Laos in der letzten Zeit erheblich an Intensität zugenommen hat. Ist es abwegig, davon zu sprechen, dass die erhöhte Aufklärungstätigkeit einem möglichen Angriff auf die Versorgungslinien des Gegners durch Laos vorausgehen könnte?«

Der Oberstleutnant merkte, dass bei dieser Frage einige Korrespondenten aufmerksam die Köpfe hoben. Er entschloss sich zu sagen: »Die Aufklärungstätigkeit unserer Verbündeten über Südlaos gilt den Nachschubwegen des Vietcong. Sie wird laufend betrieben, um die Truppenbewegungen des Gegners unter Kontrolle zu halten. Im übrigen hat unsere Regierung mehrfach erklärt, dass wir uns das Recht vorbehalten, Aktionen gegen diese Nachschubwege durch Laos durchzuführen. Zeit

und Ort für solche Unternehmungen unterliegen selbstverständlich der militärischen Geheimhaltung und können nicht Gegenstand von Diskussionen sein.«

Er beantwortete noch eine Anzahl anderer Fragen, aber immer, wenn es um die Konzentration von Truppen im Norden ging, wich er geschickt aus. Er verlor eine Menge Worte, um schließlich zu erläutern, dass man im Norden Truppen zusammenziehen müsse, schon allein, um den Nordvietnamesen zu verstehen zu geben, dass ein Frontalangriff ihrerseits über den 17. Breitengrad hinweg nach Süden auf unüberwindlichen Widerstand stoßen würde. Dabei unterschlug er, dass es, der amerikanischen Luftaufklärung zufolge, im südlichen Teil Nordvietnams bislang keine Bereitstellungen von Angriffstruppen gab.

Schließlich beendete der Oberstleutnant die Konferenz und verließ gemessenen Schrittes den Raum, mit einem Gesicht, auf dem man sah, dass er keineswegs zufrieden mit dem Ergebnis war.

Kobukiri fuhr zunächst ins »Mekong« zurück, duschte und ließ sich dann ein ausgiebiges Essen servieren.

Ozawa kam nach einer Weile aus der Stadt zurück und setzte sich zu ihm. Sie tranken ein paar Flaschen Bier, und Ozawa erkundigte sich, wie die Konferenz verlaufen sei.

»Ausreden«, sagte Kobukiri. »Das ist auch nicht verwunderlich. Sie würden nie zugeben, dass sie einen Vorstoß nach Laos planen - ebenso wie sie noch drei Tage vorher dementiert hatten, dass es überhaupt den Gedanken gäbe, nach Kambodscha einzumarschieren.«

»Wie wirst du den Text abfassen?« Ozawa interessierte sich dafür, weil er beim Schnitt der Filmszenen darauf achten musste, dass sie dem Grundgedanken Kobukiris entsprachen. Der Reporter gab gelassen zurück: »Ich baue mit dem Bildmaterial den optischen Beweis auf, dass es sich hier um eine Bereitstellung zum Angriff handelt. Im Text werde ich

lediglich darauf hinweisen, dass es absurd ist, an einen Angriff auf Nordvietnam zu glauben. Für jeden, der die Landkarte Indochinas nur einigermaßen im Kopf hat, gibt es nur eine Richtung - Laos.«

Ozawa nickte. Er war einverstanden. Nach einer Weile sagte er nachdenklich: »Du hast eine Menge Filmmaterial mitgebracht. Wir könnten zwei Teile produzieren. Das sieht bedeutsamer aus, nach Analyse sozusagen. Und es wird doppelt bezahlt, Tadao!«

Der Reporter war gar nicht abgeneigt, so zu verfahren. Er überlegte und sagte dann: »Ich sehe eine größere Chance. Wenn die Kerle in den nächsten Wochen losschlagen, vielleicht in den nächsten Tagen schon, dann muss ich dabei sein. Ich werde diesen Vorstoß vom Beginn bis zum Ende filmen. Unter diesem Gesichtspunkt könnten die zwei Teile, die du aus dem jetzt vorliegenden Material machst, sozusagen die Einleitung einer ganzen Serie sein. Sobald sie gesendet sind, liefern wir die Fortsetzungen.«

»Werden die so bald anfangen?« gab Ozawa zu bedenken.

»Sie werden«, sagte Kobukiri. »Eine solche Konzentration versammelt man nicht Monate vorher. Man schlägt los, bevor der Gegner aufmerksam geworden ist.«

»Wer sagt dir, dass er es nicht schon ist?«

Kobukiri nickte nur. »Das werde ich herausfinden.«

Sie tranken ihr Bier aus, und dann machte Kobukiri sich auf den Weg in ein Etablissement, das den unverfänglichen Namen »Aquarium« führte.

Mit der Besitzerin war Kobukiri befreundet. Selbst Ozawa wusste nicht, dass sein Chef zu dieser Dame weniger wegen der Genüsse ging, die sie zu bieten hatte, als vielmehr wegen der Neuigkeiten, die sie ihm mitteilen konnte.

Madame Ly, eine mollige Dreißigerin, zählte nämlich die Spitzen der Saigoner Armee zu ihren Stammkunden, wodurch das »Aquarium« eine Art Nachrichtenbörse für Eingeweihte

darstellte. Von Madame Ly hatte man stets eine ganze Menge interessanter Informationen erhalten können, die von der Regierung streng geheim gehalten wurden. Kobukiri rechnete sich aus, dass er hier auch diesmal das erfahren würde, was ihm zur Abrundung seines Berichts fehlte. Wusste sie etwas, dann war alles eine Frage des Preises.

Madame Ly staunte, als der Japaner bei ihr erschien. Er war lange nicht dagewesen. Sie ließ ihn freundlich lächelnd eintreten.

Kobukiri drückte der rundlichen Frau, die ein hochgeschlossenes Ao Dai trug, zur Begrüßung ein Päckchen in die Hand. Es enthielt ein Dutzend Filmkassetten für ihre Polaroidkamera, ein Instrument, das sofort nach der Aufnahme Bilder lieferte und das sie einem Amerikaner abgekauft hatte. Es war in ihrem Haus, wo begüterte Kunden bereit waren, eine ansehnliche Summe für ein Erinnerungsfoto mit einem der Mädchen auszugeben, eine Kostbarkeit. Nur waren die Patentkassetten mit dem Aufnahmematerial in Saigon äußerst selten zu haben und ließen sich außerdem im tropischen Klima nicht lange aufbewahren. Kobukiri sorgte gelegentlich für Nachschub, den er sich über seine Gesellschaft billig und zollfrei schicken lassen konnte. Madame Ly wusste das zu schätzen. Sie drückte das Päckchen an ihre Brust und strahlte den Japaner an. Sie geleitete Kobukiri in ihr Büro, das am Anfang eines langen Ganges lag, von dem mehr als ein Dutzend Türen zu den einzelnen Kabinen führten, in denen Madame Lys Mädchen ihre Kunden »behandelten«. Wie immer servierte sie dem Gast zunächst eine Flasche Coca Cola, bot ihm Zigaretten an und ließ sich mit ihm auf einer bequemen, gepolsterten Sitzbank nieder. Neben der Tür befand sich eine Tafel mit einer Anzahl Glühbirnen, die Madame Ly während der Unterhaltung im Auge behielt. Leuchtete eine auf, so gab es in einer der Kabinen Ärger mit einem Kunden.

»Sie sind lange unterwegs gewesen?« erkundigte sich

Madame Ly.

Kobukiri nickte. »Im Norden. Wochenlang. Ekelhafte Tour.«

»Hat sie sich gelohnt?«

Kobukiri lächelte. Er nippte an der Cola und machte einen langen Zug an der Zigarette. Dann sagte er: »Ich würde gern überprüfen, ob meine Augen mich nicht getäuscht haben. Ich habe so vieles gesehen, es fehlt mir ein Hinweis, wie ich es einordnen kann. Es gibt Rätsel im Norden.«

Madame Ly sah ihn erwartungsvoll an. Kobukiri wusste genau, dass sie längst begriffen hatte, was er wissen wollte, trotzdem sagte er: »Es ist schwer, das, was man sieht, in den richtigen Zusammenhang zu stellen. Was hört man hier über die Lage im Norden?«

Da lächelte die Frau. Ohne Umschweife erkundigte sie sich: »Was ist Ihnen eine Information wert?«

Kobukiri stellte sich unentschlossen: »Das kommt darauf an, was Sie wissen.«

»Khe Sanh?« fragte die Frau.

Kobukiri sah sie an. Sie lächelte. »Khe Sanh und östlich davon?«

»Sie treffen ins Schwarze.«

»Und Sie würden ins Schwarze treffen, Kobukiri-san, wenn Sie ahnten, dass ich nichts weiter brauche als zweihundertfünfzig Dollar und Ihre Freundschaft, möglichst lange.«

Kobukiri überrechnete schnell, wieviel japanische Yen ihn das kosten würde. Er konnte sie bei einem der indischen Geldwechsler eintauschen, zuerst gegen Saigoner Geld und dann in Dollars, dabei würde sich der augenblicklich günstigste Kurs ergeben. »Gut«, sagte Kobukiri kurz entschlossen. »Ich kann es morgen erledigen.«

Die Frau erhob sich und nahm ein kleines Tonbandgerät aus dem Schreibtisch, stellte es auf, legte eine Kassette ein und ließ

das Gerät anlaufen. Dann setzte sie sich wieder zu Kobukiri auf die gepolsterte Bank und griff nach einer Zigarette. Wenig später konnte Kobukiri die Stimme eines Mannes hören. Er sprach englisch und unterhielt sich mit einer Frau, deren Stimme Kobukiri nicht kannte. Der Amerikaner verabschiedete sich von der Frau, sagte ihr, wohin er fliegen müsse und wie lange es vermutlich dauern würde. Madame Ly kommentierte: »Oberst. US Air Force. Hubschrauberformation.«

Das Tonband lief eine halbe Stunde. Danach wusste Kobukiri, dass der Flieger mit seiner Hubschraubereinheit nach Khe Sanh verlegt wurde oder jedenfalls in die Nähe dieses Stützpunktes, und dass seine Einheit dort die 1. Saigoner Infanteriedivision antreffen würde. Sie war bereitgestellt mit dem Marschziel Tchepone in Laos. Die amerikanischen Hubschrauber würden die Saigoner Soldaten am Tage des Angriffs nach Laos fliegen und dort absetzen. Der Oberst rechnete damit, dass der ganze Einsatz in drei bis vier Wochen vorbei wäre. Madame Ly stellte das Tonband wortlos wieder ab, verstaute es in ihrem Schreibtisch und kam zu Kobukiri zurück.

»Noch Rätsel im Norden?«

Kobukiri schüttelte den Kopf. »Also doch Laos«, sagte er. Als er die Frau fragte, ob es Anzeichen für den Beginn der Aktion gäbe, zuckte Madame Ly nur die Schultern und meinte: »Kein Datum. Aber ich glaube, es kann sich nur noch um Tage handeln.«

Diese Einsicht hatte Kobukiri inzwischen auch gewonnen. Er entschloss sich, so schnell es ging, den Text für seine letzten Filmaufnahmen auszuarbeiten und dann sofort wieder in Richtung Khe Sanh abzureisen.

Die Frau blickte ihn fragend an. »Sie sehen abgespannt aus, Kobukiri-san. Eine Behandlung?«

Kobukiri sah auf die Uhr. Schließlich meinte er: »Eine Massage könnte ich brauchen.«

Die Frau nickte. »Ich werde May rufen, sie ist frei.«

Sie erhob sich und führte ein kurzes Telefongespräch. Dann wandte sie sich an Kobukiri. »Ich habe ihr gesagt, Sie seien müde und müßten noch arbeiten. Sie wird Sie so behandeln, dass Sie sich danach frisch fühlen. Raum sieben.«

Kobukiri griff in die Tasche und zog ein Päckchen Piasternoten hervor, aber die Frau winkte ab. »Sie sind heute mein Gast, Kobukiri-san. Geben Sie May ein Trinkgeld, und vergessen Sie nicht die Dollars.«

Sie geleitete ihn zur Tür, freundlich lächelnd, und er bedankte sich bei ihr, wortreich, wie ein Japaner der alten Schule.

Als er zwei Stunden später im »Mekong« in seinem Zimmer saß, vor sich das Mikrofon seines Tonbandgeräts und den Kommentar für den Film sprechend, fühlte er sich ziemlich frisch; aber später würde er doch starken Tee kochen müssen, das ahnte er.

Ozawa war noch unterwegs. Kobukiri sprach seinen Text frei in das Mikrofon. Er bezeichnete die Angriffsvorbereitungen im Norden als Einleitung eines militärischen Abenteuers und äußerte, dass diese gut ausgerüsteten Truppen, die lange ausgebildet worden waren und die zu den Eliteeinheiten Saigons gehörten, bei dem Unternehmen, zu dem sie sich anschickten, trotzdem keine Chance haben würden.

Es war früher Morgen, als er fertig war. Nach einigem Überlegen brachte er einen Sperrvermerk von vier Tagen an. Bis dahin, so glaubte er, müßte die Aktion begonnen haben. Doch bevor er sich schlafen legte, stellte er noch sein Gepäck zurecht, die Tasche mit Kamera und neuen Filmen, die Ozawa vorbereitet hatte, und seine persönlichen Gegenstände. Er würde in zehn Minuten reisefertig sein, sobald er geweckt wurde.

Kobukiri merkte nicht, dass Ozawa sein Zimmer betrat. Es

war gerade Tag geworden. Der Assistent nahm das Tonband, das Kobukiri besprochen hatte, und ging in sein Zimmer zurück, wo er es abhörte und sich Notizen machte, an welchen Stellen er Geräusche würde einschneiden müssen. Er stutzte, als er hörte, wie Kobukiri über die Aktion dachte, die bevorstand. Eine Weile betrachtete er die Landkarte und suchte die Straße Nr. 9. Während das Band weiterlief, machte er sich mit den Namen der Ortschaften bekannt, die auf laotischem Gebiet an der Straße lagen. Als er alles gehört hatte, schrieb er Kobukiri einen Zettel. Er teilte ihm mit, dass er Film und Text so abschicken würde, dass keine Saigoner Behörde sie zu Gesicht bekäme.

Während Kobukiri fest schlief, heftete Ozawa den Zettel mit einer Büroklammer an die Jacke des Reporters. Dann ging er frühstücken, und als er den letzten Schluck des bitteren, kohlschwarzen Morgenkaffees hinuntergewürgt hatte, machte er sich auf den Weg zur Entwicklungsanstalt. Ein Teil des Materials würde bestimmt schon fertig sein, und man konnte mit der Arbeit anfangen. Ozawa hatte begriffen, dass Kobukiri dabei war, den sensationellsten Bericht seit Jahren zu liefern.

Die Straße Nr. 9

Zwischen dem 15. und dem 20. Breitengrad zieht sich in einer Länge von etwa sechshundert Kilometern eine hohe Bergkette durch Indochina. Die Truong Son, an vielen Stellen höher als tausend Meter, bildet über lange Strecken so etwas wie eine natürliche Grenzbarriere zwischen Vietnam und dem westlichen Nachbarn Laos.

Es gibt nur wenige Stellen, an denen die Gebirgskette überquert werden kann. Eine davon ist der Ai-Lao-Paß. Durch ihn führt die einzige ausgebaute Straße, noch in der französischen Kolonialzeit als strategischer Verkehrsweg angelegt und mit der Bezeichnung Straße Nr. 9 bedacht.

Diese Straße beginnt in Dong Ha, unmittelbar am Südchinesischen Meer. Dong Ha ist ein recht bedeutender Marktflecken und liegt nur knapp zwanzig Kilometer südlich der Demarkationslinie, die die DRV von Südvietnam trennt. Die US-Truppen haben hier eine ihrer größten Basen. Dazu verläuft durch den Ort noch die ebenfalls bedeutsame Straße Nr. 7, die längste aller strategischen Straßen Indochinas. Sie beginnt im Norden der DRV, etwa an der chinesischen Grenze, und führt bis zur Grenze Kambodschas im Süden. Als Kreuzungspunkt beider Straßen gewann Dong Ha für die amerikanische Invasion große Bedeutung, zumal hier der Zugang vom Südchinesischen Meer durch die Mündung des Cua-Viet-Flusses selbst für große Schiffseinheiten möglich ist.

Westlich der Stadt führt die Straße Nr. 9 nur noch für ein Dutzend Kilometer durch flaches Land, danach schlängelt sie sich hinauf in die Berge. Zu beiden Seiten tun sich oft tiefe Schluchten auf. Den Ai-Lao-Paß, die Wasserscheide zwischen dem Mekong und dem Quang-Tri-Fluss, passiert sie nach dreiundsechzig Kilometern, und von hier ab verläuft sie sanft bergab durch Khe Sanh und schließlich durch Lao Bao.

Danach kommt Laos. Entlang dem Nordufer des Tchepone-

Flusses führt die Straße zwischen dicht mit Wald und niedrigem Buschwerk bewachsenem Bergland, immer zwischen den Erhebungen bleibend, in langen, gewundenen Tälern westwärts. Nur einige kleine Ortschaften liegen in ihrer Nähe, Dörfer mit höchstens einigen hundert Einwohnern.

Erst Tchepone ist wieder eine Stadt, das Verwaltungszentrum der laotischen Provinz Savannakhet. Einst war diese Stadt einer der bedeutendsten Marktplätze von Südlaos, heute besteht sie im wesentlichen nur noch aus Ruinen. Amerikanische Bombenflugzeuge haben während der Jahre des Vietnamkrieges, der seit Beginn auch laotisches Gebiet in Mitleidenschaft zog, unzählige Tonnen Sprengstoff über Tchepone abgeladen. Die Invasoren vermuteten hier in der durch die laotische Befreiungsbewegung beherrschten Stadt Nachschubzentren, Waffenlager und den Sitz militärischer Stäbe.

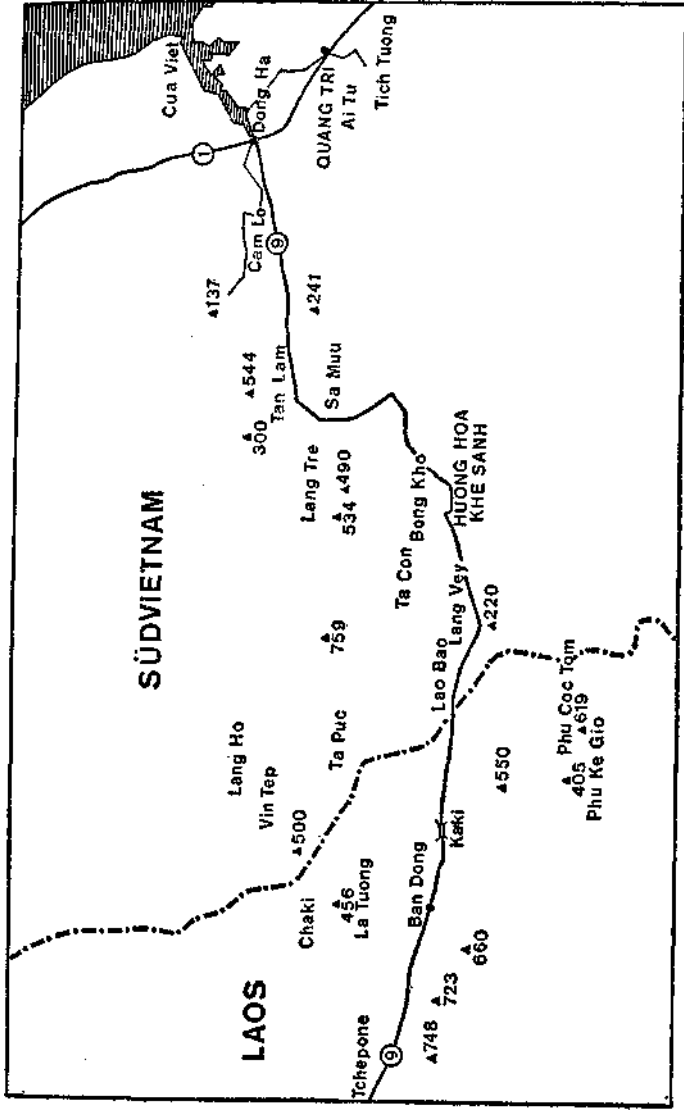
So kam es, dass die Steingebäude des Stadtkerns ausbrannten und zusammenstürzten, während sich von den leichteren Behausungen kaum noch Spuren entdecken lassen. Auf den Plätzen, an denen sie standen, ist hohes Gras gewachsen. Die Mehrzahl der überlebenden Einwohner wurde von den Pathet-Lao-Behörden evakuiert, um sie vor weiteren Angriffen zu schützen. In ihrer Lebensweise unterschieden sich die Menschen im Süden kaum von den Bewohnern der befreiten Gebiete in Nordlaos, die seit Jahren ein Dasein in weitverzweigten Felshöhlen führten, um durch das pausenlose Luftbombardement weniger gefährdet zu sein.

Westlich von Tchepone schlängelt sich die Straße mehr als hundert Kilometer durch dicht bewaldetes Gelände und durchläuft zwei weitere Distriktshauptstädte: Muong Phine und Phalane. Von Muong Phine an führt eine weitere wichtige Straße südwärts zum Bolovensplateau, nach Saravane, und von dort über Pakse in der Mekongniederung weiter nach Kambodscha, wo sie die Bezeichnung Nr. 13 bekommt. Über

Stung Treng und Kratie führt sie wieder zur südvietnamesischen Grenze und verläuft hinter Snuol über den wichtigen Stützpunkt der Saigoner Truppen Tay Ninh direkt nach Saigon. Wenn die Straße 9 schließlich hinter Phalane in das dichter besiedelte Gebiet in der Mekongniederung mit seinem Zentrum Savannakhet mündet, erreicht sie eine Gesamtlänge von 328 Kilometern. Sie stellt die einzige auch bei Regen einigermaßen befahrbare Verbindung zwischen der Küste des Südvietnamesischen Meeres und dem Mekongtal her, und zusammen mit den Straßen Nr. 23 und Nr. 13 verbindet sie alle Zentren auf dem Ostufer des Mekong - Luang Prabang, Vientiane, Thakhet und Pakse - mit Kambodscha und der südvietnamesischen Hauptstadt Saigon.

Ganz gewiß waren es strategische Überlegungen, die gerade den Besitz der gesamten Straße Nr. 9 seit Beginn des Vietnamkrieges für die USA zum Traumziel machten. Nachdem eine Unzahl von Kommandounternehmungen fehlgeschlagen war, leiteten die amerikanischen Truppen größere Aktionen ein. Die Ortschaft Khe Sanh wurde zu einer Art »Dschungelfestung« ausgebaut, mit riesigen Hubschrauberarsenalen, Waffen- und Munitionsdepots und mit kampferprobten Marinetruppen besetzt.

Bereits während der Tetoffensive im Frühjahr 1968 waren große Küstengebiete in der Gegend um Dong Ha von den Befreiungsstreitkräften erobert worden. Danach griffen sie Khe Sanh an. Sie taten das zur nicht geringen Überraschung der Amerikaner mit schweren Waffen und Panzern. Der amtierende Präsident Johnson gab an die Einheiten des US-Marinekorps, die Khe Sanh besetzt hielten, die Parole aus, eher zu sterben, als den Stützpunkt aufzugeben. Doch die vielgerühmte und in Dutzenden von Aggressionen erprobte Elitetruppe der USA konnte ihrem Nimbus im Feuer der Befreiungsstreitkräfte nicht gerecht werden.



Im Juli 1968 musste Khe Sanh aufgegeben werden. Die arg angeschlagenen Marines wurden ausgeflogen, da auch die Straßen um den Stützpunkt herum im Besitz der Befreiungsfront waren. Zudem warfen laotische Befreiungskräfte die Reste der Vientianer Truppen und ihre amerikanischen Helfer aus den westlich der Grenze zu Südvietnam gelegenen Gebieten bis weit hinter Phalane zurück.

So erstreckten sich nun die befreiten Gebiete von Südlao in einem mehr als hundert Kilometer breiten Streifen entlang der südvietnamesischen Grenze, von Kambodscha im Süden bis in den Norden, zum ebenfalls befreiten Gebiet der Ebene der Tonkrüge.

Für die Befreiungskräfte der drei indochinesischen Nachbarländer Laos, Kambodscha und Vietnam bot das eine Menge Vorteile. Abgesehen von der leichteren Lösung des Nachschubproblems für die im tiefen Süden operierenden Truppen der Befreiungsfront Südvietnams, bedeutete die geographische Verbindung der befreiten Gebiete vor allem die Möglichkeit zur Koordinierung militärischer Aktionen.

Die Aggression der USA richtete sich grundsätzlich gegen alle drei Länder. Also war es nötig geworden, auch ihre Abwehr über die Landesgrenzen hinweg zu organisieren. Gerade diese sich im Laufe der Zeit verstärkende gemeinsame Kampffront erwies sich als gefürchtete Waffe. Dadurch konnten die Aggressoren ihr Ziel, die Befreiungsstreitkräfte zu dezimieren und die eigenen Positionen auszubauen, nicht erreichen. Im Gegenteil: Die Situation der amerikanischen und Saigoner Truppen verschlechterte sich in wachsendem Maße.

Unter dem Eindruck dieser Entwicklung regte sich der Gedanke an eine Eroberung der Straße Nr. 9 erneut in den Köpfen der US-Strategen. Von einem Schnitt quer durch das nördliche Südvietnam und durch das südliche Laos versprachen sie sich eine letzte, entscheidende Verbesserung

ihrer Position auf dem indochinesischen Kriegsschauplatz. So begann Ende 1970 eine intensive Luftaufklärung. Kommandos der Special Forces und Saigoner Rangergruppen drangen in Südlaos ein und erkundeten das Gelände.

Die laotischen Befreiungsstreitkräfte spürten diese emsige Tätigkeit und erkannten sehr bald, dass es sich dabei um Anzeichen für einen massierten Angriff handelte. Sie verstärkten ihre Truppen und bereiteten sie auf den bevorstehenden Einfall vor. Allerdings taten sie das sehr geschickt, so dass die amerikanischen Luftaufklärer Filme in ihre Stützpunkte zurückbrachten, auf denen das Gebiet um die Straße Nr. 9 ruhig und verlassen unter der Sonne lag.

Zu Beginn des Jahres 1971 wurden in den amerikanischen Kommandostellen die Vorbereitungen für die Aktion gegen Südlaos mit verstärktem Eifer betrieben. Der Oberbefehlshaber der US-Truppen in Südvietnam, General Abrams, teilte seinen Washingtoner Vorgesetzten mit, dass er gezwungen sei, das taktische Konzept völlig zu ändern.

Die bisher unter der Bezeichnung »Search and Destroy« (Suchen und Zerstören) durchgeführten Aktionen hatten ihr Ziel nicht einmal annähernd erreicht. In kostspieligen Unternehmungen waren Expeditionen in Gebiete gemacht worden, in denen man größere Einheiten oder Stäbe der Befreiungsfront vermutete. Doch jedesmal stieß man ins Leere. Man zerstörte eine nicht geringe Anzahl vietnamesischer Dörfer und tötete Zivilisten, aber die Kräfte der Befreiungsfront erreichte man nicht.

Um sich zu rechtfertigen, deklarierte die US-Armee jedes vernichtete Dorf nachträglich als feindlichen Stützpunkt. Jeder getötete Bauer wurde als »Vietcong« bezeichnet und galt auf diese Weise als getöteter Feind. Selbst Frauen und Kinder wurden zu den »vernichteten Feinden« gezählt.

Wenn diese Methode auch zunächst unangenehme Rückfragen aus den höheren Stäben verhinderte, so änderte sie

doch auf die Dauer nichts an der prekären Lage der amerikanischen Truppen und ihrer Saigoner Gefolgsleute auf dem Kriegsschauplatz. Es gelang ihnen einfach nicht, die Truppen der Befreiungsfront zu fassen, geschweige denn sie zu schlagen.

In Anlehnung an den Plan seines Vorgängers Westmoreland erklärte Abrams, dass es darauf ankomme, die Verbindungs- und Nachschubwege der Befreiungsfront zu sperren und somit ihre Kampftruppen langsam zu zermürben. Er fügte das Konzept einer solchen Aktion bei und legte seine Aufklärungsergebnisse vor. Danach musste es möglich sein, entlang der alten Kolonialstraße Nr. 9 über Tchepone hinaus vorzudringen, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Von Tchepone aus würde es möglich sein, den Mekong zu erreichen. Die Linie des Vorstoßes würde befestigt werden können, und man hätte somit die operativen Verbände der südvietnamesischen Befreiungsfront von ihren laotischen Verbündeten und von jeglichem Nachschub abgeschnitten. Den Rest würden die Saigoner Truppen nach und nach selbst erledigen können, nämlich die einzelnen Einheiten der Befreiungstruppen aufzuspüren und mit massierten Angriffen unter dem Einsatz aller verfügbaren Technik zu vernichten.

Das Pentagon entschloss sich, diesen Plan zu realisieren. Ganz gewiß barg er ein Risiko, aber die Vorteile waren unverkennbar. Man würde die Befreiungskräfte vor die Entscheidung stellen, entweder dem Kampf entlang der Straße Nr. 9 aus dem Wege zu gehen und sich mit der Durchtrennung ihrer Verbindungslinien abzufinden oder sich den vorstoßenden Verbänden zum Kampf zu stellen und dabei von der Wucht der technischen Kampfmittel, die Abrams einzusetzen gedachte, zerschmettert zu werden. Man wollte unter allen Umständen das Kräfteverhältnis in Indochina entscheidend zugunsten der USA und Saigons verändern. Zudem würde ein Sieg an der Straße 9 für die moralisch nicht sehr gefestigte Saigoner Armee

bedeutungsvoll sein. Er würde ihr Selbstvertrauen erhöhen. Nixon selbst verlor auch nicht aus dem Auge, dass eine solche spektakuläre Aktion in Indochina jenen Kreisen in den USA den Wind aus den Segeln nähme, die behaupteten, er betriebe in Vietnam eine Politik der Kapitulation.

General Abrams war hochofregot, als er von Washington grünes Licht für seine Laosoperation bekam. Die Starterlaubnis für das Unternehmen sah allerdings anders aus, als der Oberbefehlshaber erwartet hatte. Das Pentagon bestand darauf, dass die Bodentruppen, die nach Laos eindringen sollten, sich lediglich aus Angehörigen der Saigoner Armee zu rekrutieren hatten. Den US-Truppen oblag es, sie durch Fliegerkräfte zu unterstützen, ihnen schweres Material in jeder gewünschten Menge zur Verfügung zu stellen und ihre rückwärtigen Dienste zu organisieren. Die Absicht war klar zu erkennen: Vietnamesen sollten den Kampf ausfechten, während die Vereinigten Staaten im Hintergrund blieben und nur ihre Technik einsetzten.

Abrams hätte eine spektakuläre Schlacht mit einem amerikanischen Sieger auf dem Kriegsschauplatz nicht ungero gesehen. Nun aber sollte die Saigoner Armee beweisen, dass sie in der Lage war, die Befreiungsstreitkräfte zu schlagen.

Der Oberbefehlshaber brauchte mit den Saigoner Verbündeten nicht lange über die Aktion zu debattieren. Thieu sagte sofort zu. Er war überzeugt davon, dass seine Truppen mit dem amerikanischen Potential im Rücken einen glorreichen Sieg erringen würden und dass auf diese Weise das abbröckelnde Ansehen seines Staatsgebildes entscheidend aufgefrischt werden konnte. Die Befehle für die Vorbereitungen gingen sofort an die Truppenkommandeure hinaus, und bald bereitete sich die Elite der Saigoner Armee auf den Vorstoß nach Laos vor.

Oberkommandierender wurde der Befehlshaber des 1. Militärbezirks der Saigoner Truppen, der ehrgeizige

Generalleutnant Hoang Xuan Lam. Aber General Lam hatte mit der Gefechtsplanung so gut wie nichts zu tun. Sie oblag den beiden amerikanischen Generalen Weyand und Sutherland, die Abrams nach Khe Sanh geschickt hatte und die ihm gegenüber verantwortlich für das waren, was an der Straße Nr. 9 geschah.

Bisher war der Plan für den Laosvorstoß unter der Deckbezeichnung »Dewey Canyon II« gelaufen. Als Abrams jetzt das Startsignal bekam, wurde ihm gleichzeitig mitgeteilt, man habe die amerikanische Codebezeichnung durch eine vietnamesische ersetzt, um auch auf diese Weise darauf aufmerksam zu machen, dass es sich um eine Operation der Saigoner Armee handele, bei der die US-Truppen lediglich assistieren. Ab sofort lautete die Deckbezeichnung in Anlehnung an eine siegreiche Schlacht der Vietnamesen im Altertum »Lam Son 719«.

Die Straße Nr. 9 lag ruhig und verlassen. Wenige Kilometer hinter der Grenze, die bei Lao Bao verlief, war der Fahrweg bereits sehr stark mit Gras bewachsen. Seit vielen Jahren hatte ihn niemand mehr benutzt. Der Wald zu beiden Seiten war hier noch dicht. Erst weiter landeinwärts hatten amerikanische Flugzeuge rechts und links der Straße Pflanzengift versprüht und die Vegetation in breiten Streifen vernichtet. Aber nicht überall hatte sich das Gift voll entfalten können. Regenfälle hatten es in den Erdboden gewaschen, bevor es die Pflanzen stärker schädigen konnte. Es hatte sich gezeigt, dass die Wirkung des Giftes abnahm, wenn sie von den Wurzeln aus erfolgte. Die größten Verwüstungen waren dort angerichtet worden, wo das Pulver wenigstens einige Stunden auf den Blättern gelegen hatte. So gab es Abschnitte an der Straße, die nach wie vor von dichtem, verfilztem Dschungel gesäumt waren. Andernorts wieder standen kilometerweit nur kahle Stämme, und selbst das Buschwerk war vertrocknet. Dort, wo der Wald noch gesund war, gab es Stellen, an denen die Straße

nicht passierbar war. Im Laufe der Jahre hatten die Bäume sich über die Fahrbahn ausgebreitet. Es würde einiger Bulldozer bedürfen, um hier vorwärtszukommen. Das geeignetste Verkehrsmittel war immer noch das Fahrrad, und ein solches benutzte auch Hauptmann Kham Sit, ein Mann von etwas mehr als zwanzig Jahren, klein und schlank, der in dieser Nacht auf der Straße Nr. 9 westwärts fuhr, auf die längst entvölkerte Siedlung Kaki zu, von der es nur noch Ruinen gab.

Kham Sit hatte einen weiten Weg zurückgelegt, bevor er hier in der Nähe von Kaki stationiert worden war. Seine Kindheit hatte er in der Gegend um Sam Neua, weit im Norden, verbracht, in jener Gebirgsgegend, in der die Pathet Lao seit Beginn des Befreiungskampfes ihre stärksten Stützpunkte hatte. Als Bauernsohn hatte er frühzeitig gelernt, mit dem Büffel Feldarbeiten zu verrichten. Er war es gewohnt, in der Natur zu leben. In die Stadt war er nur zuweilen gekommen, wenn er zum Markt fuhr. Seine Eltern waren seit Jahren tot. Die Siedlung, in der sie lebten, war eines Nachts im Gebrüll detonierender amerikanischer Bomben untergegangen. Nahezu alle Einwohner waren ums Leben gekommen. Niemand konnte die Flugzeuge hören oder sehen, denn es waren riesige B-52, die von Udon in Thailand kamen und die höher als zehntausend Meter flogen. Elektronisch gesteuert, klinkten sie ihre Bomben über der winzigen Siedlung aus, so dass die Trichter der Einschlüge kaum mehr als ein paar Dutzend Meter voneinander entfernt lagen. Es war ein blitzschneller, unvermuteter Schlag aus dem dunklen Nachthimmel gewesen, ein Orkan von Feuer und Eisen. In Sekunden war alles vorbei. Kham Sit war damals bereits bei den Befreiungsstreitkräften. In den Bergen um Sam Neua hatte er seine Ausbildung absolviert und dann eine jener Militärschulen besucht, die sich in tiefen Felshöhlen befanden. Nach seinen ersten Einsätzen in der Ebene der Tonkrüge war er Korporal, geworden. Eine leichte Verwundung brachte ihm

einen Lazarettaufenthalt ein, ebenfalls in einer bombensicheren Felshöhle. Hier hatte er sich gemeinsam mit anderen Leichtverletzten nicht nur damit beschäftigt, auf kleinen, versteckten Feldern Reis und Gemüse anzubauen, sondern er hatte begonnen, sich für Motoren zu interessieren.

Es war ein alter Traum von ihm, eines Tages am Steuer eines Lastwagens zu sitzen und das schwere Fahrzeug über enge, gewundene Gebirgsstraßen zu lenken. Als seine Vorgesetzten merkten, dass er sich eingehend mit dem Funktionieren des Motors befaßte, dass er schnell begriff und bald in der Lage war, kleine Reparaturen an Pumpen und Elektrogenatoren vorzunehmen, schickten sie ihn zu einem Lehrgang für Kraftfahrer. Kham Sit brachte ihn mit Auszeichnung hinter sich. Aber danach bekam er trotzdem keinen der schweren sowjetischen Lastwagen anvertraut, mit denen die Befreiungsarmee ihren Nachschub transportierte.

Um diese Zeit wurden die ersten Einheiten der laotischen Volksbefreiungsarmee mit Panzern ausgerüstet. Kham Sit gehörte zu den ersten, die einen Schwimmpanzer lenkten, einen der modernsten Kampfwagen, die sich auf dem laotischen Kriegsschauplatz ausgezeichnet bewährten.

Kham Sit ähnelte vielen jener Bauernjungen, die sich die Technik eroberten; er kannte keine Ruhe. Für ihn gab es keine festgesetzte Dienstzeit, er war immer bei seinem Panzer, und er schlief auch am liebsten in dem Fahrzeug. Es gab bald keine Schraube und keinen Bolzen, die er nicht untersucht hatte, er konnte den Panzer nicht nur fahren, er bildete sich in der Bedienung der Kanone ebenso aus wie in der Beherrschung des Funkgeräts. Den Motor behandelte er mit einer Sorgfalt, als wäre er ein lebendiges Wesen. Er hörte die kleinste Unregelmäßigkeit heraus und ruhte nicht, bis er die Ursache gefunden hatte. Der Soldat beherrschte bald den schweren Kampfwagen wie ein Musiker sein Instrument.

Wenn er unter dem dichten Blätterdach im Wald saß und im

Kreise anderer Mitkämpfer dem Taktiklehrer zuhörte, der den Besatzungen die besten Methoden des Einsatzes erläuterte, ihnen Aufgaben stellte und an einem kleinen Geländemodell ganze Gefechte durchexerzierte, dann war Kham Sit in seinem Element.

Vorbei waren die Zeiten, in denen es auf dem indochinesischen Kriegsschauplatz nur amerikanische Panzer gegeben hatte und die Befreiungstreitkräfte sich darauf beschränken mussten, deren Angriffe abzuwehren. Heute fuhren sie Modelle, die denen der Amerikaner überlegen waren. Ihre Kanone schoss weiter, ihre Eigenschaften im Gelände waren besser, und zudem waren sie so robust gebaut, so genial einfach konstruiert, dass bei ihnen Defekte, mit denen die amerikanischen Panzer dauernd zu kämpfen hatten, fast gar nicht auftraten.

Zwei Offizierslehrgänge hatte Kham Sit absolviert. Heute kommandierte er eine Panzereinheit, die aus dem Norden hierher verlegt worden war. Mit dem Fahrrad war er bis wenige Kilometer an die Grenze zu Südvietnam herangefahren, zu einem Operationsstab, wo es eine Lagebesprechung gegeben hatte. Über eine Stunde lang war von Aufklärern über die Truppenkonzentrationen der Saigoner Armee jenseits der Grenze berichtet worden. Die Angaben waren sehr genau. Man kannte nicht nur die Einheiten, die um Khe Sanh zusammengezogen worden waren, sondern man wusste auch schon, für welche Woche die Operation geplant war. Dass die Saigoner einen Vorstoß nach Südlaos hinein versuchen würden, war schon länger bekannt. Jetzt aber war es gelungen, den Beginn aufzuklären, und es gab auch ein ziemlich genaues Bild über die Ziele des Vorstoßes.

Die zur Beratung zusammengezogenen Kommandeure der dezentralisiert im Gebiet um die Straße Nr. 9 bereitgestellten Panzertruppen hatten lange über geeignete taktische Maßnahmen beraten. Es würde nicht möglich sein, in dem

gebirgigen, unübersichtlichen Gelände mit großen Panzertruppenteilen zu operieren. Also entschloss man sich, kleinere Abteilungen zu bilden, die nach einem bestimmten System stationiert wurden und auf Abruf innerhalb ihres Aktionsradius angreifen konnten. Als voraussichtliche Ziele gegnerischer Luftlandungen wurden einige der strategisch wichtigen Erhebungen in unmittelbarer Nähe der Straße vermutet. Die Eindringlinge würden versuchen, diese Höhen zu besetzen und von dort aus mit eingeflogener Artillerie und mit Hilfe der amerikanischen Luftflotte zunächst das Gelände um die Straße unter Kontrolle zu bringen.

Man konnte den Gegner daran hindern, die Höhen in Besitz zu nehmen. Aber die Beratung ergab, dass es besser sein würde, wenn man ihm zwar bei seinen Luftunternehmungen Widerstand entgegensetzte, ihn aber in dem Glauben ließ, er könnte sich zunächst festsetzen und Material nachziehen. Griff man ihn an, wenn er sich in genügender Stärke auf den Höhen eingerichtet hatte, dann würde seine Niederlage schwerer ausfallen. Auch Kham Sit sprach sich für diese Taktik aus.

Gleichzeitig wurden Maßnahmen für die Luftabwehr beschlossen. Es war zu erwarten, dass der Gegner mit starker Luftunterstützung angriff. Bevor die Kräfte der Befreiungsarmee sich zum Gegenangriff entfalteten, mussten die Fliegerkräfte so dezimiert werden, dass sie später kaum noch Einfluss auf die Entscheidung nehmen konnten. Die Befreiungsstreitkräfte verfügten über genügend Luftabwehrwaffen, sowohl über leichtere Maschinengewehre, die gegen tieffliegende Maschinen eingesetzt werden konnten, als auch über elektronisch gesteuerte Flak und Raketen, mit denen Gegner in größerer Höhe bekämpft werden konnten. Nach gründlichen Erwägungen erging der Befehl, den Vorstoß der Saigoner Truppen zunächst elastisch abzufangen. Danach würde der eigene Gegenangriff in die Entfaltungsbewegung des Gegners hineingeführt werden.

Kham Sit radelte eilig nach Kaki. Unweit des Ortes lagen einige der Panzer, die zu seiner Abteilung gehörten. Sein eigenes Fahrzeug befand sich einige Kilometer nordwestlich des nächsten kleinen Dorfes Ban Dong. In Kaki warteten bereits die Kommandanten der in der Umgebung stationierten Panzer auf ihn. Kham Sit hielt eine kurze Besprechung mit ihnen ab und kontrollierte noch einmal die Kampfbereitschaft. Es wurden für jeden Panzer die inzwischen angelegten Kraftstoffdepots eingeteilt, ebenso die Stellen, an denen er aufmunitionieren konnte.

Als Kham Sit nach einer weiteren halben Stunde durch Ban Dong fuhr, war es schon Nacht. Er meldete sich beim Wachhabenden, ließ sein Fahrrad zurück und machte sich zu Fuß auf den Weg, der ihn in nördlicher Richtung aus der zerbombten Ortschaft hinausführte. Zwischen bewaldeten Höhenzügen lagen einige tiefe Schluchten, dann und wann gab es grasbewachsene Ebenen. Kham Sit hielt sich nach einigen Kilometern wieder westlich, gelangte in ein mit niedrigem Buschwerk bewachsenes Gelände und stieß hier auf die ersten Posten seiner Abteilung. Er meldete sich zurück und erfuhr, dass die Panzerkommandanten bereits auf ihn warteten.

Die Panzer waren am Rande eines Dschungelstreifens eingegraben, so dass sie auch bei Tag aus der Luft nicht auszumachen waren. Ihre Fahrt von Sam Neua bis hierher hatten sie in vielen Etappen zurückgelegt, immer darauf bedacht, nicht durch die Luftaufklärung geortet zu werden. Meist waren sie bei Nacht gefahren. Im Bereitstellungsraum angekommen, hatten sie vorbereitete Gruben vorgefunden, in denen sie sofort verschwanden. In Minutenschnelle wurden sie mit frischem Grün getarnt, das regelmäßig erneuert werden musste, damit die Infrarotgeräte der amerikanischen Luftaufklärer, die auf abgestorbenes Blattwerk reagierten, sie nicht ausfindig machen konnten. Im Laufe der Zeit waren die Männer der Abteilung wahre Meister in der Überlistung der

technischen Instrumente des Gegners geworden.

Munition und Kraftstoff waren an so vielen Stellen dezentralisiert gelagert, dass der Gegner nirgendwo nennenswerte Mengen orten konnte. Seine Suchgeräte sprachen auf die geringen Vorräte nicht an. Die Panzerfahrer aber wussten, dass sie auf einer bestimmten Route innerhalb einiger Minuten ihr Fahrzeug wieder aufgetankt und aufmunitioniert bekommen konnten, zwar nicht auf einmal, aber dafür mit Sicherheit.

Die ganze Gegend, in der die Panzer standen, wirkte für den uneingeweihten Betrachter völlig leer. Es existierten auch keine Spuren, die auf Menschen hindeuteten. Die laotischen Soldaten hatten es längst gelernt, solche Spuren zu vermeiden. Man fand keine Kochstellen und keine Latrinen. Wenn gekocht wurde, dann tat man das auf kleinen, transportablen Öfchen, die unmittelbar danach wieder in Höhlen verschwanden, deren Eingänge für den Uneingeweihten nicht zu entdecken waren. Die Asche wurde in Bäche gestreut oder vergraben. Jede Panzerbesatzung hatte eine unterirdische Unterkunft, in der sie ruhen konnte. Bei Tage, wenn keine gegnerischen Flugzeuge in der Luft waren, machten die Soldaten Dienst an den Fahrzeugen oder pflegten ihre Waffen. Auf ein Zeichen hin verschwanden sie spurlos.

Kham Sit traf die Kommandanten in der Stabsunterkunft, einer geräumigen Höhle, die mit Baumstämmen abgestützt war. Darin stand ein roh zusammengezimmelter Kartentisch, ein paar Benzinlampen verbreiteten helles Licht. Von der Höhle führten Gänge zu anderen unterirdischen Verstecken. Es gab unterirdische Lazarette, die man für die im Kampf zu erwartenden Verwundeten vorbereitet hatte. Selbst Ärzte und Krankenschwestern waren schon da und hielten sich bereit. Kham Sit kannte das alles seit Wochen. Er nahm die Schale Reis, die ihm einer seiner Kameraden reichte, und aß hungrig. Dabei begann er seine Gedanken zu ordnen. Es kam darauf an, die Abteilung so lange versteckt zu halten, bis sie überraschend

in den Kampf eingreifen konnte. Also musste man die Tarnung weiter vervollständigen.

Auf dem langen Weg bis zu den Bereitstellungsräumen an der Straße Nr. 9 waren den Panzern stets Gruppen von Soldaten gefolgt, die sorgsam die von den schweren Ketten hinterlassenen Spuren verwischten, so dass der Gegner aus der Luft keinen Hinweis auf ihr Vorhandensein bekam. Erst wenn das Gefecht begann, würde der Gegner überhaupt merken, dass er es mit Panzern zu tun hatte. Kham Sit verbrachte eine gewisse Zeit damit, den übrigen Panzerkommandanten an Hand der Landkarte die nötigen Einweisungen zu geben; er beriet mit ihnen Anfahrtswege und mögliche Hinterhalte, die man vorbereiten konnte. Zum Schluß fragte ihn einer seiner Kameraden, welche Einheiten der Saigoner Truppen ihnen gegenüberstehen würden. Kham Sit teilte die Ergebnisse der Aufklärung mit.

»Vorläufig wissen wir, dass es sich um den größten Teil der Ersten Saigoner Infanteriedivision handelt, um mehrere Bataillone Luftlandetruppen und Marineinfanteristen, Teile der Zweiten Saigoner Division und vier Bataillone ihrer Panzerbrigade.«

»Flugzeuge?«

Kham Sit gab zurück: »Bisher haben die Amerikaner ungefähr achthundert Helikopter um Khe Sanh herum und in anderen Stützpunkten konzentriert. Dazu kommen erfahrungsgemäß noch Jagdbomber. An Bodentruppen haben die Amerikaner die Erste Brigade ihrer Fünften Motorisierten Infanteriedivision bereitgestellt, außerdem Teile der Hundertsten Luftlandedivision und der America 1.«

»Die kennen wir«, bemerkte einer der Kommandanten. Er lächelte. »Das sind jene, die sie ihre Elite nennen. Wir haben sie schon einmal so gejagt, dass sie uns fast ihre gesamte Ausrüstung hinterließen. Bei Lang Vey.«

Kham Sit dachte bei sich: Sie werden kämpfen, bevor sie

laufen. Er hatte keine Illusionen über die Schwere der Auseinandersetzung, die bevorstand. Die Kampftaktik würde vor allem darüber entscheiden, ob man diesen Gegner von Beginn an so zermürben, ihn in so unerwartete und ausweglose Situationen manövrieren konnte, dass sich seine Kräfte auflösten. Er sagte: »Die Saigoner werden etwa dreißigtausend Mann auf die Beine bringen. Damit müssen wir rechnen.«

Eingehend erläuterte er, wie nach den Ergebnissen der Aufklärung die Absichten des Gegners eingeschätzt wurden und wie ihnen begegnet werden sollte. Er beendete die Besprechung erst, als er den Eindruck hatte, dass es keine Fragen mehr gab. Dann befahl er den Kommandanten, schlafen zu gehen und auch am Morgen möglichst weiter zu ruhen, um Kraftreserven für den bevorstehenden Kampf zu speichern.

Er verließ die Stabsunterkunft und ging dorthin, wo sein Panzer abgestellt war. Kham Sit strich mit der Hand über die Ketten. Er hätte es lieber gesehen, wenn das Fahrzeug blitzblank geputzt gewesen wäre, jede Schramme geglättet und über und über mit Altöl abgerieben, wie zu einer Parade; aber statt dessen war der Panzer völlig mit rötlich-brauner Erde bedeckt, die man in Wasser aufgelöst und mit Palmbüschelein auf den Stahl aufgetragen hatte. Es gab keine Stelle, an der sich bei Sonnenlicht ein Reflex zeigen würde. Von weitem ließ sich der Panzer nicht von einem Erdhaufen unterscheiden. An seiner Kanone waren Zweige befestigt. Es würde schwer sein, in dieser rötlich-braunen Erderhebung mit den paar Zweigen aus einiger Entfernung einen Schwimmpanzer zu erkennen. Kham Sit war zufrieden. Während er mit der Hand nachdenklich über den Stahl strich, öffnete sich die Turmluke, und der Fahrer erschien, ein junger Bursche aus Sam Neua, den Kham Sit bestaunte, weil er im Gegensatz zu seinen Kameraden kaum Schlaf zu benötigen schien. Kham Sit winkte ab, als der Fahrer ihm vorschriftsmäßig melden wollte. Er legte den Finger auf die Lippen und bedeutete ihm, die anderen

Besatzungsmitglieder nicht zu wecken. Der Fahrer kletterte herab und trat neben seinen Kommandanten.

»Geht es los?«

»Noch nicht«, gab Kham Sit zurück. »Warum schläfst du nicht?«

Der Fahrer lächelte: »Ich habe den halben Tag geschlafen, wie es befohlen war. Jetzt bin ich wach.«

»Hast du gegessen?«

Der Fahrer nickte. »Es gab Reis mit Gemüse und Fleisch. Wir haben alle soviel gegessen, dass wir danach ganz faul waren. Dabei ist noch Reis übriggeblieben. Wir haben volle Vorratsbeutel. Am Abend wurden noch Süßigkeiten verteilt.«

Er zog ein Päckchen davon aus der Tasche seiner Bluse. Kham Sit warf einen Blick darauf. Die Süßigkeiten waren in Hanoi hergestellt worden. In der bunten Verpackung hatte Kham Sit sie noch nicht gesehen, aber er kannte sie als Erzeugnis der Bauern, die einfach Rohrzucker mit Erdnußkernen mischten, auf geöltem Papier erstarren ließen und dann in Stücke schnitten. Damit sie nicht klebten, wurden sie in Sesamkörnern gewälzt.

»Gib mir ein Stück«, bat er den Fahrer. Er knabberte eine Weile darauf herum, schmeckte die Süße. Der Fahrer lächelte und vertraute ihm an: »Wir haben eine Menge davon im Wagen!« Kham Sit nickte. Seine Gedanken waren bereits einige Tage voraus. Er stellte sich vor, wie der Panzer die Deckungsgrube verließ, wie er mit hoher Geschwindigkeit südwärts fuhr, auf die Straße zu. Er glaubte das vertraute Geräusch des schweren Motors zu hören, das Gerassel der Ketten, und er glaubte für einen Augenblick, die Augen an der Zieloptik zu haben. Dann erinnerte er sich, dass es Nacht war und dass er eigentlich auch schlafen sollte. Er tippte an die Mütze und riet dem Fahrer: »Sei leise, weck die anderen nicht!«

Danach ging er davon. Einige hundert Meter entfernt lag der

Eingang zu einer Höhle, in der Kham Sit schlief. Er kroch an den zur Tarnung aufgestellten Zweigen vorbei in die dunkle Öffnung und gelangte nach einigen Metern in einen Raum, dessen Decke mit starken Bambusstämmen abgestützt war. Hier schliefen eine Anzahl anderer Panzerkommandanten. Kham Sit legte sich auf einen freien Platz, wickelte sich in seine Decke und war bald fest eingeschlafen.

Unterbrechung des Geschäfts

Der schwere Fünftonner, der langsam an die Kontrollstelle heranfuhr, hatte Kisten geladen. Man sah sie, denn nicht überall wurden sie von der etwas zerfledderten Plane verdeckt. Der Fahrer hielt an, öffnete die Tür und lehnte sich hinaus. Aber die QCs, die einheimischen Militärpolizisten, die um das Postenhaus herumstanden, nahmen keine Notiz von dem Fahrzeug.

Hier, im alten Saigoner Hafen, den man vergrößert und modernisiert hatte, oblag allein ihnen die Kontrolle. Wer kontrolliert wurde und mit welcher Intensität das geschah, bestimmten die Saigoner Behörden, und es gab kaum einen höheren Beamten, der nicht direkt oder auf Umwegen aus dem Hafen Profit zog. Meist bekam er Bestechungsgelder, damit bestimmte Ladungen ungehindert passieren konnten. Aber es gab auch eine Reihe von Beamten, die direkt am Schmuggel beteiligt waren. Übertroffen wurden die Beamten des Saigoner Regimes in ihrer korrupten Geschäftigkeit nur noch von den höheren Militärs, die ebenfalls darauf sahen, dass für sie ein recht großes Stück abfiel.

Es gab vielerlei Möglichkeiten, sich zu bereichern, wenn man Offizier war. Zunächst hatte es sich eingebürgert, dass die Truppenoffiziere unter sich die Verfügungsgewalt über die Kantinen aufteilten. Die Essenausgabe und der Verkauf von Bier, Schnaps und Zigaretten an die Soldaten verschafften den Offizieren ansehnliche Einnahmen. Doch war ihnen das Geschäft damit noch nicht einträglich genug. Deshalb deckten sie den Warennachschub für ihre Kantinen nicht etwa durch Einkauf, sondern sie ließen die notwendigen Artikel einfach stehlen. Diebstahl im großen Stil oder Hehlerei waren unter den höheren Rängen der Saigoner Armee im Laufe der Zeit zu Kavaliersdelikten geworden.

Meist spielten sich die Diebstähle im Hafen selbst oder auf

den Straßen ab. Die Fahrer der Transportlastwagen waren fast ausnahmslos Einheimische. Sie waren entweder korrumpiert, oder sie wurden mit vorgehaltener Waffe gezwungen, ihre Ladungen herauszugeben. Auf die unendlich vielen Anzeigen, die bei der südvietnamesischen Polizei wegen solcher Delikte einliefen, gab es nie eine Antwort. Einerseits war es der Saigoner Polizei gar nicht möglich, die Täter festzustellen, andererseits aber waren die entscheidenden Beamten ebenfalls bestochen und sorgten dafür, dass Anzeigen auf dem Dienstwege verschwanden.

Jedermann im Saigoner Verwaltungsapparat wusste, dass der Raub von Gütern häufig unter stiller Teilhaberschaft der allerhöchsten Militärs ausgeführt wurde und die Generäle mit Geld spekulierten. Aus der Tatsache, dass die Amerikaner an ihre Truppen eine Art Besatzungsgeld ausgaben, die MPCs, sogenannte Military Payment Certificates, die das Aussehen von Geldscheinen hatten und in ihrem Wert dem Dollar entsprachen, ergab sich eine Möglichkeit zu umfangreichen spekulativen Geschäften. Die MPCs durften nur vom militärischen US-Personal in dafür vorgesehenen Einkaufseinrichtungen in Zahlung gegeben werden. Gegenüber vietnamesischen Geschäftsleuten hatten sie offiziell keinen Wert. Da aber für die amerikanischen Soldaten verschiedene Sonderregelungen bestanden, ergab sich die entscheidende Voraussetzung für einen schwarzen Markt: US-Soldaten tauschten ihre MPCs bei vietnamesischen Geldwechslern, die meist Strohmänner hoher Saigoner Generale waren, in Dollars - ein Geschäft, bei dem die Geldwechsler den Vorteil hatten, mit den MPCs rare US-Waren einzukaufen und mit großem Gewinn absetzen zu können. Die amerikanischen Soldaten wiederum profitierten aus der Umtauschquote. Außerdem konnten sie die Dollars - im Gegensatz zu den MPCs - in die Vereinigten Staaten überweisen.

So hatte es sich eingebürgert, dass Saigoner Geschäftsleute im Auftrag hoher Offiziere in ihren Läden fast alle Waren anboten, die eigentlich nur in den für die US-Soldaten eingerichteten PX-Läden verkauft werden durften. Hinzu kamen erhebliche Mengen an gestohlenem oder ausrangiertem Ausrüstungsmaterial, vom Feldanzug über Dschungelschuhe, Ferngläser oder Sprechfunkgeräte bis zu Panzerfahrzeugen, Gewehren und anderen Handfeuerwaffen jeglicher Art.

Ausländer, die sich darüber erstaunt zeigten, dass man mit diesen Gegenständen eine ganze Armee hätte ausrüsten können, erhielten die lakonische Antwort, der Verkauf von Kriegsmaterial sei offiziell zwar untersagt, werde aber durch Schwarzgeschäfte amerikanischer Militärpersonen belebt, und es sei daher schwer, ihn einzudämmen.

In der Tat wurde der schwarze Markt vor allem durch hohe Saigoner Generäle versorgt, die amerikanische Ausrüstungssendungen und ausrangiertes Kriegsmaterial meist waggonweise verschoben. Es war schon vorgekommen, dass ganze Schiffsladungen spurlos im Saigoner Hafen verschwanden, um danach im Einzelhandel aufzutauchen. Das umfangreiche Geschäft der Währungsspekulation hatte sich längst über die Grenzen des Saigoner Gebiets ausgedehnt. Banken in Hongkong waren eingeschaltet worden, ebenso Geldinstitute in Thailand und auf den Philippinen. Neben dem Geschäft mit dem Rohopium, das in großen Mengen aus dem Lande geschmuggelt wurde und den Schiebern Millionenbeträge einbrachte, war der schwarze Markt Saigons mit gestohlenen oder auf andere Art auf die Seite gebrachten amerikanischen Lieferungen das einträglichste Geschäft.

Major Dai Nam, ein untersetzter Mann, der ein Regiment der 1. Saigoner Luftlandedivision befehligte, hatte bereits vor längerer Zeit seine Fühler ausgestreckt, um sich in das große Geschäft einzuschalten, das der Krieg möglich machte. Dai Nam war Berufssoldat. Er stand bei seinen Vorgesetzten in

dem Ruf, Kommandos jeglicher Art auszuführen, und seine Truppe mit äußerster Brutalität einzusetzen. Daher konnte er sich einige Freiheiten herausnehmen, die anderen versagt waren. So hielt sich Dai Nam zum Beispiel nur selten bei seiner Einheit auf, wenn diese in Saigon stationiert war. Er besaß eine Villa in der Hauptstadt, und es hieß, dass sich darin drei sehr ansehnliche junge Frauen um ihn bemühten. In der Zeit, die er nicht bei seiner Einheit verbrachte, beschäftigte er sich mit der Regelung seiner Geschäfte. Nur wenige Leute wussten, dass er dabei ähnlich skrupellos vorging wie bei den Unternehmungen, zu denen er mit seiner Truppe von Zeit zu Zeit ausrückte.

Am Anfang hatte Dai Nam mit einer kleinen Zahl Vertrauter aus seinem Kommando Ladungen amerikanischer Kampfrationen an sich gebracht, die in großen Containerfahrzeugen aus dem Hafen herausgeschafft wurden. Die Fahrer solcher Frachten wurden bestochen. Sie parkten ihre Fahrzeuge einige Kilometer außerhalb des Hafens und entfernten sich für eine halbe Stunde. Die kurze Zeit genügte, um die Container auf Armeefahrzeuge aus der Truppe Dai Nams umzuladen und damit zu verschwinden. Die Fahrer meldeten, sie seien von Trupps der Befreiungsfront überfallen worden, und niemand fand etwas dabei.

Nach und nach gelangte Dai Nam zu einem gewissen Anfangskapital, indem er die Rationen an die Kantinen seiner Einheit verkaufte oder auf den schwarzen Markt lancierte. Dann ging er zu Artikeln über, die von größerem Wert waren. Er postierte seine Leute im Hafen und ließ sich über die Frachtlisten einlaufender Schiffe orientieren. Schnell begriff er, dass Farbfernsehgeräte und elektrische Waschmaschinen den größten Gewinn brachten, ebenso elektrische Kühlschränke, die in dem tropischen Land von begüterten Leuten gern gekauft wurden. Dai Nam änderte auch bald das System seiner Raubzüge; er machte sich nicht mehr die Mühe, die Ladungen

irgendwo auf offener Straße in seine Armeefahrzeuge umzuladen.

Er kaufte ein Grundstück außerhalb Saigons, ein ehemaliges Kloster, das seit längerer Zeit unbewohnt war und dessen Gebäude durch Kampfhandlungen gelitten hatten. Unter den Gebäuden befanden sich ausgedehnte Kellerräume, die inzwischen als Lagerhallen für seine geraubten Güter dienten. Alles lief wie am Schnürchen. Dai Nam hatte den verantwortlichen Beamten im Hafen bestochen, und der Fahrer erklärte, die Leute von der Befreiungsfront hätten seine Ladung ausgeräumt. In Wirklichkeit hatte er seinen Lastzug zu dem verfallenen Kloster gelenkt, wo Dai Nams Soldaten warteten. Sie luden die Fracht ab, und der Fahrer kassierte seine Bestechungssumme, worauf er seelenruhig in den Hafen zurückfuhr und den Verlust meldete.

Dies alles war inzwischen so zum normalen Ablauf geworden, dass Dai Nam selbst kaum noch an den Aktionen teilnahm. Er beschränkte sich auf die Entgegennahme von Meldungen über neu eingetroffene Waren und regelte den Absatz. Den Rest besorgten einige von ihm speziell dafür abkommandierte Männer seines Regiments.

Auch an diesem Abend, als der Fünftonner an der Ausfahrtschranke am Saigoner Hafen stehenblieb, war Dai Nam nicht anwesend. Eine Sendung Kofferfernseher sollte für ihn eingebracht werden. Der Fahrer war informiert, dass er außerhalb des Hafens einen Mann aufnehmen sollte, der ihn zu der Stelle dirigierte, wo die Fracht entladen werden würde. Aber an diesem Abend ereignete sich einer jener Zwischenfälle, die es in letzter Zeit schon einige Male gegeben hatte und die drohten, das Geschäftskonzept Dai Nams und auch anderer Leute seines Schlages durcheinanderzubringen.

Die QCs an der Schranke überprüften den Fünftonner nicht. Sie ließen ihn nach einigen Minuten Wartezeit passieren. Inzwischen allerdings hatten sie aus der Wachstube ein

Telefongespräch geführt. Davon wusste der Fahrer nichts. Er hielt ahnungslos an, als unweit des Hafens ein Mann am Straßenrand auftauchte und winkte. In der Annahme, dies sei der Abgesandte Dai Nams, ließ der Fahrer ihn zu sich in die Kabine einsteigen und bot ihm eine Zigarette an. Er ließ sich von ihm Feuer geben und blickte verblüfft auf die Pistole, die der Mann plötzlich in der Hand hielt. »Bruder«, sagte der Fahrer beklommen, »die Pistole ist nicht nötig, ich weiß auch so, wo es langgeht,«

Der Fremde machte ihn knapp aufmerksam: »Du weißt gar nichts. Und jetzt fährst du geradeaus, oder es knallt!«

Da fügte sich der Fahrer. Er merkte, dass es auf Cholon zuing. Er kannte die Zusammenhänge nicht, aber er vermutete, dass der Major Rivalen bekommen hatte. In Cholon, der Chinesenstadt mit ihrem Gewirr von unübersichtlichen Straßen und Gassen, dirigierte der Fremde ihn bis zur Rückseite eines Lagerschuppens und befahl ihm, den Motor abzustellen. Er führte ihn in den Schuppen, wo ihn einige Männer erwarteten, die ihn nach Waffen abtasteten und dann in einen kleinen Raum sperrten.

Draußen luden die Fremden flink die Container ab und verstaute die Fracht in dem Lagerschuppen. Es kam darauf an, schnell zu arbeiten, denn vor dem Vordereingang des Schuppens warteten bereits einige andere Fahrzeuge, die die Ladung aufnehmen wollten. Alles lief in weniger als einer halben Stunde ab. Die Abholer sahen den Lastzug nicht, und der Fahrer, den der Anführer, ein noch junger Bursche mit langem Haar, schließlich wieder aus dem verschlossenen Raum holte, war erstaunt, weil in dem Schuppen nicht ein einziger Behälter mehr zu sehen war. Der Anführer brachte den Fahrer bis zu seinem Lastzug. Er öffnete ihm die Tür zur Fahrerkabine und schärfte ihm ein: »Du fährst langsam hinter meiner Honda her. Wenn ich dir das Zeichen gebe, hältst du an. Wir werden dich dann fesseln, damit man glaubt, du wärest überfallen

worden. Auf diese Weise bekommst du keine Schwierigkeiten mit deinem Major. Über den Rest schweigst du. Tust du es nicht...« Er machte eine Bewegung mit der Pistole.

Ängstlich fügte sich der Fahrer. Aber dann überlegte er, dass er sich unter Umständen eine gute Belohnung verdienen könnte, wenn er den Anführer dieser Diebesbande überwältigte und dem Major auslieferte. Sie fuhren aus der Stadt hinaus. Hier war nur noch wenig Verkehr. Der Fahrer blickte in den Außenspiegel. Er sah kein Fahrzeug hinter dem Lastzug, also war der Anführer allein. Während die Straßenbeleuchtung immer spärlicher wurde, entschloss sich der Fahrer zum Handeln. Als der Anführer mit seiner Honda an den Straßenrand fuhr, um das Stoppzeichen zu geben, trat der Lastzugfahrer das Gaspedal voll durch. Der Fremde, eben abgestiegen, konnte nicht mehr ausweichen, wurde von der Stoßstange des Lastzuges erwischt, zu Boden geworfen, und dann rollte der Wagen über ihn hinweg.

Ein paar Dutzend Meter hinter der Honda hielt der Fahrer an, sprang aus der Kabine und zog den arg zugerichteten Toten auf die Ladefläche. Dann schwang er sich auf die Honda und raste zum nächsten Telefon zurück.

Er war mit der Maschine wieder bei dem Lastzug angelangt, als aus der Stadt schon ein Jeep mit dem Major heranpreschte. Dai Nam hörte sich schweigend an, was ihm der aufgeregte Fahrer erzählte. Dann warf er einen Blick auf den Toten und suchte in dessen Taschen nach einer Kennkarte. Er fand nichts.

Der Major überlegte. Was der Fahrer erzählte, stimmte offenbar. Er war immer zuverlässig gewesen und hatte sogar Mut bewiesen, indem er den Mann überfuhr. Der Major ging an den Jeep, griff nach einem schweren Armeefunksprechgerät und rief den Leuten, die in dem verfallenen Kloster auf sein Erscheinen warteten, zu: »Sofort in die Fahrzeuge. Wir treffen uns am Stadion, vor Cholon!«

Zwanzig Minuten später traf der Jeep am Stadion einen

Lastwagen voller Soldaten. Der Major winkte ihnen, ihm zu folgen. Der Fahrer des Lastzuges dirigierte den Jeep, in dem auch die Leiche des Überfahrenen lag, zu dem Lagerschuppen. Als sie dort ankamen, war alles still. Das Schloss der Tür gab nach, nachdem einer der Soldaten es mit einer Axt bearbeitet hatte. Der Schuppen war leer; aber den geübten Augen des Majors entgingen nicht die Spuren, die beim Umladen der Fracht entstanden waren.

Er brach die Suchaktion ab und wandte sich an den Lastzugfahrer. »Bring dein Fahrzeug zurück. Das mit dem Raub erledige ich.« Der Mann entfernte sich mit vielen Dankesworten, denn der Major hatte ihm ein paar Geldscheine zugesteckt.

Dai Nam ging nachdenklich zu seinem Jeep zurück. Dort lag der Tote. Er befahl seinen Soldaten, den Mann in den Schuppen zu tragen und mitten in dem großen Lagerraum hinzulegen. Aus seiner Kartentasche, die er am Koppel befestigt hatte, nahm er ein großes Blatt Papier und schrieb darauf: »Beim nächsten Versuch dieser Art werden alle Beteiligten nebeneinander tot hier liegen.« Er unterzeichnete es nicht. Die Leute würden ohnehin wissen, mit wem sie es zu tun hatten. Wie er seine Drohung wahr machen sollte, das wusste der Major allerdings noch nicht. Aber er verlor keine Zeit. Der Jeep brachte ihn zu seiner Villa. Dort führte er einige längere Telefongespräche mit Hehlern, die er persönlich kannte und mit denen er selbst Geschäfte abwickelte. Jedem von ihnen schärfte er ein, dass sie ihn sofort benachrichtigen sollten, wenn ihnen in nächster Zeit Kofferfernsehgeräte angeboten würden. Das Netz war ausgelegt. In einer der vielen Maschen würden sich die Täter fangen, so hoffte der Major.

Er saß noch unschlüssig an seinem Schreibtisch, als das Telefon läutete. Zunächst glaubte er, dass einer der Hehler anriefe. Aber es war ein Dienstgespräch aus dem Stab der 1. Luftlandedivision, und die Mitteilung an ihn lautete militärisch

knapp: »Sofort in Marsch setzen. Maschine wartet in Tan Son Nhut. Abflug zum Einsatzort unverzüglich nach Eintreffen in Tan Son Nhut.«

Dai Nam legte den Hörer auf und stieß einen Fluch aus. Der Anruf hatte ihn unangenehm daran erinnert, dass es sich bei den Geschäften, die er in Saigon betrieb, eigentlich nur um eine Nebenbeschäftigung handelte. Berufssoldat zu sein brachte es mit sich, dass unvermittelt ein Kommando erging, dem man ohne Widerspruch zu folgen hatte.

Eine Weile blieb Dai Nam noch am Schreibtisch sitzen und rauchte. Mit der Handfläche strich er über das polierte Teakholz der Tischplatte. Das schwere Möbelstück hatte einmal im Büro eines französischen Kautschukgroßhändlers gestanden, aber an ihm waren wohl die wenigsten Geschäfte abgewickelt worden, denn es wies nicht den geringsten Kratzer auf. Dai Nam hatte es ebenso billig erworben wie die Villa mit ihren Klimaanlage, den schweren Teppichen und all dem übrigen Luxus, in dem der Major sich wohl fühlte.

Dabei war Dai Nam keinesfalls im Luxus aufgewachsen. Ein Jahr vor Dien Bien Phu hatten ihn die Franzosen rekrutiert, als Hilfssoldat, der zunächst nicht einmal eine Waffe bekam. Der Sohn des kleinen Kaufmanns, der in der Tu Do mit frischem Gemüse handelte, arbeitete beim Bau von Straßen und bei der Beförderung von Nachschub. Erst als sich der französische Indochinafeldzug seiner Endphase näherte, bekam auch Dai Nam, zusammen mit anderen, eine militärische Ausbildung.

Seine Truppe wurde nach dem Norden transportiert und dort in einer Anzahl von Gefechten mit der vietnamesischen Volksarmee so aufgerieben, dass man sie nicht mehr einsetzen konnte. Die übriggebliebenen Männer wurden anderen Einheiten zugeteilt. Dai Nam kam als Bewacher in ein Munitionsdepot, das in die Luft flog, noch bevor die Franzosen im Mai 1954 bei Dien Bien Phu endgültig geschlagen wurden.

Dai Nam überlebte die Katastrophe, weil er gerade dienstfrei hatte und sich in der Siedlung herumtrieb, die sich in der Nähe des Depots befand. Er hätte in dem allgemeinen Durcheinander, das der Explosion folgte, verschwinden können, aber er tat es nicht.

Solange er als Hilfssoldat diente, hatte er stets die französischen Offiziere beneidet, jene gutgekleideten, lässig ihren Dienst versehenden Männer, die über nahezu alles verfügten, wovon ein Vietnameser nur träumen konnte. Dai Nam war klug genug zu begreifen, dass der Kampf, in dem er selbst auf der Seite der Franzosen diente, das Zeitalter des Kolonialismus in diesem Land beenden würde. Er begriff auch, dass die Vietminh so viel Zuspruch aus allen Teilen der Bevölkerung hatten, weil sich der Wunsch nach der Beseitigung der Kolonialherrschaft zu einer echten Volksbewegung entwickelte.

Aber alles das, was die abwirtschaftenden Kolonialherren ihren Söldnern in dieser letzten Phase ihrer Herrschaft noch einhämmerten, war bei Dai Nam nicht ohne Wirkung geblieben. Er glaubte in der Tat daran, dass der Kommunismus, der nach den Worten seiner französischen Ausbilder ganz Vietnam bedrohte, die persönliche Freiheit liquidieren würde. Doch Dai Nams Sehnsucht war, einmal das Geschäft des Vaters zu übernehmen, es auszubauen, sich eines jener modernen französischen Autos anzuschaffen, eine junge, ansehnliche Frau zu suchen und ein Leben zu führen, das sich durch guten Verdienst bei nicht allzu erschöpfender Arbeit auszeichnete. Je öfter er den Reden seiner Ausbilder zuhörte, desto mehr festigte sich seine Überzeugung, dass es keinen anderen Weg zur Erfüllung seiner persönlichen Wünsche gäbe als den Kampf gegen die Vietminh. Daher nahm er die Chance nicht wahr, sich nach der Explosion des Depots einfach aus dem Staube zu machen. Er meldete sich wieder bei seinen Vorgesetzten, und bald danach setzte man ihn bei der

Beförderung von Luftfracht für das eingeschlossene Dien Bien Phu ein. Er versah diesen Dienst, bis die Festung fiel. Danach wurde er nach Saigon zurückbeordert, wo man ihn zu einer Einheit versetzte, die offiziell nicht mehr dem französischen Kommando unterstand. Sie wurde später, nachdem sich in Südvietsnam ein neues reaktionäres Staatswesen etabliert hatte, zum Reservoir, aus dem die neuen Machthaber Ausbilder für ihre Armee schöpften.

Die Franzosen zogen ab, und die Amerikaner nisteten sich in Südvietsnam ein. Zuerst in geringer Zahl, dann aber engagierte sich Washington von Monat zu Monat stärker. Die amerikanischen Ausbilder, die die Armee des Südstaates zu einem schlagkräftigen Instrument gegen die DRV aufbauten, bedienten sich solcher Leute wie Dai Nam, mit denen sie die Kommandoposten besetzten. Dai Nam machte einige Kurse mit. Er hatte an der Fliegerei Gefallen gefunden, man testete ihn, aber er bestand diesen Test nicht. Schließlich landete er bei der neugegründeten 1. Luftlandedivision, in der die Amerikaner die besten und zuverlässigsten Leute sammelten, derer sie habhaft werden konnten. Männer wie Dai Nam, die auf eine Dienstzeit in französischem Sold zurückblicken konnten, wurden bald befördert und gehörten fortan zum Kern der Truppen des neuen Saigoner Regimes.

Er schätzte sich glücklich, als er mit einigen anderen dazu ausgewählt wurde, für einige Monate an einem Lehrgang für Kompanieführer teilzunehmen. Allerdings schickte man ihn nicht, wie er gehofft hatte, in die Vereinigten Staaten, sondern nur bis nach Manila.

Dai Nam gewöhnte sich schnell die Umgangsformen der Amerikaner an, ihre Lebensart, die ihm anfangs so fremd vorgekommen war. Bald ahmte er sie unbewusst nach. Er aß und trank wie sie, er lernte ihre Sprache und sprach sie betont lässig, er liebte ihr Popkorn und ihre Comics, begeisterte sich für ihre Footballspiele und versuchte überhaupt, ihnen so viel

wie möglich zu gleichen. Für die Hintergründe des Geschehens um ihn her hatte er sich nie interessiert. Er hatte einfach Partei genommen, aus Gewohnheit heraus und aus einer vagen Sympathie für die Lebensweise, die die Amerikaner mit ins Land gebracht hatten, eine Lebensweise, die sich der Durchschnittsbürger natürlich nicht würde leisten können, wohl aber zum Beispiel der Offizier, der in der von den Amerikanern geschulten Armee diente und dort einen Kommandoposten bekleidete.

Bei seinen Vorgesetzten galt Dai Nam als zuverlässiger Offizier. Über seine Nebengeschäfte sah man höflich hinweg, denn sie ließen sich mit dem Verhaltenskodex der Saigoner Armee durchaus vereinbaren. Dieser Verhaltenskodex sah ohnehin nicht viel mehr vor, als dass ein Offizier sich bei seinen Nebengeschäften vorzusehen hatte, damit möglichst kein öffentlicher Aufruhr entstand.

Die Legende, die sich um die unnachsichtige Härte Dai Nams gegenüber den Kommunisten gebildet hatte, war entstanden, kurz nachdem er zum Major befördert worden war. Um diese Zeit hatte er unweit von Kontum Dienst getan. Eines Tages hatten Soldaten seiner Einheit einen kommunistischen Agitator gefangengenommen, der sich in einem Dorf aufgehalten hatte. Es war ein Mann in Dai Nams Alter, und er stammte offenbar aus Saigon, das hörte man an seiner Aussprache. Seit Monaten zeigten sich die Bewohner der umliegenden Dörfer aufsässig. Die Bauern wollten der Saigoner Armee nichts liefern, die Frauen verkrochen sich, wenn Soldaten erschienen, und die Kinder liefen davon. Dai Nam war fest davon überzeugt, dass es dafür nur einen Grund gab. Die Bevölkerung war von kommunistischen Agitatoren aufgehetzt worden. Deshalb nahm er sich den Gefangenen persönlich vor. Der Mann leugnete nicht, agitiert zu haben. Bei ihm war keine Waffe gefunden worden. Dai Nam fragte ihn: »Hattest du keine Angst?«

»Vor dir?« fragte der Mann zurück. »Die Bewohner der Dörfer haben mich länger als ein Jahr versteckt, so dass keiner von deinen Soldaten mich finden konnte. Du müßtest vor ihnen Angst haben, nicht ich vor dir!«

Dai Nam hörte sich das schweigend an. Dann rief er zwei Soldaten und erteilte ihnen im Beisein des Gefangenen den Befehl: »Durchprügeln. Nehmt Zigaretten und brennt ihn damit. Danach die Wasserkur. Das drei Tage. Zu essen nichts. Nur Wasser zu trinken, damit er nicht krepirt. Am vierten Tag will ich ihn wieder sehen. Dann wird er wissen, wie man mit einem Offizier spricht!«

Am vierten Tag hatten die Soldaten den Gefangenen tragen müssen, denn er war nicht mehr in der Lage zu gehen, Seine Kniescheiben waren zerschlagen. Seine Haut wies Dutzende von Brandmalen auf. Das Gesicht schillerte bläulich von den Schlägen. Die Adern in den Augäpfeln waren bei der Wasserkur geplatzt, und jetzt waren die Augen blutunterlaufen. Aber der Mann begegnete Dai Nam nicht anders als zuvor. Als der Major ihn fragte, ob er Schmerzen habe, antwortete er: »Das geht dich nichts an.« Dai Nam machte sich ein Vergnügen daraus, den Mann nochmals der gleichen Tortur zu unterwerfen. Als er ihn erneut vorgeführt bekam, merkte er, dass der Agitator Mühe hatte, den Kopf geradezuhalten. Er erkundigte sich: »Bist du bereit, alles zu sagen, was du weißt?« Der Agitator erwiderte: »Ich brauche nichts zu verheimlichen. Sie wissen jetzt, wer ihr seid und für wen ihr hier steht.«

Dai Nam ging um den Mann herum und besah sich dessen von Brandmalen gezeichneten Rücken. Einige Wunden waren bereits vereitert. Ihn packte kalte Wut. Der Mann gab sich nicht geschlagen. Er antwortete aufsässig, statt um sein Leben zu betteln. Er würde ohnehin in ein paar Tagen unter der Erde sein, aber immerhin wäre es für Dai Nam eine innere Befriedigung gewesen, wenn der Mann ihn wenigstens durch einige bittende Worte als Herrn über Leben und Tod anerkannt

hätte. Er tat es nicht.

Für Dai Nam war es längst beschlossene Sache, dass der Mann zu sterben hatte. Was der Major hier erlebte, das gab es auf dem Schlachtfeld in anderer Art. Die Angehörigen der Befreiungsfront gaben sich nie geschlagen. Selbst wenn sie hohe Verluste hatten oder wenn sie umzingelt waren, schlugen sie sich bis zum letzten Atemzug. Fanatismus? Für Dai Nam gab es keine andere Erklärung. Aber wenn er diesem Gefangenen zuhörte, kam es ihm so vor, als genüge die Erklärung nicht. Hinter dieser Haltung steckte mehr. Fanatismus allein war das nicht. Es offenbarte sich eine Art Siegesicherheit bei diesem Mann, die ihm unbegreiflich war. Wo nahm er die Sicherheit her, mit der er sprach ?

»Du bist ein Idiot«, sagte der Major schließlich. »Wir hätten dich in ein Lager gesteckt, und du wärest nach ein paar Jahren entlassen worden. Lebendig. So aber wirst du sterben. Niemand wird dir helfen.«

»Dir auch nicht, wenn es soweit ist«, entgegnete der Gefangene. »Die Amerikaner werden euch eines Tages verlassen. Die ganze Welt wird sie zwingen, aus dem Lande zu gehen. Dann bleibt nur ihr übrig. Ich möchte nicht in eurer Haut stecken!«

Dai Nam sah zu, als er erschossen wurde. Er versuchte sich darüber klarzuwerden, weshalb er diesen Mann hasste. Er fand es nicht heraus. Er wusste nur, dass er ihn wie auch die anderen schon allein wegen ihrer Haltung hasste. Sie beschämten einen in dem Augenblick, in dem man sich überlegte, was man wohl selbst tun würde, wenn man in eine vergleichbare Situation käme. Manchmal fürchtete sich Dai Nam ein wenig vor dem, was vielleicht eines Tages auf ihn zukommen könnte. Er wurde stets wütend, wenn seine Gedanken sich selbständig machten und ihm ins Bewusstsein brachten, dass er selbst eine weitaus schlechtere Figur abgeben würde als dieser Agitator.

Es gehörte zu den Eigenschaften des Krieges, den die USA

ständig eskaliert hatten, dass weder die amerikanischen noch die Saigoner Soldaten für die Ziele begeistert waren, um derentwillen sie kämpfen sollten. Für Leute wie Dai Nam gab es wenigstens noch den Nützlichkeitsaspekt. Er wusste, dass er ein Nichts sein würde, wenn der Gegner siegte und er das überhaupt überlebte. Es würde aus sein mit seinem guten Sold, mit der Villa und den Frauen, mit den einträglichen Nebengeschäften, mit allem. Aber für die Mehrzahl seiner Soldaten gab es nicht einmal diese Überlegung. Sie waren nur durch gute Verpflegung, durch kleine Vergünstigungen und durch die Aussicht auf gelegentliche Privatbeute bei der Stange zu halten. Es hatte sich gezeigt, dass die am Einfall in Kambodscha beteiligten Soldaten plötzlich eine Menge ungewohnter Initiative entwickelten. Doch man erkannte, dass es nicht der Kampf gewesen war, der sie begeistert hatte, oder die Aussicht zu siegen, sondern vielmehr die Chance, in jedem eroberten kambodschanischen Dorf Läden voller interessanter Artikel vorzufinden, die man stehlen konnte, vom Fahrrad über das japanische Kofferradio bis zum französischen Kognak. Nicht zu reden von den Mädchen, mit denen man anstellen konnte, was einem gefiel.

Dai Nam erhob sich schließlich aus seinem Stuhl hinter dem schönen Teakholzschreibtisch und rief seinen Adjutanten aus dem Nebenzimmer herein. Er trug ihm auf, das notwendigste Gepäck bereitzulegen und den Jeep vorfahren zu lassen. Er selbst ging noch einmal durch das Haus. Die Diener, die er in der Villa zurückließ, waren Soldaten seiner Einheit, die hier in Zivil Dienst taten. Er ärgerte sich ein wenig über den Mißerfolg an diesem Abend. Die Ladung war so gut wie verloren. Selbst wenn sich in den nächsten Tagen eine Spur fände, könnte er sie nicht verfolgen, weil er sich im Einsatz befand. Dai Nam wusste auch, welcher Art dieser Einsatz sein würde. In den Stabsbesprechungen hatte der Gedanke an eine Laosinvasion bereits seit Monaten feste Gestalt angenommen.

Nun begann sie. Das bedeutete, dass Dai Nams Regiment eine harte Belastungsprobe zu bestehen hatte.

Der Major übergab seinem Adjutanten, der in der Villa zurückblieb, einige Briefe, die zu überbringen waren, und trug ihm auf, die bereits eingeleiteten Geschäfte in den nächsten Tagen abzuwickeln. Dann ging er in seinen Schlafraum, zog sich um und nahm das Gepäck auf. Der Fahrer saß bereits im Jeep. Dai Nam kletterte zu ihm und gab ein wenig barsch das Zeichen abzufahren. Er rauchte ununterbrochen, bis das Fahrzeug ihn am Flugplatz absetzte. Der Fahrer trug das Gepäck durch die Kontrollen, und Dai Nam bestieg die Transportmaschine, in der sich bereits eine Anzahl anderer Offiziere befand. Wenig später ließ der Pilot die Motoren anlaufen, die Türen wurden geschlossen, und die Maschine rollte an.

Es war noch tiefe Nacht, als das Flugzeug schließlich auf der Piste in Khe Sanh aufsetzte. Dai Nam landete hier nicht zum erstenmal. Er war immer wieder in Abständen hier gewesen, mit Ausnahme der Zeit, in der die Befreiungsfront den Stützpunkt erobert hatte. Als er jetzt aus der Maschine stieg, überraschte ihn der Betrieb auf dem sonst ziemlich öden Flugfeld. Überall standen Hubschrauber, wurden beladen oder gewartet. Trupps von Soldaten marschierten vorbei. In der Luft war das ständige Dröhnen von Flugzeugmotoren. Die Nacht war erhellt vom weißen Licht ungezählter Scheinwerfer, die die Landebahnen anleuchteten. Lastwagen brachten Munition und Verpflegung. Fieberhaft wurde umgeladen, wurden Maschinen betankt, munitioniert. Dai Nam ging mit den anderen Offizieren quer über das Rollfeld bis zu den Bunkern, bei denen die Fahrzeuge parkten, die die eintreffenden Kommandeure zu ihren Einheiten bringen sollten. Auch für Dai Nam stand ein Jeep bereit. Ein Leutnant erstattete ihm betont stramm Meldung. Major Dai Nams Regiment lag abflugbereit zwei Kilometer vom Stützpunkt.

»Fahren wir«, sagte Dai Nam nur mit einer müden Handbewegung an den Mützenschirm. Der Fahrer ließ den Jeep über die holprige Straße rollen, er erhöhte das Tempo, so dass sich der Major festhalten musste. Wenig später kurvte der Jeep von der Straße in einen ausgefahrenen Weg und tauchte in das Dunkel zwischen halbhohen Büschen ein. Mitten in einem bereits arg zerzausten Waldstück, das bei den letzten Kämpfen um Khe Sanh mehrmals den Besitzer gewechselt hatte, kampierte Dai Nams Regiment. Die Soldaten hatten sich nicht die Mühe gemacht, Unterkünfte anzulegen. Sie lagen auf ihren Bodenplanen und schliefen. Eine Küche qualmte. Überall standen Stapel Munitionskisten, lagen Berge von Transportfallschirmen, waren Granatwerfer zusammengestellt, Handfeuerwaffen, Verpflegungsbehälter.

Der Stab befand sich in einem Zelt. Eine Sturmlaterne beleuchtete die Karte, die auf Kisten ausgebreitet war. Auf den ersten Blick erkannte Dai Nam, dass es sich um eine Karte handelte, auf der Südlaos eingezeichnet war.

Der Stabschef berichtete dem Major Einzelheiten über die Zahl der einsatzfähigen Männer, die Bereitschaft der Waffen, die Menge der bereits ausgegebenen Munition. Dai Nam hörte nur uninteressiert zu. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Karte. Nach Laos hineinzumarschieren hieß, den Vorteil der inneren Linie aufzugeben, über den man in Südvietnam verfügte, und in ein fremdes, unbekanntes Territorium vorzustoßen, von dem man wusste, dass sein Gelände große Schwierigkeiten bot und in dem die Streitkräfte der Pathet Lao es zudem stets verstanden hatten, geschickt Widerstand zu leisten.

Gewiß, die US-Luftflotte hatte in den vorausgegangenen Monaten das Territorium jenseits der laotischen Grenze »aufgeweicht«, wie sie es in ihrer Terminologie nannte. Sie hatte Hunderttausende von Bomben abgeworfen. Eine pausenlose Luftaufklärung hatte jede gegnerische Bewegung

erfaßt, und es war zu vermuten, dass die Angriffsplanung alle Ergebnisse der Aufklärung sorgfältig berücksichtigt hatte. Nur wusste Dai Nam ebensogut wie viele andere Kommandeure der Saigoner Armee, dass die Laoten wahre Meister in der Tarnung ihrer Positionen waren. Allein der Nachschub, den sie zur Unterstützung der weiter im Süden operierenden Truppen der südvietnamesischen Befreiungsfront durch das von ihnen beherrschte Gebiet leiteten, war nie entscheidend zu unterbinden gewesen. Diese Gedanken hoben nicht gerade Dai Nams Stimmung. Er wandte sich an den Stabschef. »Wann wird über den Einsatz des Regiments entschieden?«

»Die Besprechung findet morgen statt, Beginn zehn Uhr früh.«

Dai Nam wandte sich wieder nachdenklich der Karte zu. Die taktische Konzeption des geplanten Unternehmens konnte keine großen Geheimnisse bergen. Man würde entlang der Straße Nr. 9 vorstoßen. Vermutlich würden die Panzer den Stoß anführen, gefolgt von gepanzerten Mannschaftstransportwagen mit der Infanterie. Um einen solchen Vorstoß an den Flanken abzusichern, würde es nötig sein, in dem Gelände links und rechts der Straße Stützpunkte zu schaffen. Die Karte wies Höhenzüge aus, einzelne Kuppen. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, dass die Luftlandeeinheiten einen Teil dieser Anhöhen besetzen würden, um so den Vormarsch auf der Straße abzuschirmen. Allerdings würden sie dabei selbst isoliert mitten in einer ihnen fremden, unzugänglichen Landschaft sitzen, nur auf Luftversorgung angewiesen und als Ziele für einen Gegner, der geradezu darauf spezialisiert war, kleinere Einheiten anzugreifen, blitzartig und unerwartet. Wenn da nicht die Fliegerkräfte eingriffen, dann konnte man sein Testament machen.

Während Dai Nam sich das überlegte, hörte er den Stabschef erläutern: »Bisher wurden wir nur aufmerksam

gemacht, dass unser Regiment nördlich der Straße operieren wird. Das ist alles.«

»Nördlich«, sagte Dai Nam. Sein Blick glitt über die Karte. Die Straße Nr. 9 bildete zusammen mit dem Bang-Hieng-Fluss und der Grenze zu Südvietnam einen großen Raum in der Form eines Dreiecks mit einer Seitenlänge von etwa je vierzig Kilometern. Gebirgisches Land, Schluchten und steile Anstiege. Dazwischen verfilzter Dschungel. Dai Nam war nicht wohl bei dem Gedanken, dass er in einigen Tagen mitten in diesem Dreieck stecken würde, umgeben von unsichtbaren Gegnern, mit dem Hinterland nur durch Hubschrauber verbunden. Er wandte sich endgültig von der Karte ab. Es hatte keinen Sinn, jetzt schon darüber nachzudenken, wie man den bevorstehenden Einsatz überleben konnte.

»Wo sind die Kommandeure?«

Der Stabschef meldete: »Es ist Sonnabend, Herr Major. Die amerikanischen Offiziere der Fünften Motorisierten Infanteriedivision haben zu einer geselligen Zusammenkunft eingeladen. In Ta Con. Unsere Kommandeure sind bereits vor einer Stunde aufgebrochen.«

Dai Nam sah auf seine Armbanduhr. Die Datumscheibe zeigte den 6. Februar an.

»Ich habe Ihre Teilnahme unter Vorbehalt zugesagt«, meldete sich der Stabschef noch einmal. »Für den Fall, dass die Reise Sie zu sehr angestrengt hat.«

Dai Nam winkte ab. »Es war ein kurzer Flug.« Für einen Augenblick erinnerte er sich an das schiefgegangene Geschäft mit den Fernsehgeräten, und sein Gesicht überzog sich mit einem mürrischen Ausdruck. Aber dann wischte er diese Erinnerung fort und befahl dem Stabschef: »Lassen Sie den Jeep vorfahren. Ich möchte nach Ta Con.«

Geheimwaffe »Daisy Cutter«

Tadao Kobukiri sah, dass die Landebefeuerung auf der mit Eisengittern ausgelegten Piste in Khe Sanh nur teilweise brannte, als die Skycrane zur Landung ansetzte, einer der schweren Kranhubschrauber, die für die Division »America 1« flogen. Unter ihrem Rumpf konnte die Skycrane Lasten mit einem Gewicht bis annähernd siebentausend Kilogramm befördern oder kabinenartige Transportbehälter für vierzig Soldaten mit voller Gefechtsausrüstung.

Die Maschine war in Saigon zur Reparatur gewesen. Kenneth Carpenter, der sie flog, ein mürrischer, rothaariger Leutnant aus Alabama, war nun bereits das dritte Jahr in Vietnam. Seine Bekanntschaft mit Kobukiri begann vor etwa einem Jahr. Damals hatte Carpenter mit seinem Hubschrauber ein »Schreibersilo« befördert, einen der üblichen Transportbehälter für Mannschaften, nur dass sich darin zwei Dutzend Journalisten befanden, die die »America 1« eingeladen hatte, an einer »Search-and-Destroy-Aktion« teilzunehmen. Die Aktion erwies sich dann als ein Schlag ins Leere, und Kobukiri war mit dem Piloten ins Gespräch gekommen. Es stellte sich heraus, dass Carpenter einige Zeit in Japan stationiert gewesen war und dass sie miteinander über einige Plätze, an denen der Amerikaner gewesen war, Erfahrungen austauschen konnten. Später waren sie einander noch einmal in Da Nang begegnet und in Saigon, und Kobukiri hatte Carpenter erst einige Stunden, bevor dieser mit der reparierten Maschine von Saigon abflog, in der Halle des Flughafens getroffen, als er Material nach Japan abschickte. Carpenter hatte sich bereit erklärt, den Japaner bis Khe Sanh mitzunehmen. Auf die Fragen, die Kobukiri ihm stellte und die die bevorstehende Aktion im Norden betrafen, gab Carpenter keine Auskunft. Er riet dem Korrespondenten nur, keine Zeit zu verlieren und mitzufliegen. Das genügte. Carpenter musste

wissen, was dort oben geplant war. Sein Rat war demnach ein todsicherer Tip.

Der Hubschrauber hatte keine Last, und Kobukiri saß neben dem Piloten. Während sie nordwärts flogen, erkundigte sich Carpenter: »Warum bist du so scharf auf Khe Sanh? Besser wäre es, du würdest von dort gleich nach Lang Vey weitertrampen. Möglichst nahe an der Grenze musst du sein, wenn sich etwas tut.«

Kobukiri sah die Sache nicht ganz so einfach. »Das Gebiet um Khe Sanh ist für Korrespondenten im Augenblick gesperrt«, wendete er ein. »Ich werde mich bei dem ersten besten Presseoffizier melden müssen, und der wird mich wohl dann unter Quarantäne stellen. Wer weiß, wann ich zum Schuss komme.«

Der Pilot nahm ihm diese Befürchtungen. »Mach dir keine Sorgen. Da oben geht alles durcheinander. Wenn du da bist, bist du eben da. Sie haben gar keine Zeit, sich um dich zu kümmern. Das einzige Risiko ist, dass du nicht ein Stück Eisen an den Kopf kriegst.«

Diese düstere Voraussagung konnte Kobukiri nicht abschrecken. Gefahren ausgesetzt zu sein war das unabänderliche Berufsrisiko eines Korrespondenten, der über einen Krieg berichtete. Entscheidend war, dass die Ausbeute dem Risiko entsprach, das man auf sich nahm. Sollte jedoch die Operation von Khe Sanh ausgehen, würde das mit Sicherheit so sein.

Als die Skycrane niederging, war zu erkennen, dass einige Scheinwerfer der Landebefeuerung durch Stapel von Material und abgestellte Fahrzeuge verdeckt waren. Was sich hier am Rande der Landepiste angesammelt hatte, war unübersehbar. Der Materialbereitstellung nach zu urteilen, handelte es sich um eine der größten Operationen des gesamten Krieges. Kobukiri stieg verblüfft aus und verabschiedete sich von Carpenter, der ihm riet, sich ab und zu bei ihm sehen zu lassen.

»Ich kann dich immer mal irgendwohin mitnehmen, denk daran.«

Kobukiri versprach es. Er lief zu den Bunkern und erkundigte sich nach einigen Offizieren, die er kannte, aber niemand kannte sie hier.

Schließlich geriet er in ein Zelt, in dem sich die Public-Relations-Abteilung der »America 1«-Division einquartiert hatte. Der Oberst, der hier residierte, war nicht auf das Erscheinen von Korrespondenten vorbereitet. Er saß in Hemdsärmeln auf einem Feldbett und rührte in einem Topf Kaffee herum, als der Posten Kobukiri hereinführte. Der Oberst fragte ihn, ohne sich zu erheben: »Wie, um Himmels willen, kommen Sie hierher? Wissen Sie nicht, dass wir hier keine Publicity brauchen können?«

Kobukiri überhörte die erste Frage. Er sagte: »Ich weiß, dass alles, was hier geschieht, bestimmten Geheimhaltungsregeln unterliegt, Sir. Aber ich will einfach der erste sein, der in dem Augenblick hier oben ist, in dem berichtet werden darf.« Der Oberst schüttelte den Kopf. »Bestimmte Geheimhaltungsregeln. Gestatten Sie, dass ich lächle! Was hier vorgeht, das gibt es überhaupt nicht! Jedenfalls im Augenblick nicht. Ist Ihnen das klar?«

»Das ist mir klar, Sir.«

»Gut«, sagte der Oberst und nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Scheußlich! Sie kochen das Zeug mit Seven up, glaube ich, es schmeckt wie gestorbener Affe.«

Dann wies er Kobukiri an: »Der Posten zeigt Ihnen ein Zelt, in dem Sie übernachten können. Dort bleiben Sie, bis Sie von mir persönlich die Erlaubnis bekommen, irgend etwas anderes zu unternehmen. Klar?«

»Klar, Sir«, sagte Kobukiri.

»Ich hoffe, Sie haben genügend Kriminalromane eingesteckt, um über die Zeit zu kommen!«

Kobukiri lächelte nur. Er pflegte Kriminalromane recht

selten zu lesen. Statt dessen füllte er freie Zeit stets damit aus, dass er sich an Hand von völkerkundlichen Büchern über Land und Leute informierte, bei denen er sich gegenwärtig aufhielt. Auch diesmal hatte er in seinem Handgepäck neben der Kamera und dem Zubehör Lesestoff eingesteckt, der ihn über Laos unterrichten sollte, das Land, dem der Angriff gelten würde und über das er zu berichten hatte, sobald die Kämpfe begannen.

Der Posten brachte ihn zu einem leeren Zelt, das einigermaßen bequem ausgestattet war mit Kapokmatratzen, Decken, einem winzigen Radio und einem Behälter für Trinkwasser. Kobukiri war zufrieden. Fürs erste war er untergebracht. Er war der einzige Korrespondent hier. Bis die Vertreter der anderen Agenturen erschienen, würde er bereits mitten im Geschäft sein.

Er brannte die Sturmlaterne an, die am Zeltpfosten hing. Sie verbreitete helles Licht. Wenig später lag Tadao Kobukiri auf der Kapokmatte, vertieft in ein Buch, in dem das Wissenswerteste über die ehemalige französische Kolonie zusammengetragen war.

Unter den ältesten Bewohnern des Königreichs der Million Elefanten, wie Laos vielfach genannt wurde, waren die Lao-Lum die stärkste ethnische Gruppe, etwa gleich stark wie die Lao-Thanh, von denen man annahm, es handle sich um Zugewanderte, die einst von den Sundainseln gekommen waren. Die Lao-Tschung, die dritte der großen Bevölkerungsgruppen, setzte sich aus Chinesen zusammen, beheimatet im Südteil Chinas, ausgewandert nach dem Süden, um der Bedrohung durch die ins Land eingefallenen Mongolenhorden zu entgehen und um sich dort, wo das Land noch nicht unter die großen Grundherren aufgeteilt war, eine neue Existenz zu gründen. Unter dieser Gruppe waren die Meo zahlenmäßig am stärksten, ein Stamm, der es vorzog, sehr isoliert zu leben, in den hohen Gebirgen, dort, wo Fremde nur

selten erschienen. Hinzu kamen Vietnamesen, Kambodschaner und Thai, die während der langen, wechsellvollen Geschichte des Königreichs Laos, das Teilungen und Bruderkriege erlebt hatte, zugewandert waren.

Im 19. Jahrhundert einigten sich die beiden großen europäischen Kolonialmächte Frankreich und England darüber, dass aus Laos eine Art Pufferstaat zwischen den von England beherrschten Gebieten Thailand und Burma und der französischen Kolonie Indochina wurde. Unter französischer Oberhoheit wurde es zum Ausbeutungsobjekt, das relativ leicht zu beherrschen war, indem die Kolonialmacht Unstimmigkeiten und Antipathien zwischen den einzelnen ethnischen Gruppen geschickt für sich ausnutzte.

Frankreich schürte die Konflikte zwischen den Stämmen in Laos. Auf diese Weise konnte sich zunächst kein konzentrierter Widerstand gegen die französischen Kolonialisten entwickeln. Aufstände verschiedener Art wurden niedergeschlagen. Zudem waren die Laoten von Natur aus friedfertige Menschen. Sie liebten es, in Harmonie und Bescheidenheit miteinander zu leben, und ihre religiösen Vorstellungen, geprägt von der sprichwörtlichen Toleranz des Buddhismus, taten ein übriges, um Frankreich die Beherrschung zu erleichtern.

Erst in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als sich im benachbarten Vietnam Patrioten gegen die eingedrungenen Japaner zur Wehr setzten und sich dabei gleichzeitig gegen die alte französische Kolonialmacht wandten, entstand in Laos eine ähnlich geartete Volksbewegung. Die aus vielen ethnischen Gruppen bestehende Nation fand im Existenzkampf zu sich selbst. Unmittelbar nach Beendigung des zweiten Weltkrieges kam es zum ersten allgemeinen Aufstand gegen die Franzosen, die danach trachteten, ihre Kolonialgebiete wieder in den Griff zu bekommen. Diesmal war es nicht mehr einer jener Aufstände, wie sie seit Jahrzehnten immer wieder ausbrachen, als Ausdruck des Aufbegehrens isoliert voneinander lebender

Gruppen. Laos erlebte eine nationale Erhebung.

Die Franzosen waren um diese Zeit bereits voll damit beschäftigt, im Nachbarland Vietnam wieder die Macht in die Hand zu bekommen. Erst als sie sich hier einigermaßen sicher fühlten, wandten sie sich im März 1946 Laos zu. Sie überfielen es von drei Seiten her, und es kam zu erbitterten Kämpfen mit den Patrioten, die sich in der vaterländischen Einheitsbewegung Pathet Lao vereinigt hatten.

Für die mit modernster Artillerie und einer schlagkräftigen Luftflotte ausgerüsteten Franzosen waren die laotischen Patrioten kein gleichwertiger Gegner. Die Pathet Lao musste zunächst eine Niederlage hinnehmen. Prinz Souvannouvong, der die laotischen Streitkräfte anführte, wurde schwer verwundet und musste ins benachbarte Thailand in Sicherheit gebracht werden. Nach einigen Monaten schon war es den Franzosen gelungen, die wichtigsten Städte und die Verkehrswege wieder unter ihre Kontrolle zu bringen.

Gleichzeitig aber bildete sich in Thailand eine laotische Befreiungsregierung, der neben Souvannouvong auch dessen Halbbruder Souvanna Phouma angehörte. Man analysierte die Gründe für die Niederlage und kam schließlich zu dem Ergebnis, dass man stärker als bisher in den ländlichen Gebieten Aufklärungsarbeit zu leisten hatte, dass man sich nicht allein auf die Bevölkerung der wenigen größeren Städte beschränken durfte und sich auf einen lang andauernden Widerstandskampf vorzubereiten hatte. Zugleich erkannte man, dass das Schicksal von Laos in einem engen Zusammenhang mit dem Schicksal der übrigen indochinesischen Länder stand, mit dem Vietnam und Kambodschas. Diese Erkenntnis bereitete den Weg für die spätere enge Zusammenarbeit der Befreiungsbewegungen der drei Länder, die wesentlichen Anteil am Sieg der Befreiungskräfte hatte, am Sieg, der mit der Schlacht um Dien Bien Phu markiert wurde.

Um diese Zeit bereits unterstützten die Vereinigten Staaten

den französischen Kolonialkrieg in Indochina durch Zuwendungen verschiedenster Art. Sie überließen Frankreich Waffen und Ausrüstung aus Beständen der Arsenale, die noch während des zweiten Weltkrieges angelegt worden waren, und stellten ihm für den Krieg in Indochina jährlich etwa fünfundsiebenzig Millionen Dollar zur Verfügung. Doch auch das konnte nichts daran ändern, dass der französische Imperialismus geschlagen wurde und dass in Laos eine breite Volksbewegung entstand, die sich immer besser und schlagkräftiger organisierte. Während Souvanna Phouma dazu neigte, Kompromisse nicht nur mit den Franzosen, sondern auch mit den USA einzugehen, die sich immer mehr bemühten, in Indochina Fuß zu fassen, und die überall dort in Erscheinung traten, wo die Franzosen sich zurückziehen mussten, wurde sein Halbbruder Souvannouvong zum populären Führer der Befreiungsbewegung, die für ein unabhängiges, von ausländischer Einmischung freies Laos eintrat.

Von da ab wurde die Geschichte des Landes, das erbittert um seine nationale Existenz kämpfte, zu einer Geschichte der verwirrenden Coups und Kabalen. Die Genfer Indochinakonferenz 1954 schien zunächst eine Klärung zu bringen. Bald aber zeigte sich, dass die Vereinigten Staaten das Genfer Abkommen, das den Abzug der Franzosen aus Indochina und die Gründung souveräner Staaten vorsah, nicht unterzeichnen würden, weil sie bereits dabei waren, in Indochina ihre eigene Machtpolitik zu betreiben. In Vietnam mussten sich diese Versuche darauf beschränken, südlich der Demarkationslinie am Ben Hai einen amerikahörigen Marionettenstaat aufzubauen, der als Hauptstützpunkt dienen sollte.

Kambodscha verstand es durch geschickte diplomatische Manöver, seine Unabhängigkeit zunächst zu bewahren, und es entwickelte sich zu einem neutralen, antiimperialistisch konzipierten Staat. In Laos aber rissen die Machtkämpfe nicht

ab. Die Pathet Lao betrieb eine Politik der Verständigung mit den übrigen Kräften der Nation. Es kam zeitweise zu einer Koalitionsregierung, an der die Pathet Lao teilnahm, aber bald mobilisierten die Vereinigten Staaten ihre Verbündeten unter den feudalen Politikern im Lande, und das neutralistische Bündnis wurde zerschlagen. Korruption und Drohungen wurden von den Vereinigten Staaten je nach Maßgabe ausgespielt, um auf jeden Fall zu verhindern, dass sich in Laos etwas Ähnliches vollzog wie etwa in Kambodscha.

Strategisch bedeutete jeder Stützpunkt der USA in Laos ein Faustpfand gegenüber der DRV, aber auch gegenüber China und Burma. Die Vereinigten Staaten investierten ungeheure Geldmittel, um Politiker regelrecht zu kaufen und mit ihrer Hilfe den Einfluss der Pathet Lao zurückzudrängen. Das diplomatische Tauziehen wurde immer wieder von blutigen Kämpfen abgelöst, wenn die Amerikaner die von ihren Verbündeten im Lande aufgestellten Truppen gegen die Verbände der Pathet Lao hetzten.

Nach und nach lieferten sie Waffen für Millionenbeträge an die Regierung in Vientiane, der jener Halbbruder des Patrioten Souvannouvong vorstand, Prinz Souvanna Phouma, der nach und nach immer mehr zu einem Ausführungsgehilfen der amerikanischen Politik wurde. Trotzdem gelang es den Vereinigten Staaten nicht, die Pathet Lao zu vernichten. Die USA operierten mit Tausenden von Militärberatern und mit Rudeln von Rangern, die durch verbrecherische Überfälle auf Dörfer in den Pathet-Lao-Gebieten versuchten, Angst und Schrecken zu verbreiten.

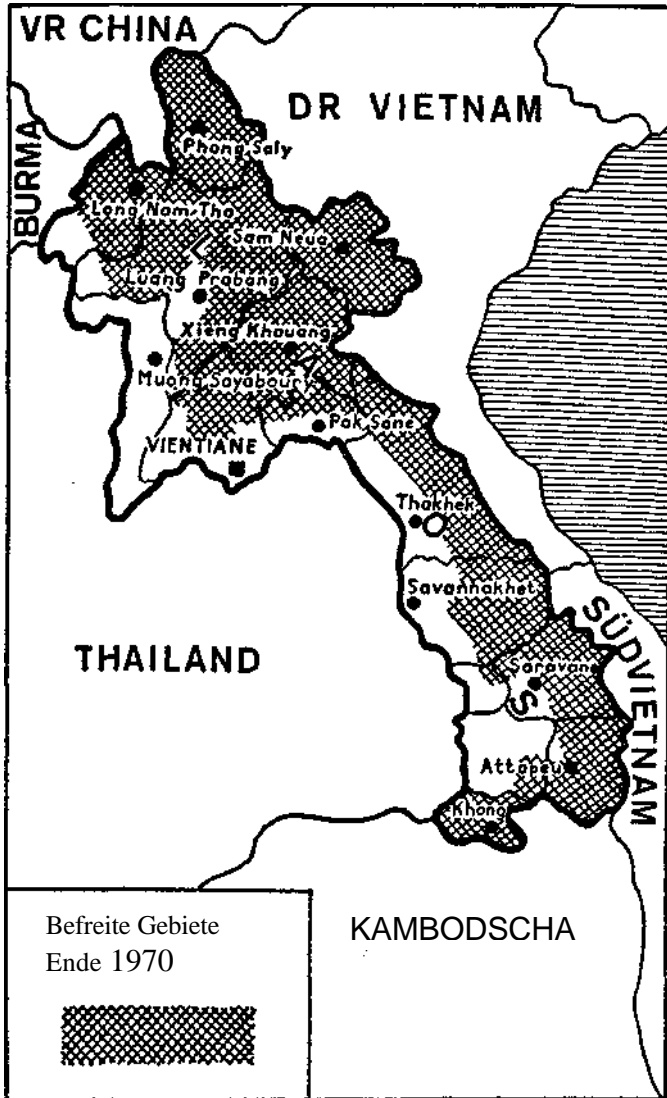
Ein berüchtigter Opiumschieber, Vang Pao, ehemals Sergeant in den laotischen Hilfstruppen der französischen Kolonialarmee, der aus dem Stamme der Meo kam, wurde bestochen und dazu gebracht, einige tausend Meo-Krieger um sich zu sammeln, eine Art Privatarmee, die unter US-Kommando stand und gezielte Aktionen gegen die Pathet Lao

unternahm. Nichts von alledem brachte einen durchschlagenden Erfolg. Die Befreiungskräfte behaupteten sich in den von ihnen beherrschten Gebieten, und sie erweiterten diese Gebiete laufend.

So gab es jetzt, im Frühjahr 1971, zwar einige tausend amerikanische Militärberater unter allen möglichen Tarnbezeichnungen in Vientiane, es gab Spezialeinheiten der Green Berets, Radarstationen, die Bombenflugzeuge von Thailand auf Ziele in Nordvietnam lenkten, und es gab das Bemühen, möglichst viele Laoten in den noch von der amerikahörigen Regierung beherrschten Gebieten zu konzentrieren. Aber das Hauptziel, der Ausbau von Laos als Basis für eine frontale Bedrohung der DRV, war gescheitert. Im Gegenteil: Die Kräfte der Pathet Lao, die sich auf die traditionelle Kampfgemeinschaft der indochinesischen Völker gegen die französischen Kolonialisten besonnen hatten, wurden zum engen Verbündeten der südvietnamesischen Befreiungskräfte und ihrer nordvietnamesischen Brüder. Hinzu kamen die kambodschanischen Patrioten, die nach dem Überfall der USA auf das friedliche und neutrale Kambodscha nun ebenfalls zu den Waffen gegriffen hatten.

Die Situation gab für die Vereinigten Staaten zu erheblichen Befürchtungen Anlaß. Die DRV war selbst durch die jahrelangen massiven Bombardements nicht in ihrem Widerstandswillen zu brechen gewesen. In Südvietnam beherrschte die Nationale Befreiungsfront weit mehr als die Hälfte des Landes, und in Kambodscha beschränkte sich das Herrschaftsgebiet des Kollaborateurs Lon Nol auf Phnom Penh und einige Gebiete um die Hauptstadt herum. Man nannte ihn bereits den »Bürgermeister von Phnom Penh«.

Sah man das, was sich im Augenblick in dem Gebiet um Khe Sanh abspielte, im Licht dieser historischen Entwicklungen, so begriff man, dass die Vereinigten Staaten hier noch einmal mit Gewalt versuchten, das Blatt zu wenden.



Sie bauten darauf, dass eine Trennung des Kampfgebiets entlang der Straße Nr. 9 gleichzeitig eine Trennung der patriotischen Kräfte Indochinas voneinander einleiten würde. Geteilt würde man sie leichter schlagen können, so glaubte man. Aber zuerst musste diese Teilung gelingen, und die Chancen standen dafür keinesfalls gut.

Kobukiri studierte die Landkarte, die dem Buch über die laotische Geschichte angefügt war. Er suchte an der Straße Nr. 9 nach Ortschaften, und er suchte jene Stellen, an denen es Brücken gab. Kobukiri war nie Soldat gewesen, aber ihm schien, dass dies eigentlich das ideale Terrain wäre, eine eingedrungene Armee zu zerschlagen. Die Verteidiger hatten doch nahezu alle Vorteile auf ihrer Seite. Sie könnten hier eine Front entstehen lassen, die laufend Nachschub an Saigoner Truppen erforderlich machte, wenn sie gehalten werden sollte.

Wer eigentlich, so fragte sich Kobukiri, hat diesen Gedanken gehabt, angesichts der gegenwärtigen Lage an den Fronten ein solches Abenteuer zu beginnen? Die Amerikaner mussten die Voraussetzungen am besten kennen, sie hatten die besten Aufklärungsmöglichkeiten. Warum ließen sie zu, dass ihre Saigoner Verbündeten in diese Falle liefen? Oder waren die Amerikaner wirklich so überheblich, anzunehmen, dass die laotische Befreiungsbewegung keinen nennenswerten Widerstand bieten konnte?

Er fand keine befriedigende Erklärung und beschloss, in dem Kommentar, den er zu seinen Filmaufnahmen zu sprechen hatte, die Fragen, die er sich selbst stellte, ebenfalls auszusprechen und unbeantwortet zu lassen. Was hier vorging, konnte man nur als den verzweifelten Versuch ansehen, das Blatt des Krieges im letzten Augenblick noch zu wenden, und dabei verschloss man sich bewusst jeder vernünftigen Einsicht. Man hoffte auf ein Wunder, auf einen glücklichen Zufall, der vielleicht unerwartet den Saigoner Truppen zu Hilfe kommen würde. Aber was für ein Zufall sollte das schon sein?

Als Kobukiri sich endlich schlafen legte, war der Morgen nicht mehr fern. Er schlief noch fest, als von draußen der Posten die Einstiegklappe des Zeltens aufschnürte und zu ihm hineinblickte. »He!« rief der Soldat. Als Kobukiri sich aufrichtete, die Augen reibend, fügte er hinzu: »Los, komm hoch! Der Boß schickt dich in den Krieg!«

Kobukiri behielt keine Zeit mehr, sich zu waschen. Er kämmte sich, zog seinen Buschanzug zurecht, hängte sich die Kameratasche über die Schulter und folgte dem Posten. Es war früher Morgen, und die Sonne kroch gerade über den Horizont. Noch war es kühl. Aber in einigen Stunden würde das Thermometer wieder bis nahe dreißig Grad ansteigen. Vor dem Zelt des Obersten, mit dem er am vergangenen Abend gesprochen hatte, stand ein Kaffeebehälter, aus dem der Oberst sich gerade eine Tasse abfüllte. Er musterte den Reporter. »Kaffee?«

Der Japaner griff sich einen Becher und trank. Der Oberst erkundigte sich: »Haben Sie eine Flasche?«

Kobukiri trug in seiner Kameratasche immer eine kleine Wasserflasche mit sich. Nach der Aufforderung des Obersten füllte er sie und steckte sie wieder ein. Der Amerikaner meinte: »Für alle Fälle. Unsere Piloten bekommen immer Durst unterwegs.«

Dann ließ er Kobukiri in das Zelt eintreten. Er hielt sich nicht lange bei der Vorrede auf. Von der Kiste, die ihm als Tisch diente, nahm er eine Zigarettenspackung und hielt sie dem Japaner hin. Dabei sagte er: »Ich erkläre Ihnen die Lage, Kobukiri. Sie sind lange genug in Vietnam, um sich auszukennen. Deshalb werden Sie mich gleich verstehen. Also - alles, was sich hier oben abspielt, auch das, was sich noch abspielen wird, ist Sache unserer vietnamesischen Verbündeten.« Er machte eine Pause und deutete an, dass Kobukiri sich auch setzen könne, aber der Japaner blieb, an den Zeltmast gelehnt, stehen.

»Sie befinden sich vorläufig sozusagen in Quarantäne«, fuhr der Oberst fort. Er lächelte. »Eine notwendige Sicherheitsmaßnahme, die so lange gilt, bis ich persönlich sie aufhebe. Von dann ab dürfen Sie alles veröffentlichen, was Sie hier gefilmt haben. Vorher nicht. Klar?«

»Klar«, sagte Kobukiri. Dieser Oberst schien umgänglich zu sein. Es war gut, sich mit ihm zu einigen.

»Ich erwarte allerdings, dass Sie bei Ihrer späteren Berichterstattung genau das berücksichtigen, was ich Ihnen jetzt sagen werde«, fuhr der Amerikaner fort.

Versprechen dieser Art waren für Kobukiri nichts Neues. Jeder Presseoffizier nahm für sich in Anspruch, dass nur er beurteilen konnte, wie die Ereignisse richtig zu interpretieren waren. Wenn man klug war, nickte man folgsam dazu und tat später, was einem vernünftig erschien. Deshalb ging Kobukiri auch jetzt auf den Tonfall des Amerikaners ein und sagte leichthin: »Alles klar, Sir, ich bin heilfroh, wenn Sie mir die richtigen Tips geben. Ich richte mich gern nach Ihnen!«

Der Oberst sah ihn mit einem abschätzenden Blick an, dann winkte er ab. »Ich bin lange genug im Geschäft. Ich weiß, dass ihr Burschen euch einen Dreck um das zu kümmern pflegt, was wir verlangen. Trotzdem: Diesmal ist es eine Bedingung, Kobukiri. Sie können mitspielen oder nicht. Wenn Sie mitspielen, fahren Sie gut. Wenn nicht, dann habe ich jede Möglichkeit, das Material, das Sie abschicken wollen, hier zu blockieren, bis es so alt ist, dass es stinkt. Richten Sie sich danach. Ich verlange, dass Sie eines klar sehen: Das, was sich hier abspielen wird, egal wie es ausgeht und welche spektakulären Einzelheiten dabei anfallen - es könnte sich nicht abspielen, wenn nicht wir, die US Army, die US Air Force und das Marinekorps da wären, wenn nicht wir die Voraussetzungen dafür schaffen würden. Berücksichtigen Sie das. Was es im einzelnen bedeutet, werden Sie früh genug merken. Soviel nur: Unsere Verbündeten sind dabei, einen

gloriosen Sieg zu erringen. Sie werden dafür bejubelt sein wollen, es liegt ihnen viel daran; aber sie würden hier oben schauerlich eingehen, wenn es uns nicht gäbe. Das wünsche ich aus Ihren Berichten zu entnehmen, wenn ich sie später sehe. Fehlt es, dann sind Sie die längste Zeit in Vietnam gewesen. Klar?«

Kobukiri nickte. Er lächelte immer noch. Die Amerikaner, die diesen Krieg hier führten, hatten eine seltsame Auffassung über die Freiheit der Presse. Die jahrelangen Mißerfolge des von ihnen begonnenen Krieges machten sie zudem nervös. Es gelang ihnen mit dem ganzen Gewicht ihrer technischen Überlegenheit nicht, einen Gegner zu besiegen, der über eine relativ begrenzte Zahl schwerer Waffen verfügte. Trotzdem wünschten die Amerikaner nicht, dass ihnen ihre Niederlage öffentlich vorgehalten wurde. Was sie durch Einreiseverbote gegenüber Korrespondenten nicht erreichen konnten, das versuchten sie durch mehr oder weniger sanften Druck, teils auch durch Drohungen zu erreichen.

Eine Zeitlang hatten sie versucht, Berichtersteller ausfindig zu machen, die wütende Antikommunisten waren und die sich in ihrer Abneigung gegenüber Asiaten mit den Kommandeuren der US-Armee einig fanden. Sie sollten gewissermaßen als Starkkorrespondenten bei der Berichterstattung über Vietnam den Ton angeben. Der Versuch mißlang.

Der Oberst, der Kobukiri gegenüberstand, versuchte einen anderen Trick. Er wollte den Japaner verpflichten, indem er ihm die Chance gab, sozusagen im Zentrum der Ereignisse arbeiten zu dürfen. Kobukiri war lange genug Reporter, um auch diesen Trick zu kennen. Manager großer Firmen wendeten ihn ebenso an wie Politiker, die zuweilen bestrebt waren, einen Umschwung in der öffentlichen Meinung dadurch zu erzeugen, dass sie sich Korrespondenten und Publikationsorgane kauften. Deshalb ließ sich Kobukiri nicht so leicht aus der Fassung bringen. Er verhielt sich freundlich

und verbindlich gegenüber seinem Gesprächspartner, und wartete ab.

Der Oberst schien überzeugt zu sein, dass seine Warnung von Kobukiri respektiert werden würde. Er erläuterte dem Japaner: »Sie werden einen Flug mit der Air Force machen.«

»Wohin?«

»Das werden Sie merken. Und Sie werden darüber vorerst schweigen. Aber Sie dürfen Aufnahmen machen. Der Pilot, mit dem Sie fliegen, hat von mir den Auftrag, Ihnen zu ermöglichen, dass Sie sogar sehr gute Aufnahmen nach Hause bringen können. Oberleutnant Prentiss. Sie treffen ihn drüben auf der Piste. In einer halben Stunde startet er.«

»Danke«, sagte Kobukiri. »Und worum handelt es sich bei diesem Flug heute?«

Der Oberst überlegte ein paar Sekunden. Dann entschloss er sich, Kobukiri mitzuteilen: »Es handelt sich um eine neuartige Bombe. Sie wird über Feindgebiet abgeworfen, zu einem ganz bestimmten Zweck. Er wird Ihnen später klarwerden. Für Sie wird interessant sein, wie das geschieht. Übrigens sind Sie der erste Korrespondent, der die Erlaubnis erhält, einen solchen Vorgang zu filmen.«

Er sah auf seine Armbanduhr, um Kobukiri anzudeuten, dass er das Gespräch zu beenden wünschte. Kobukiri verstand. Er bedankte sich nochmals und ging zur Piste hinüber. Der Oberst rief ihm nach: »Melden Sie sich nach dem Flug bei mir!« Dann verschwand er wieder in seinem Zelt.

Kobukiri fand Oberleutnant Prentiss nach einigem Suchen. Ein Karren nahm ihn mit bis ganz ans Ende der Startbahn, wo einige »Hercules« standen, deren Turbinen bereits liefen. Diese Maschinen gehörten zum älteren Inventar der US Air Force. Sie waren in der Mitte der sechziger Jahre als strategische Transporter für die Beförderung schwerster Lasten entwickelt worden. Meist hatte man sie in Vietnam als Truppentransportflugzeuge benutzt. Sie konnten annähernd

hundert Soldaten mit Gefechtsausrüstung aufnehmen oder eine entsprechende Last.

Im Verlauf schwerer Gefechte wurden sie nicht selten auch als Verwundetentransporter eingesetzt. Die Hercules mit ihren vier starken Propellerturbinen war ein robustes Flugzeug, dessen Wartung keine besonderen Schwierigkeiten machte. Sie hatte sich in den Tropen bewährt, und man bezeichnete sie als »Arbeitspferd«.

Kobukiri wunderte sich zunächst, dass gerade diese alte Maschine einen Einsatz als Bomber fliegen sollte. Der Fahrer des Karrens, der ihn bei einer Hercules absetzte, deutete auf die Kanzel und schrie ihm ins Ohr: »Da - das ist Prentiss!« Der Pilot hob die Hand, als er den Japaner sah. Er deutete zum Heck der Maschine. Kobukiri merkte, dass der Pilot die Turbinen drosselte, damit er direkt unter dem dicken Rumpf bis an die Ladeluke gelangen konnte, ohne dass ihn der Luftstrom wie ein Spielzeug hochwirbeln würde.

Die Luke war noch geöffnet. Ein Mitglied der Besatzung half Kobukiri über die herabgeklappte Rampe ins Innere. Als Kobukiri den riesigen, walzenförmigen Gegenstand sah, der unmittelbar über der ausgeklappten Rampe festgezurrert war, beschlich ihn ein eigenartiges Gefühl. Er folgte dem Mann, der ihn empfangen hatte, an der eisernen Walze entlang durch den Laderaum. Was war das? Er wurde unwillkürlich an die Berichte erinnert, die er als Schuljunge über den Abwurf der Atombombe gelesen hatte. Kobukiri hatte den zweiten Weltkrieg nicht erlebt, er kannte die Auswirkungen der Atombombe nur aus Bildberichten und Statistiken. Aber - war das damals nicht ähnlich vor sich gegangen? Eine Maschine, die still und heimlich startete, mit einer Bombe an Bord. Er blieb stehen und musterte den Eisenzylinder. Man musste an eine riesige Litfaßsäule denken, wenn man ihn genau ansah. Er war an der einen Seite leicht angespitzt, während er auf der anderen Seite Halterungen aufwies, in denen Leinen eines

Fallschirms verankert waren. Eine Bombe mit Fallschirm? Eine Riesenbombe?

Kobukiri tippte dem vor ihm gehenden Flieger auf die Schulter, und als der Mann sich umblickte, deutete Kobukiri auf den meterlangen Stahlzylinder. »Was ist das?«

Der Flieger gab lakonisch zurück: »Daisy Cutter.« Mehr sagte er nicht. Er bewegte den Kopf auf die Kanzel zu, was soviel bedeuten sollte, als dass Kobukiri dort vorn mehr erfahren würde. Während er weiterging, überlegte Kobukiri, wo er den Begriff »Daisy Cutter« schon gehört hatte. Wörtlich übersetzt hieß das etwa »Gänseblümchen-Abschneider«. Doch das gab keinen Aufschluß über diesen Koloß, der etwa soviel wiegen mochte wie ein ausgewachsenes Nilpferd. Hatte es nicht vor längerer Zeit Berichte über eine Schrapnellbombe gegeben, die Meter über dem Erdboden, vor ihrem Aufschlag, explodierte und dabei einige tausend Metallsplitter parallel zum Erdboden nach allen Richtungen sausen ließ, etwa in der Höhe eines aufgerichtet stehenden Menschen? Und war diese Erfindung, die dazu dienen sollte, möglichst viele Soldaten des Gegners kampfunfähig zu machen, nicht »Daisy Cutter« genannt worden?

Im Cockpit deutete Prentiss, nachdem sich Kobukiri bei ihm gemeldet hatte, auf einen Hocker zwischen seinem Sitz und dem des Kopiloten. Als Kobukiri ihn ansprechen wollte, gab er nur knapp zurück: »Später, Mann! Sie haben uns eine ganze Weile aufgehalten. Wir müssen erst mal los!«

Der Flieger, der Kobukiri an der Luke empfangen hatte, war der Bordmechaniker. Er meldete dem Piloten, dass an der Ladung alles in Ordnung sei. Daraufhin betätigte Prentiss den Hebel, der die ausgefahrenen Rampe hochklappen ließ. Die Maschine war startbereit. Der Mechaniker verschwand wieder nach hinten. Der Funker erhielt die Starterlaubnis. Prentiss ließ die schweren Turbinen noch einmal aufheulen, vergewisserte sich, dass die beiden anderen Maschinen ebenfalls klar waren,

dann löste er die Bremsen und stellte die Schrauben auf Zug. Die C-130 setzte sich zuerst langsam in Bewegung, aber sie rollte bald schneller, und es war erstaunlich, in welcher kurzen Zeit sie von der Piste abhob. Prentiss zog sie in eine weite Kurve und überflog das Flugfeld. Währenddessen starteten die anderen beiden Maschinen. Prentiss zog noch mehrere Kurven, bevor er endgültig auf Westkurs ging. Als er die Maschine in den Steigflug brachte, drehte er sich zu Kobukiri um und bemerkte: »Wir haben zu viel Sprit an Bord für einen kurzen Flug!«

Die Maschine stieg auf etwa dreitausend Meter, dann zog sie ruhig westwärts, und der Oberleutnant übergab das Steuer an den Kopiloten. Zu Kobukiri sagte er: »So, jetzt komme ich dazu, Ihnen zu erklären, was vor sich geht.«

Er stand aus seinem Sitz auf und bedeutete Kobukiri, mit ihm in den Frachtraum zu gehen. Vor dem Metallzylinder blieb er stehen und erkundigte sich: »Sie haben keine Ahnung, was das soll, wie?«

»Keine Ahnung!«

»Dachte ich mir. Der Oberst hat mich angewiesen, es Ihnen zu erläutern. Also - das ist die >Daisy Cutter<. Schon mal was davon gehört?«

»Von der Schrapnellbombe«, sagte Kobukiri. Der Oberleutnant winkte ab. »Das ist Kohle für einen ganz anderen Ofen. Die Schrapnellbombe wurde mal so genannt, ja. Man hat sie nicht weiterproduziert, jedenfalls nicht in größeren Mengen. Sie hat sich nicht bewährt. Oder würden Sie aufrecht stehenbleiben, wenn über Ihnen Bomber heranrauschen?«

»Kaum«, gab Kobukiri zu.

»Na also!« Der Oberleutnant lehnte sich an den Zylinder. »Was Sie hier sehen, ist eine Luftmine. Gewicht sieben Tonnen. Über die Füllung kann ich Ihnen keine Einzelheiten anvertrauen. Jedenfalls, dieser dicke Johnny hat ungefähr die Sprengkraft von zwanzig gewöhnlichen Bomben. Allein der

Luftdruck der Explosion ist in der Lage, im Umkreis von einigen hundert Metern von der Einschlagstelle jedes lebende Wesen in ein totes zu verwandeln, egal ob Mensch oder Tier. Aber für diesen Johnny gibt es keine Einschlagstelle.«

Er wies auf die Leinen, die vom Ende der Bombe zu einem großen Lastenfallschirm führten, der offenbar dazu dienen sollte, den Fall der Bombe abzubremsen. »Sie wird in der Luft gezündet?«

Prentiss nickte. »Ein Dutzend Meter über dem Erdboden. Durch einen elektronischen Zünder, der mit einem Höhenmesser gekoppelt ist. Zweck der Bombe ist das Ausradieren aller Objekte, die sich im Zielgebiet über der Erdoberfläche befinden. Häuser, Hütten, Bäume, Sträucher - alles. Dadurch wird ein freier Platz geschaffen, vornehmlich zu dem Zweck, dass dort Sekunden später Hubschrauber niedergehen können. Begreifen Sie?«

Kobukiri nickte. »Ich fange an zu verstehen. Diese Riesenbombe könnte demnach mitten im Dschungel in Sekundenschnelle ein Landefeld schaffen.«

»Erfasst«, konstatierte Prentiss. Er war ein noch junger Offizier, sah in seiner Kombi forsch aus, und seine Sprechweise war ebenfalls ziemlich flott. »Bei Angriffen auf Truppenkonzentrationen des Gegners in bewachsenem Gelände ist es nötig, schnell größere Kräfte mit Hubschraubern heranzuführen, sie ebensoschnell abzusetzen und in Aktion zu bringen. Wenn die Hubschrauber über den Baumwipfeln hängen und die Soldaten an Strickleitern zu Boden müssen, werden sie meist samt den Hubschraubern abgeknallt. Mit dieser Bombe erzeugen wir blitzschnell eine Landefläche, etwa in der Ausdehnung eines Fußballfeldes. Darauf können mehrere Hubschrauber niedergehen, gleichzeitig. Wir haben dann innerhalb weniger Sekunden eine Kompanie Soldaten zur Verfügung, die den Gegner angreifen. Das ist der Sinn der Sache.«

»Verstanden«, sagte Kobukiri. »Danke. Nur noch eine Frage: Wozu dienen die Landeplätze, die Sie heute mit Hilfe dieser Bomben anlegen wollen?«

Der Pilot sah ihn nachdenklich an. Schließlich sagte er: »Kein Kommentar, Mann. Hat Ihnen der Oberst nicht gesagt, dass Auskünfte dieser Art erst morgen gegeben werden können?«

»Morgen?«

»Ja, morgen«, sagte Prentiss. »Womit ich Ihnen gleichzeitig einen Termin verrate. Halten Sie Ihr Maul, und sehen Sie sich genau an, wohin wir fliegen. Kombinieren Sie selbst. Ich habe den Auftrag, Ihnen zu ermöglichen, den Abwurf und die Wirkung der Bombe zu verfolgen. Aus dem Rest ziehen Sie gefälligst Ihre eigenen Schlüsse. Morgen gegen Mittag, wenn es Ihnen gelingt, mich dann ausfindig zu machen, bin ich bereit, Ihnen mehr zu sagen. Vorher nicht.«

Kobukiri lächelte. »Es wird auch so genügen.«

Prentiss nickte und bedeutete ihm, zum Cockpit zurückzugehen. Er blickte nach unten, wo über dem Dschungelgelände eine leichte Dunstschicht lag. Der Kopilot erkundigte sich besorgt: »Sollen wir nicht höher gehen?« Aber Prentiss schüttelte den Kopf.

»Wir fliegen in dreitausend Metern an. Vorschrift.«

»Aber die haben da unten Raketen.«

Prentiss verzog die Mundwinkel. »Ich weiß. Aber du kannst sicher sein, sie werden sie heute noch nicht auspacken. Die wissen genau, wann es wirklich losgeht. Wir sind blutige Idioten, wenn wir annehmen, dass sie nicht längst gerochen haben, was wir hier vorhaben.«

Er zeigte Kobukiri die Karte. Die Flugroute war mit einem dünnen Strich eingezeichnet. Sie verlief von Khe Sanh aus westwärts, über die laotische Grenze hinweg, dann, etwa auf der Höhe von Houei Sane, bekam sie einen leichten Knick nach Nordwesten. Der Finger des Piloten zeigte dorthin, wo die

Linie endete. Hier lagen die kleinen Ansiedlungen Chaki und La Tuong, etwas mehr als zehn Kilometer nördlich der Straße Nr. 9, in einer unübersichtlichen, mit dichtem Wald bewachsenen, bergigen Gegend.

Stellenweise gab es hier Spuren vergangener Bombardements. Kahle Stellen im Dschungel oder weite Flächen, auf denen die Bäume verdorrt waren, weil hier Pflanzengifte versprüht worden waren, mit der Absicht, den Dschungel zu lichten und Nachschubwege der Befreiungsstreitkräfte für die Luftbeobachtung sichtbar zu machen. Kobukiri wunderte sich darüber, dass es immer noch kein Fla-Feuer gab. Bei anderen Gelegenheiten, selbst wenn er mit Hubschraubern in ziemlicher Höhe über Gebieten unterwegs gewesen war, die von der Befreiungsfront besetzt waren, hatten die Piloten eine Menge Angstschweiß verloren, weil plötzlich rings um ihre Maschinen die weißen Bälle der explodierenden Granaten standen und weil die Fäden der Rauchpurgeschosse aus den Maschinenwaffen um sie herum in den Himmel stiegen. Hier aber blieb alles ruhig. Dabei wusste jeder Pilot, dass die Befreiungsarmee über Flugabwehrraketen verfügte, die von Lastwagen aus abgeschossen wurden und denen man eine gefährliche Treffsicherheit nachsagte.

Kobukiri kam nicht mehr dazu, weitere Fragen an Prentiss zu richten, denn in diesem Augenblick machte ihn der Pilot darauf aufmerksam, dass er sich festhalten und seine Kamera bereitmachen solle. Prentiss verständigte sich über die Sprechfunktanlage mit den Piloten der anderen beiden Maschinen, dann ging er mit seiner C-130 im großen Bogen tiefer. Kobukiri hatte die Bell-and-Howell bereits in der Hand. Er bezweifelte zwar, dass die Aufnahmen aus dem Cockpit heraus befriedigend ausfallen würden, aber während er noch darüber nachdachte, tippte der Bordmechaniker ihm von hinten auf die Schulter und bedeutete ihm mitzukommen. Der Pilot

nickte ihm zu und rief: »Filmen Sie aus der Luke heraus! Ich ziehe extra für Sie eine Kurve, damit Sie alles schön auf den Film bekommen! Wenn wir dabei etwas in den Bauch kriegen, haben wir es Ihnen zu verdanken!«

Der Mechaniker führte Kobukiri in den Frachtraum. Mit einem Gurt schnallte er ihn am Gestänge des Rumpfes fest, etwa neben der Spitze der Bombe. Er prüfte den Verschluss des Gurtes sorgfältig, bevor er auf die andere Seite der Bombe ging und sich dort ebenfalls festschnallte. Er sagte nichts dabei, und Kobukiri starrte auf die Luke, die noch geschlossen war. Er hatte die Objektivscheibe der Kamera so gedreht, dass er mit der längsten Brennweite filmen konnte. Schnell überprüfte er noch einmal die Einstellung, aber da ging die Maschine auch schon steil abwärts, um nach einigen Sekunden wieder in den Horizontalflug überzugehen. Gleichzeitig öffnete sich die Luke. Die Laderampe klappte langsam nach unten und gab den Blick nach draußen frei. Sie konnten noch tausend Meter hoch sein oder etwas mehr. Kobukiri legte die Kamera ans Auge und blickte durch den Sucher. Er filmte die Spitze der Bombe, die wie ein dunkler Schatten vor der geöffneten Luke lag. In diesem Augenblick schrillte eine Glocke auf, und eine rote Lampe an der Rumpfdecke, oberhalb der Bombe, begann zu flackern. Unvermittelt ließ der Pilot die Triebwerke auf höchsten Touren laufen. Kobukiri konnte sehen, wie unten der Dunst über den Baumwipfeln lag. Keine Ortschaft war zu erblicken, nur dichter, verfilzter Dschungel.

Die Glocke setzte aus. Das rote Licht erlosch. Die Maschine zog mit der Nase in den Himmel. Wie auf einem Film erschien in dem Ausschnitt, den die Luke erzeugte, der grüne Teppich der Baumkronen. Und dann gab es ein scharfes, metallisches Geräusch. Ein Riegel schnappte zurück. Die Bombe begann auf den Gleitschienen, auf denen sie lag, nach hinten zu rutschen. Mit einem schleifenden Ton bewegte sich der riesige Metallzylinder auf die offene Luke zu, immer

schneller werdend.

»Festhalten!« schrie der Mechaniker. Kobukiri konnte die Stimme durch den Lärm der Triebwerke gerade noch schwach hören. Die Bombe rutschte weiter. Ihre Spitze glitt aus der Luke heraus. Die Leinen des Lastenfallschirms strafften sich. An den gestrafften Leinen zog die Bombe ihn mit aus der Luke heraus. Ganz plötzlich gab es einen Ruck, der die ganze Maschine erschütterte. Die C-130 schnellte gleichsam nach oben, als die Bombe mit ihrer Tonnenlast endgültig aus der Luke heraus war. Kobukiri nahm den Finger nicht vom Auslöser der Kamera. Mit aufheulenden Triebwerken schoss die Maschine aufwärts, bis der Pilot sie austrimmen konnte und sie wieder in einen ruhigen Horizontalflug übergang. Von der Bombe war nichts mehr zu sehen. Kobukiri wartete auf den Schlag der Explosion, aber er kam nicht. Der Mechaniker hing in seinem Gurt und machte Kobukiri ein Zeichen. Gleich darauf beschrieb die Maschine wieder eine Kurve. Der Mechaniker sah auf seine Armbanduhr. Er hob dreimal nacheinander die Hand, alle Finger ausgestreckt. Kobukiri vermutete, dass er ihm andeuten wollte, es wären noch fünfzehn Sekunden bis zur Detonation der Bombe.

Da merkte Kobukiri, dass der Pilot die Maschine wieder steigen ließ. In der immer noch geöffneten Luke wurde ganz plötzlich der riesige Fallschirm sichtbar, an dem die Bombe hing. Sofort betätigte Kobukiri den Auslöser der Kamera. Der Pilot brachte es fertig, so zu fliegen, dass die Bombe sichtbar blieb, bis sie nur noch knapp über den Baumwipfeln war. Kobukiris Kamera lief, als dort unten der grelle Blitz der Explosion aufzuckte. Eine rötlich-gelbe Stichflamme, blau an den Rändern. Ihr folgte ein Rauchpilz, der sich in Sekundenschnelle ausbreitete. Durch den Sucher der Kamera gesehen, ähnelte er dem Rauchpilz einer Atomexplosion, nur dass er kleiner war. Als Kobukiri merkte, dass er bereits eine Spule Film verbraucht hatte, wechselte er die durchgelaufene

Spule schnell gegen eine neue aus. Er behielt gerade genug Zeit, die belichtete Spule in der Schachtel zu verstauen und in der Tasche unterzubringen, als der Pilot noch einmal auf das Zielgebiet einkurvte. Der Rauchpilz der Explosion löste sich schnell auf. Dort, wo die Bombe explodiert war, gab es auf reichlich hundert Metern plötzlich keinen Dschungel mehr. Kobukiri konnte es sehen, und er filmte es ausgiebig. Es sah aus, als hätte eine Riesenfaust auf den Boden geschlagen und alles, was sich über ihm erhob, einfach hinweggefegt. Ein runder Fleck gelblicher Erde war alles, was übriggeblieben war, flach, ohne Reste von Bäumen; denn selbst die waren Hunderte von Metern weit weggeschleudert worden. Eines war gewiß: Dort unten konnten tatsächlich mehrere Hubschrauber nebeneinander niedergehen und Truppen absetzen.

Der Heimflug verlief ohne Zwischenfälle. Kobukiri, den der Mechaniker von seinem Gurt befreit hatte, nachdem die Luke wieder geschlossen worden war, saß seitlich hinter dem Piloten und beobachtete, wie dieser die Maschine langsam auf Khe Sanh zusteuerte. Sie hatten nur noch wenig miteinander gesprochen, nachdem Kobukiri aus dem Frachtraum zurückgekommen war.

Prentiss hatte sich erkundigt, ob er alles habe filmen können, und als Kobukiri ihm das bestätigte, sagte er einfach: »Gut, Auftrag erledigt.«

Der Oberst sah dem Japaner entgegen, als dieser von der Piste herüberkam. Er erkundigte sich: »Alles klar?«

»Danke, Sir«, sagte Kobukiri. »Es war ein interessanter Flug.«

Der Oberst nickte. »Für den Rest des Tages gibt es nichts mehr, das Sie interessieren könnte. Und auf dem Gelände der Piste wird nicht gefilmt, klar?«

»Ich nehme es zur Kenntnis«, sagte Kobukiri. »Bis wann gilt das Verbot?«

»Bis morgen früh.« Damit drehte sich der Oberst um und

verschwand in seinem Zelt.

Kobukiri packte das kleine Tonband aus, das er immer in seinem Gepäck mitführte. Er legte eine Kassette ein, schaltete das Mikrofon an und begann zu sprechen, als er in seinem Zelt angekommen war. Er sprach langsam, so dass sein Assistent Ozawa es später ohne Schwierigkeiten würde abschreiben können.

Kobukiri begann seinen ersten Bericht von der Front, die noch nicht Front war, mit den Worten: »Der alte Wunschtraum amerikanischer Generäle in Vietnam soll nun endlich realisiert werden. Die große Aktion zur Durchtrennung von Südlaos beginnt. Absicht ist, die Gemeinschaft, die sich zwischen den Befreiungsbewegungen der indochinesischen Völker entwickelt hat, durch eine strategische Operation zu stören. Daneben soll der Nachschub für die FNL in Südvietnam blockiert werden. Nicht zu unterschätzen aber ist noch ein anderer Aspekt: Das Ansehen der Saigoner Armee muss nach Meinung der Amerikaner entscheidend angehoben werden, wenn diese Armee einmal in Südvietnam in der Lage sein soll, den Krieg nach einem eventuellen Abzug der amerikanischen Truppen so weiterzuführen, dass Südvietnam seinen Stützpunktcharakter für die Amerikaner behält. Das Ansehen dieser Saigoner Armee wäre nur durch einen spektakulären, auf dem Schlachtfeld errungenen Erfolg aufzupolieren. Daher haben die Amerikaner sich offenbar entschlossen, der Saigoner Armee die Laosoperation zu überlassen und ihr nur mit technischen Kampfmitteln, vor allem mit den Fliegerkräften, beizuspringen. Ob es gelingen wird, den Erfolg der Aktion auf diese Weise zu sichern, bleibt fraglich. Jedenfalls haben die Amerikaner die Voraussetzungen für Truppenlandungen hinter der laotischen Grenze geschaffen. Sie verwenden dafür eine riesige Bombe, die sie »Daisy Cutter« nennen. Ich war Zeuge, wie ein solches Ungetüm im laotischen »Dschungel einen Landeplatz schuf, zehn Kilometer von der Straße Neun

entfernt, etwa zwischen den beiden längst von Bombardements zerstörten Ortschaften Chaki und La Tuong. Wir flogen am frühen Morgen von Khe Sanh ab, dem Kommandozentrum der Laosoperation. Es war der siebente Februar neunzehnhunderteinundsiebzig, ein sonniger Sonntag...«

Westwärts

Die Fahrer ließen die Motoren der gepanzerten Mannschaftswagen lange vor Mitternacht einmal zur Probe laufen, dann stellten sie sie wieder ab und legten sich in den Wagen zum Schlaf nieder. Noch waren sie allein in den Fahrzeugen, die um Lang Vey herum gruppiert waren. Die Besatzungen schliefen in schnell errichteten Zelten unweit der Straße. Vor Mitternacht war es in dieser Gegend sehr ruhig geworden, so dass das Gebrüll der Motoren das einzige weithin vernehmbare Geräusch war. Noch gegen Abend waren Stabsfahrzeuge und Munitionswagen hin und her gefahren, hatten Offiziere ihre Einheiten ein letztes Mal antreten lassen und ihnen Befehle verlesen. Dann war allgemeine Ruhe angesagt worden. Nach der Essenausgabe verkrochen sich die Soldaten in den Zelten. Die Ruhe für die Soldaten des 17. Panzerbataillons, das hier bei Lang Vey in Stellung lag, dauerte bis genau zwei Stunden nach Mitternacht. Um diese Zeit wurde sie jäh unterbrochen.

Der Soldat Ho Van Lien war gerade eingeschlafen, als ihn die Trillerpfeife seines Zugführers hochfahren ließ. Ho Van Lien, ein kleiner, schwächtiger Junge, soeben achtzehn Jahre alt geworden, raffte die Plane, auf der er gelegen hatte, zusammen, rollte sie schnell ein und befestigte sie an seinem Sturmgepäck. Er dachte nicht daran, sich zu waschen, zumal das ohnehin nicht vorgesehen war, weil es in dieser Gegend kaum Wasser gab. Ho Van Lien fuhr sich mit den schmutzigen Fingern, an denen man Essenreste, Schmieröl, Erde und Spuren von Moskitocreme hätte entdecken können, wenn man sich die Mühe gemacht hätte, sie zu untersuchen, durch das sehr kurze Haar, setzte den Helm auf, griff sich sein M-16 und lief aus dem Zelt. Vor der Unterkunft standen zwei große Wasserflaschen, ein Kasten mit Gewehrmunition und zwei Plastikbehälter mit Verpflegung, die zu seinem persönlichen

Gepäck gehörten. Ho Van Lien nahm alles auf und trabte damit zu seinem Fahrzeug, das bereits an die Straße herangefahren war.

Überall dröhnten die schweren Motoren der M-113-Wagen. Diese bereits veralteten gepanzerten Mannschaftstransporter machten den Hauptteil der Fahrzeuge des Bataillons aus. Sie waren von den Amerikanern ausgemustert und an ihre südvietnamesischen Verbündeten übergeben worden. Jetzt dienten sie dazu, das 17. Panzerbataillon zu befördern. Andere Einheiten, die um die gleiche Zeit aufbrachen, waren ebenfalls mit den M 113 ausgerüstet, die etwa ein Dutzend Soldaten mit voller Gefechtsausrüstung aufnehmen konnten.

Mit dem 17. Bataillon zugleich brach das 11. Bataillon auf. Östlich von Lang Vey waren noch das 4. und das 7. Bataillon bereitgestellt, die jedoch um diese Zeit noch nicht in Bewegung gesetzt wurden. Sie bildeten die Reserve der Zentralgruppe der Saigoner Armee, die unmittelbar auf der Straße 9, die vietnamesisch-laotische Grenze überschreiten und dann auf dieser Verkehrsader in Richtung auf Tchepone vordringen sollte.

Die Vorhut der beiden Schützenbataillone, die jetzt in ihre Fahrzeuge kletterte, war im wesentlichen mit amerikanischen Panzern vom Typ M 48 ausgerüstet. Zu dieser Gruppe gehörten noch Teile der 2. Luftlandebrigade. Einige ihrer Kommandos waren bereits vor Mitternacht hinter der Ortschaft Lao Bao, unmittelbar an der laotischen Grenze, abgesetzt worden, um dort Brückenköpfe auf laotischem Gebiet zu bilden. Weitere Gruppen operierten in unmittelbarer Nähe der Straße 9 in Laos. Sie waren bis etwa auf Sichtweite an die Ortschaft Kaki verteilt. Von den Soldaten die jetzt in ihre Fahrzeuge kletterten, wusste niemand, was jenseits der Grenze vor sich ging. Nur das Oberkommando hatte Meldungen vorliegen, die in seltsamer Übereinstimmung besagten, dass es auf laotischem Gebiet bislang überhaupt keine Kampfätigkeit gegeben habe. Die

Kommandos hatten die vorgesehenen Punkte besetzt und waren auf keinen Gegner gestoßen.

General Lam, Oberkommandierender der Operation, konnte angesichts dieser Lage seinen Plan genau so ausführen, wie er entworfen worden war: Vorstoß der Panzereinheiten und der Schützen in den gepanzerten Fahrzeugen über die Grenze auf Kaki und danach auf Ban Dong. Dort, am Kilometer 83, sollte vorerst haltgemacht werden. Lam rechnete damit, dass Ban Dong bis zum Abend des ersten Gefechtstages erreicht sein konnte. Man würde dort die Einheiten neu gruppieren und den Vorstoß am nächsten Tag fortsetzen.

Lam empfing die Meldung, dass das 17. und das 11. Bataillon abrückten. Er stand in einem stark gesicherten Unterstand vor der auf einem Tisch ausgebreiteten Karte, die Hände auf dem Rücken, und sah zu, wie sein Adjutant kleine Fähnchen entlang der Straße Nr. 9 steckte. Noch waren die meisten diesseits der Grenze gesteckt, aber das würde sich in wenigen Stunden ändern. Auf der Straße 9 drangen in diesem Augenblick die Elitetruppen der Saigoner Armee vor. Nach den Ergebnissen der Aufklärung zu urteilen, würde es für sie kaum einen ernst zu nehmenden Gegner geben. In vier Tagen sollte Tchepone eingenommen sein. Die Armee lag nur noch zweiundzwanzig Kilometer von Ban Dong entfernt. Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn die Überraschung nicht gelingen sollte! Insgesamt wurde der Angriff in drei separat operierenden Gruppen geführt. Die Zentralgruppe, zu der die Panzereinheiten gehörten, sollte die Straße selbst sichern. In Reserve standen für diese Gruppe weitere Panzer- und Fallschirmtruppen und Einheiten der Marineinfanterie.

Südlich davon operierten an diesem Montagmorgen, dem 8. Februar 1971, zwei Regimenter der 1. Saigoner Infanteriedivision, auf die man glaubte sich unbedingt verlassen zu können. Artillerie- und Pioniereinheiten standen für diese südliche Stoßtruppe bereit; sie mussten jedoch

abwarten, denn das Angriffskonzept der Südgruppe unterschied sich von dem der Zentralgruppe. Die Einheiten der 1. Infanteriedivision würden nicht frontal vorstoßen. Um diese Zeit war der größte Teil von ihnen bereits in Hubschraubern der US Air Force unterwegs. Die Planer des Angriffs hatten als Absetzpunkte einige Bergkuppen im Gelände, etwa zehn Kilometer südlich der Straße Nr. 9, festgelegt. Dort sollten die Infanteristen Stützpunkte bilden und so dafür sorgen, dass die Zentralgruppe von der Südflanke her gesichert war.

Die Bergkuppen, die sie besetzten, bildeten eine Kette entlang der Straße. Allerdings war von keiner dieser Anhöhen die Straße zu sehen. Die US Air Force hatte die Bergkuppen meist mit »Daisy Cutters« für die Landung vorbereitet. Sie flog auch zugleich mit den Infanteristen mobile Befestigungsmittel heran, riesige Betonklötze, die von den Hubschraubern zu einer Art Bunkern zusammengesetzt wurden und den Truppen Deckung gegen Schützenfeuer bieten sollten. Aufgabe der Truppen war es, die von ihnen beherrschten Berge zu Festungen auszubauen, in die wenige Stunden später Haubitzen und andere Geschütze eingeflogen wurden, die es ermöglichen würden, das Gelände bis zur Straße Nr. 9 jederzeit unter Feuer zu nehmen sowie das Gebiet zwischen den einzelnen Stützpunkten.

Im Norden der Straße Nr. 9 operierte die dritte Gruppe der Saigoner Armee nach einem ähnlichen Prinzip. Diese Nordgruppe bestand aus der 1. Rangerkampfgruppe und der 3. Luftlandebrigade, ausgesuchten Einheiten, die im Dschungelkrieg erfahren waren. Für sie waren Absetzplätze aus dem Dschungel herausgebombt worden, vornehmlich auf Hügelkuppen in der Gegend um die schon früher durch Bombenangriffe zerstörten Ortschaften La Tuong und Chaki. Hier sollten sich die Ranger und Fallschirmjäger festsetzen und Basen ausbauen, von denen sie das unübersichtliche, mit dichtem Wald bedeckte Bergland unter Kontrolle nehmen

konnten. Die Planer erwarteten, dass vom Norden her die Reserven der laotischen Befreiungsarmee herangeführt werden würden, sobald der Angriff entlang der Straße Nr. 9 erkannt war. Die Truppen, die um La Tuong und Chaki abgesetzt wurden, sollten diese Reserven bereits auf dem Anmarsch angreifen und aufhalten. Auch hier hatten Hubschrauber Befestigungsmittel herangeflogen, und bei Morgengrauen würden sie weittragende Artillerie in die Stützpunkte bringen.

Insgesamt waren etwa zwanzigtausend Soldaten der Saigoner Armee eingesetzt, als der Angriff begann. Dazu kamen über zweitausend Flugzeuge der US Air Force. An Artillerie standen für die Operation insgesamt dreihundert Geschütze verschiedener Kaliber zur Verfügung. Die Zahl der bereitgestellten Panzer und gepanzerten Fahrzeuge betrug etwa fünfhundert. Die Amerikaner hatten außer ihren fliegenden Verbänden insgesamt zwölf Bataillone zwischen Khe Sanh und Dong Ha zusammengezogen. Dazu gehörten Fallschirmtruppen der 101. Para-Division, Angehörige der meist per Hubschrauber eingesetzten »America 1«-Division und Teile der 5. Infanteriedivision.

General Lam konnte mit den Mitteln, die ihm für seine Aufgabe zur Verfügung standen, mehr als zufrieden sein. Lam, ein Mann mittleren Alters, keine ausgesprochen soldatische Erscheinung, eher der Typ eines Geschäftsmannes, hatte mit Erfolg in den Vereinigten Staaten eine Kriegsschule absolviert und war schnell aufgestiegen. Ihm unterstanden zur Zeit des Angriffsbeginns gegen Laos die kampfstärksten Verbände der Saigoner Armee, die hervorragend ausgerüstet und bewaffnet waren und die eine intensive Ausbildung genossen hatten.

So war zum Beispiel die 1. Infanteriedivision der Saigoner Armee eine alte, erprobte Einheit. Sie galt als die beste unter den insgesamt zehn Saigoner Infanteriedivisionen, weil die anderen meist mit zusammengewürfelten Wehrpflichtigen aufgefüllt worden waren, nachdem sie in vorausgegangenen

Kämpfen mit der Befreiungsfront erhebliche Verluste erlitten hatten. Die 1. Infanteriedivision war bereits 1954 gegründet worden, nachdem die Franzosen sich zurückgezogen hatten und die einheimischen Hilfstruppen des französischen Expeditionsheeres sich südlich des 17. Breitengrades neu gruppierten. Unter Ngo Dinh Diem war dann aus den besten Soldaten, die mit den Franzosen gemeinsam Krieg gegen ihre eigenen Landsleute geführt hatten, diese Division aufgestellt worden, als Kerntruppe der neuen Armee und als Stoßtrupp für den von Diem vorausgesagten »Marsch nach dem Norden«.

Die 1. Infanteriedivision verfügte über modernste Artillerie und war voll motorisiert. Ihre Soldaten wurden von Offizieren geführt, die meist auf eine längere Dienstzeit in den französischen Expeditionseinheiten zurückblicken konnten und die später amerikanische Schulen durchlaufen hatten.

Im Gegensatz zur 1. Infanteriedivision waren die Schützeneinheiten der sogenannten Gepanzerten Abteilungen, zu denen das 11. und das 17. Bataillon gehörten, viel später aufgestellt worden. Sie waren nach amerikanischem Vorbild organisiert und ausgebildet. Bei ihnen handelte es sich um motorisierte Schützeneinheiten, die über eigene Panzerfahrzeuge und über eigene Artillerie verfügten. Die Schützen waren vorwiegend mit automatischen Handfeuerwaffen ausgerüstet und konnten Granatwerfer, leichte Raketenwerfer und panzerbekämpfende Waffen einsetzen. Ihr Vorteil war ihre Beweglichkeit und ihre zugleich universelle Bewaffnung. Damit eigneten sie sich gerade für die Aufgabe, die ihnen unmittelbar an der Straße Nr. 9 zufiel. Sie konnten schnell vorstoßen und an Stellen, an denen sich Widerstand zeigte, sofort schwere Waffen nachziehen, um ihn zu brechen.

Der Einsatz der Saigoner Luftlandedivision bei der Nordgruppe bedeutete einen Rückgriff auf die strategischen Reserven der Saigoner Armee. Sie verfügte nur über diese eine

Luftlandedivision, und die ältesten Soldaten dieser Truppe waren ebenfalls bereits Angehörige der einheimischen Hilfstruppen der Franzosen gewesen. Inzwischen war die Division auf neun Bataillone angewachsen, die man nach amerikanischem Vorbild in drei Brigaden organisiert hatte. Sie unterstanden direkt dem Saigoner Generalstab und wurden fast ausschließlich mit Hubschraubern befördert. Jeder dieser Fallschirmsoldaten hatte eine harte Ausbildung hinter sich. Er verfügte über Erfahrungen aus früheren Kämpfen und besaß an Waffen nur das Beste, was die Vereinigten Staaten liefern konnten.

Die Rangereinheiten, die mit der Nordgruppe zusammen eingesetzt wurden, waren erst von den Amerikanern nach dem Vorbild der »Special Forces« geschaffen worden. Die Soldaten selbst brüsteten sich, sie wären im Guerillakampf erfahren. Dabei wandten sie Kampfmethoden an, die selbst von USA-freundlichen Beobachtern als kriminell bezeichnet wurden. Sie hatten eine Ausbildung, die sie befähigte, sich in unwegsamem Territorium zurechtzufinden und in kleinen Kommandoeinheiten zu operieren. Dabei zogen sie es vor, einfach jeden Menschen, dem sie begegneten, kurzerhand zu töten und ihn als »außer Gefecht gesetzten Gegner« zu melden. Sie waren bekannt dafür, dass sie ganze Dörfer dem Erdboden gleichmachten und die Einwohner wahllos erschossen. Es drangen immer wieder Berichte an die Öffentlichkeit, in denen geschildert wurde, auf welche bestialische Weise sie mit Gefangenen umgingen und mit welchen mittelalterlichen Methoden sie zum Beispiel von ihnen Aussagen zu erpressen versuchten. Es gab insgesamt achtzehn derartige Bataillone, die über das ganze von der Saigoner Regierung noch beherrschte Territorium Südvietnams verteilt waren. Drei Bataillone, die in der 1. Saigoner Militärregion stationiert waren, wurden für den Angriff auf Laos zusammengezogen und eingesetzt.

Ein anderer Eliteverband war die Saigoner

Marineinfanteriedivision. Saigon verfügte nur über diese eine, und sie war dem Vorbild des US-Marinekorps nachgeahmt. Vorerst stand eine Brigade der Division in Reserve für die Laosoperation, aber eine zweite war bereits auf dem Wege nach Khe Sanh. Jede dieser Brigaden bestand aus drei Infanteriebataillonen und einem Artilleriebataillon.

General Lam hatte keinen Zweifel, dass er mit dieser überlegenen Streitmacht, die mit den besten Waffen und mit modernstem Gerät ausgerüstet war und sich zudem auf den Schutz der US-Luftflotte verlassen konnte, in kürzester Zeit den Durchbruch über Tchepone hinaus auf die thailändische Grenze schaffen würde.

An diesem Morgen, als er sich nach einem letzten Blick auf die Karte aus seinem Unterstand begab, hörte er über sich die Düsenjäger der US Air Force. Der Himmel war noch dunkel, doch bis diese Maschinen über Laos waren, würde es hell sein, denn der Tag brach hier unvermittelt und ohne Morgendämmerung an. Das Rot der aufgehenden Sonne würde sich mit dem Schein der Explosionen mischen, die von den Bomben dieser Flugzeuge verursacht wurden.

Überall dröhnte um diese Zeit das Gebrüll von Flugzeugmotoren. Hubschrauberstaffeln starteten mit einem Lärm, der das Herz des Generals mit Freude erfüllte. Er liebte es zu beobachten, wie sich die Maschinerie des Krieges in Bewegung setzte, um den Gegner dort zu treffen, wo er es nicht erwartete. Er baute darauf, dass ihm nur kleinere, unbedeutende Verbände der laotischen Befreiungsarmee gegenüberstehen würden, und zwar zumeist regionale Verbände, denen die Aufgabe oblag, den Nachschub für die südvietnamesische Befreiungsfront innerhalb von Laos zu organisieren. Bis vom Norden her Reserven an die Straße 9 herangeführt wären, konnten seine Truppen bereits am Mekong sein. Dies war die optimistische Rechnung des obersten Befehlshabers der Operation, die am frühen Morgen des 8.

Februar 1971 unter der Tarnbezeichnung »Lam Son 719« begann.

Die Rechnung des Soldaten Ho Van Lien war auch optimistisch; aber sie unterschied sich in einigen Einzelheiten erheblich von der seines kommandierenden Generals.

Ho Van Lien stand in einer unbequemen Haltung auf dem M 113, als das Fahrzeug sich in die Kolonne einreichte. Ein Bein hielt er über den Stahlbord, mit dem anderen stand er auf einer Munitionskiste, die sich im Bauch des Fahrzeugs befand. Ho Van Lien hätte mit beiden Beinen auf die Kiste treten können, er hätte sich sogar auf sie setzen können, aber er tat das wohlweislich nicht. Er hatte zu viele M 113 gesehen, die auf Minen gefahren waren. Geschah das, dann bestand für einen Soldaten, der wenigstens ein Bein schon außerhalb des Fahrzeugs hatte, immer noch die Chance, nur in die Luft geschleudert zu werden und mit dem Leben davonzukommen. Saß er aber in dem engen Panzerfahrzeug, wurde er unweigerlich zerrissen. Ho Van Lien hatte bei den Belehrungen, die dem Einsatz vorausgegangen waren, aufmerksam zugehört. Er hielt es für wahrscheinlich, dass die Armee, zu der er mit seinen achtzehn Jahren eingezogen worden war, Laos in wenigen Tagen durchstoßen haben konnte. Was sollten die Laoten gegen diese konzentrierte Streitmacht aufbieten? Kam man also bis zum Mekong durch, dann war dieser Einsatz vorbei, und dann würde sich in einer der Ortschaften am großen Fluss die Möglichkeit finden, ein paar Dinge, die man sich für den knappen Sold nicht kaufen konnte, einfach zu stehlen.

Ho Van Lien kannte die Erzählungen derer, die im vorigen Jahr den Einbruch in Kambodscha mitgemacht hatten. Sie waren schon kurz hinter der Grenze auf Dörfer gestoßen, in denen die Bewohner ein vergleichsweise wohlhabendes Dasein führten. Es gab Lebensmittel in Hülle und Fülle, in den kleinen Läden türmten sich Kattunstoffe, Taschenlampen, ja sogar

Transistorradios und andere technische Artikel, die aus Importen stammten. Die Soldaten hatten skrupellos geplündert und alles mitgenommen, was sie nur tragen konnten. Sie hatten die Ortschaften abgeriegelt und sich dann, nachdem es keine Kampfhandlungen mehr gab, an die Mädchen herangemacht. Die Kambodschanerinnen wollten sich aber nicht mit den fremden Soldaten einlassen, die ihre Ortschaften verwüsteten. So bürgerte es sich ein, dass immer mehrere Soldaten der ARVN - so lautet die offizielle Bezeichnung der Saigoner Armee - Jagd auf Mädchen machten. Die Geschichten, die nach dieser Aktion in der Armee kursierten, ließen Ho Van Lien den Vorstoß nach Kambodscha als einen ungefährlichen und amüsanten Ausflug erscheinen.

Laos war zwar nicht so reich wie Kambodscha. Immerhin gab es aber auch dort Unterschiede, und der Achtzehnjährige hoffte, in diesem Land irgendwo eine geheime Lagerstätte von Rohopium aufzustöbern, das sich in Saigon zu horrenden Preisen verhökern ließe. Opium wurde in Laos überall angebaut. Vielleicht, so dachte Ho Van Lien, schaffe ich es, über einen solchen Fund für die Familie den kleinen Waschsalon zu kaufen, von dem wir alle seit Jahren träumen! Einen Waschsalon zu besitzen, mit ein paar modernen, geschmuggelten amerikanischen Waschmaschinen, war die beste Lebensversicherung. Man konnte für die Amerikaner waschen oder für einheimische Reiche. Jeder, der über ein solches Geschäft verfügte, wurde in ein paar Jahren das, was man unter Saigoner Verhältnissen bereits als wohlhabend bezeichnen konnte.

Ho Van Lien hatte nur vier Jahre lang eine Schule besucht. Der Krieg hatte ihn entwurzelt. Mit zehn Jahren war er in Saigon von einem Restaurant zum anderen gezogen und hatte Zigaretten verkauft. Dabei verdiente er so viel, wie er zum Leben brauchte. Seine Eltern kannte er nicht. Es war ihm gesagt worden, sie seien aus einem Dorf im Delta umgesiedelt

worden, wären in Saigon aber beide an der Tuberkulose gestorben, als er noch nicht einmal ein Jahr alt war. In einem Asyl war er dann aufgewachsen, aber sobald er mit dem Zigarettenhandel sein eigenes Geld verdiente, war er weder zur Schule noch in das Asyl zurückgegangen. Er kaufte die Zigaretten von Schmugglern, die sie im Hafen aus amerikanischen Armeelieferungen stahlen, und bald hatte er so viel verdient, dass er zwei andere Jungen anstellen konnte, die für ihn herumliefen und den Verkauf tätigten. Er selbst verlegte sich darauf, andere Artikel im Hafen zu erwerben und an Saigoner Geschäftsleute zu verkaufen.

Die Polizei ergriff ihn mehrmals. Er wurde ins Asyl zurückgeschickt und entwich abermals. Dann, als man ihn wieder beim Schwarzhandel erwischte, bekam er vierzehn Tage Gefängnis. Er lernte von den Mitinsassen seiner Zelle, wie man es vermeiden konnte, von der Polizei geschnappt zu werden. Man musste die Polizisten, in deren Revier man operierte, bezahlen. Nachdem Ho Van Lien das tat, behelligte ihn die Obrigkeit nicht mehr.

Zu einer Familie kam er wieder, als er sich ein Mädchen suchte. Es war die Tochter eines Gelegenheitsarbeiters. Ho Van Lien sah sie vor einer Bar stehen und amerikanische Soldaten ansprechen. Er nahm sie mit in sein Quartier, einen Verschlag unter der Außentreppe eines chinesischen Hauses in Cholon, und von da ab lebten sie zusammen, bis sie sich entschlossen, die Einwilligung der Eltern des Mädchens einzuholen. Sie bekamen sie und heirateten. Das bedeutete allerdings, dass Ho Van Lien und seine junge Frau nun zusammen mit den Eltern noch sechs weitere Geschwister zu versorgen hatten.

Als Ho Van Lien eingezogen wurde, hätte er für eine gewisse Geldsumme ein Attest kaufen können, das ihn vom Dienst in der Armee befreite; aber der Kleinhandel brachte ihm gerade soviel ein, um die vielköpfige Familie ernähren zu können. Also wurde er Soldat. Seine Ausbildung verlief ohne

nennenswerte Zwischenfälle. Er war gesund, und er glaubte seinen Vorgesetzten sogar, was sie ihm über die kommunistische Gefahr erzählten. Ho Van Lien war im Krieg aufgewachsen. Er kannte keinen anderen Zustand, seit er denken konnte. Er hatte gelernt, auf das zu verzichten, was der Krieg ihm verwehrte, aber er war gleichwohl geübt darin, die Chancen zu nutzen, die es nur in einem Krieg gab. Und da waren also die geheimnisvollen laotischen Opiumdepots!

In Saigon waren vor allem einige höhere Offiziere zu beachtlichem Reichtum gelangt, die Verbindungen zu Vang Pao aufgenommen hatten. Seine Krieger fielen in kleineren Trupps in die Gebiete der Pathet Lao ein, zündeten Dörfer an und verschleppten Einwohner, vernichteten Reisfelder und zerstörten Bewässerungseinrichtungen, um damit einerseits das Leben der Laoten zu erschweren und andererseits Angst und Schrecken zu verbreiten.

Andere Meo-Gruppen wurden von CIA-Flugzeugen, die den irreführenden Namen der Zivilluftfahrtgesellschaft »Air America« trugen, mit Fallschirmen über Pathet-Lao-Gebiet abgesetzt und bauten in unbewohntem, unwegsamem Gebirgsgelände kleine Stützpunkte auf, die mit Funkgeräten und Peilsendern ausgestattet wurden. Ihre Aufgabe war es, die Bomberformationen, die von Thailand aus die Demokratische Republik Vietnam angriffen, zu ihren Zielen zu leiten. Die CIA bezahlte die Meo-Söldner sehr schlecht, aber sie verschaffte ihnen im Ausgleich dazu einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: Das in den Wohngebieten der Vang-Pao-Banditen in großen Mengen angebaute Opium, das man früher mit Karawanen nach Thailand hatte schaffen müssen, um es verkaufen zu können, wurde jetzt von der CIA übernommen, hervorragend bezahlt und mit den Flugzeugen der »Air America« über Saigon zu den Großabnehmern nach Hongkong, den Philippinen, Macao und anderen geheimen Umschlagplätzen des weitverzweigten Drogenhandels

befördert.

In das anfangs nur von Amerikanern betriebene Geschäft waren inzwischen Saigoner Militärs eingestiegen. Der Drogenhandel machte sich bezahlt. Wenn es nach den uniformierten Opiumschleppern gegangen wäre, dann hätte der Vietnamkrieg noch Jahrzehnte andauern können.

Ho Van Lien hatte von diesen Geschäften nur gehört. Er hatte nie eine Chance gehabt, sich daran zu beteiligen, denn er war bloß ein einfacher Soldat. Nun aber ging es hinein nach Laos, und er war dabei!

Das Aufbrüllen der Motoren riß Ho Van Lien aus seinen Gedanken. Die Fahrzeuge erhielten das Kommando zum Anfahren. Überall streckten sich aus den Luken die Hände der Fahrer, die signalisierten, dass sie bereit waren. Dann rasselten die Ketten der Panzerwagen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Noch war es dunkel. Lediglich ein paar Autoscheinwerfer erhellten die Gegend an der Straße. Voran fuhren einige Dutzend M 47, leichtere amerikanische Panzer, die schnell vorankamen und von denen einige mit elektronischen Minendetektoren ausgerüstet waren. Ihnen folgten die M 48 mit ihren 90-mm-Geschützen, dann die schweren M 60, und diesen schlossen sich die Schützenpanzerwagen an, gefolgt von Zugmaschinen mit Haubitzen, Versorgungsfahrzeugen und Stabswagen, denen wiederum leichte und mittlere Panzer folgten.

Die Soldaten in den M-113-Schützenpanzerwagen hatten Befehl bekommen, die Straßenränder zu beobachten. Niemand wusste genau, wann man in Laos auf den ersten Widerstand stoßen würde. Und hier auf vietnamesischem Boden war man nicht sicher vor der FNL. Jeder wusste, dass sich Einheiten der Befreiungsfront in der Gegend um Khe Sanh aufhielten. Es hatte gelegentlich Raketenfeuer gegeben und Salven von Granatwerfern. Sie kamen von den Bergen ringsum, und so oft man diese Berge auch aus der Luft mit Napalm und

Splitterbomben belegt hatte - immer wieder gab es Feuer von dort.

Ho Van Lien hielt sein Schnellfeuergewehr schussbereit in der Hand. Monate zuvor bereits hatten die Amerikaner dieses Stück der Straße zu beiden Seiten mit Chemikalien besprüht, und jetzt gab es dort kein Blattwerk mehr, nur noch die verdorrten Stämme von Bäumen, die dünnen Ranken und Äste der kahlen Gebüsch. Ab und zu tauchten an den Straßenrändern Patrouillen auf, die man ausgeschickt hatte, um etwaige Soldaten der Befreiungsarmee aufzuspüren. Die Posten winkten, dass alles in Ordnung sei.

Offenbar hatte sich der Gegner zurückgezogen. Was würde er tun? Beobachtete er den Aufbruch der Saigoner Truppen aus sicherer Entfernung? War er von dem gewaltigen Aufwand an Soldaten und Material eingeschüchtert worden? Ho Van Lien glaubte nicht daran, dass die Soldaten des Gegners davongelaufen wären. Er hatte zwar erst einige wenige Gefechte mitgemacht, aber die hatten genügt, um ihn darüber zu belehren, dass dieser Gegner niemals aus Furcht einen Rückzug antrat.

Die »Vietcong«, wie sie in der Saigoner Sprachregelung genannt wurden, »rote Vietnamesen«, waren nicht nur ernstzunehmende Gegner. Sie waren mittlerweile auch zu hervorragend ausgerüsteten Gegnern geworden. Die Zeiten, in denen sie sich mit veralteten Gewehren, mit Pfeil und Bogen oder mit anderen primitiven, selbstgefertigten Waffen zur Wehr gesetzt hatten, waren endgültig vorbei. Der Himmel mochte wissen, wie sie es fertigbrachten, stets Nachschub für ihre Truppen bis weit ins Mekongdelta hinein heranzubringen, oder wie sie ihre Munitionsvorräte für die Geschosswerfer, die Granatwerfer, die rückstoßfreien Geschütze beschafften - jedenfalls schienen sie nicht knapp daran zu sein.

Es war Ho Van Lien nicht verborgen geblieben, dass ihn die Bewohner der meisten Dörfer, in denen er als Soldat gewesen

war, nicht gerade freundlich empfangen hatten. Er hatte deutlich gespürt, dass die Bauern sich vor den Saigoner Soldaten fürchteten.

Meist erschienen sie, um ein Dorf nach Waffen oder Dokumenten der Befreiungsfront zu durchsuchen. Fanden sie etwas, dann wurde das ganze Dorf angezündet, und die Bewohner wurden zum größten Teil erschossen. Fanden sie hingegen nichts, so legten sie das mitunter als besonders geschicktes Vorgehen des Gegners aus und verfuhrten ebenso. Was man also tat - ob man sich bemühte, neutral in dem großen Konflikt zu sein, oder ob man zur Befreiungsfront hielt -, es lief auf das gleiche hinaus. Darum war es kaum verwunderlich, dass die meisten Leute heimlich mit der Befreiungsfront sympathisierten, wenn sie nicht ohnehin zu ihr gehörten und sich nur als getarnte Kämpfer tagsüber in den Dörfern aufhielten.

Die Trennungslinie in diesem Krieg verlief quer durch das Volk. Kriegsverdiener und ein nicht geringer Teil des Bürgertums in den Städten hielten zu den Amerikanern und erhofften von ihnen, dass sie die Befreiungsfront vernichteten, um welchen Preis auch immer. Der Bauer im kleinen Dorf, weit von der nächsten Straße, verachtete die Amerikaner, die für das ganze Elend verantwortlich waren. Mit ihnen verachtete er jene Saigoner, die es mit den Fremden hielten. Offen oder versteckt war er gegen sie, und er war auch gegen ihre Armee. Der größte Teil der einfachen Saigoner Soldaten hatte das inzwischen begriffen, leistete widerwillig seine Dienstzeit ab und hoffte zu überleben. Nicht selten desertierten Einheiten geschlossen zur Befreiungsfront. Es war wohl jene künstlich von der Saigoner Propagandamaschinerie geschürte Angst vor angeblichen Grausamkeiten der Befreiungssoldaten, die einen großen Teil der Saigoner Söldner davon abhielt, sich bei der ersten Gelegenheit zu ergeben. Die Angst ließ sie kämpfen.

Aber diese Angst ließ sich nicht in eine Art patriotisches

Gefühl umwandeln, weil sich selbst unter den Soldaten nach und nach der Verdacht bestätigte, dass die Befreiungsfront in Wirklichkeit die echten Patrioten vereinigte, jene, die für eine baldige Beendigung des Krieges waren, in dem die Amerikaner Vietnamesen gegen Vietnamesen hetzten.

Die Saigoner Armee hatte viele Maßnahmen getroffen, um Desertionen zu verhindern. Spitzel denunzierten in den Einheiten Leute, die der Armee den Rücken kehren wollten. Die Verdächtigten wurden festgenommen und einer qualvollen Tortur unterworfen, bevor sie in eines der berüchtigten Gefängnisse des Landes verschleppt wurden. In dieser Beziehung unterschied sich die Saigoner Armee nicht im geringsten von anderen Armeen, die gegen die Interessen des eigenen Volkes eingesetzt wurden. Doch das machte sie keinesfalls ungefährlich. Auch jene, die zweifelten, kämpften, wenn es befohlen wurde. Sie verfügten über modernstes Kriegsmaterial und eine umfassende Ausbildung. Erst wenn man sie in eine Situation brachte, aus der es keinen Ausweg mehr zu geben schien, erst wenn persönlicher Mut und letzter Einsatz hart und unausweichlich gefordert wurden, dann gaben sie lieber auf, als zu sterben. Das hatte sich immer wieder gezeigt, und die Befreiungsfront hatte sich längst darauf eingestellt.

Ho Van Lien hoffte insgeheim, nie in eine ausweglose Lage zu geraten. Er fürchtete sich vor den Kämpfern der Befreiungsfront, denn er hatte zu oft gesehen, wie deren Verwundete von seinesgleichen einfach mit dem Bajonett erstochen worden waren, wie man sie zu Aussagen gezwungen hatte, mit glimmenden Zigarettenenden, mit Nadeln, die man ihnen unter die Fingernägel trieb, mit Wasser, das man ihnen literweise einflößte, bis ihre Leiber sich blähten. Wenn diese Soldaten Gleiches mit Gleichem vergalteten, dann gab es keine Chance zu überleben, selbst für den Fall, dass man die Hände hob. Das war es, was die Offiziere immer wieder predigten.

»Sie schlachten euch ab wie Hunde vor dem Tet-Fest! Kämpft bis zum Umfallen, oder man wird euch massakrieren!«

Solange ich mitten in dieser riesigen Kolonne stecke, wird mir nichts geschehen, sagte sich Ho Van Lien, und es wird schwer sein, diese Kolonne zu zerschlagen. Das 17. Panzerbataillon gehört immerhin zu den Eliteeinheiten! Er stützte sich auf die obere Kante der Panzerplatte des M 113 und starrte auf den Straßenrand. Immer noch kein Gebüsch. Kahle Äste. Das Tempo der Kolonne wurde schneller. Es verringerte sich erst, als die Spitze Lao Bao erreichte, eine kleine Ortschaft, die einmal ein blühendes Dorf unmittelbar an der laotischen Grenze gewesen war. Heute gab es hier nicht einmal mehr Ruinen, denn die leichten Bauernhäuser waren so gut wie restlos verbrannt. Ein paar Bunker standen dort, wo früher Pfahlhäuser gestanden hatten. Sie waren von einer Rangereinheit belegt, die gelegentlich zur Aufklärung über die Grenze nach Laos vorgestoßen war. Ihre Posten standen unter den wilden Bananenstauden, die nach der Zerstörung wieder herangewachsen waren. Regungslos beobachteten sie die vorbeiziehenden Truppen. Keiner von ihnen winkte. Die Scheinwerfer der Stabsfahrzeuge tauchten sie zuweilen für ein paar Sekunden in helles Licht, dann drehten sie die Gesichter zur Seite. Unmittelbar hinter dem Ort hielt die Kolonne an. Ho Van Lien hörte, wie der Funker unten im Wagen einen Befehl bestätigte, den er durch den Kopfhörer erhalten hatte. Kurz danach forderte er die Schützen auf: »Absitzen!«

Sie sammelten sich am Straßenrand. Der Zugführer erschien und zählte sie. Er kontrollierte noch einmal die Waffen auf ihre Einsatzbereitschaft, dann erklärte er den Soldaten mit gedämpfter Stimme: »Wir sind auf der Höhe der Grenze. Panzer und Fahrzeuge benutzen weiter die Straße. Wir gehen auf der rechten Seite vor. Abstand von der Straße höchstens dreißig Meter. Abstand von Mann zu Mann zehn Meter. Erkannte Gegner werden sofort beschossen. Marsch!«

Das letzte Wort sagte er laut. Der Zugführer war ein junger Mann, der die Kommunisten hasste. Das hatte er gleich am ersten Tage, den er bei der Einheit verbrachte, mitgeteilt. Niemand wusste, ob das stimmte oder nicht. Auch den Grund kannte keiner. Aber der Zugführer war mitleidlos gegenüber dem Gegner, das wusste man. Er pflegte tote Gegner grundsätzlich noch einmal mit seiner Pistole in den Kopf zu schießen, auch wenn zu sehen war, dass sie bereits seit einigen Tagen tot waren.

Ho Van Lien passierte den Stein, der die Grenze markierte, als letzter Mann seiner Schützengruppe. Die Panzer waren bereits weit voraus. Noch war kein Schuss gefallen. Die Schützen bewegten sich zu beiden Seiten der Straße etwa im gleichen Tempo vorwärts wie die Fahrzeuge auf der Straße.

Noch war es nicht schwierig, hier zu gehen, denn kurz hinter der Grenze verlief die Straße für mehr als einen Kilometer durch unbewachsenes Gelände. Ein weites Tal tat sich hinter Lao Bao auf, dessen sanfte Abhänge in der Dunkelheit nicht zu sehen waren. Die Kolonne durchquerte es, ohne dass es einen Zwischenfall gegeben hätte.

Entweder hatten sich die Soldaten der Befreiungsfront tatsächlich zurückgezogen, oder aber sie lagen so geschickt getarnt im Hinterhalt, dass sie nicht zu entdecken waren. Ho Van Lien wurde das Gefühl nicht los, dass alles beobachtet wurde, was an der Straße vor sich ging. Aber auch er konnte nichts entdecken, was auf die Anwesenheit des Gegners hingewiesen hätte.

Als der Zug Ho Van Liens aus dem Tal herauskam, brach der Tag an. Die Soldaten befanden sich jetzt auf einer kleinen Anhöhe. Nur für ein paar Minuten wurde die soeben noch pechscharze Nacht von einem ungewissen, schwachen Licht gleichsam in graue Farbe getaucht, dann schob sich aus dem hellen Streifen am Horizont ohne Übergang der oberste Rand der Sonnenscheibe hervor, und das Land nahm Gestalt an.

Plötzlich war das Tal, durch das sich jetzt noch der Rest der Kolonne wand, grün. Das helle Gelb und Rot von Blüten wurde sichtbar, das Braun der Baumstämme, die bläulichen Blätter dorniger Büsche. Die Gesichter der Soldaten hellten sich auf. Obwohl die Nacht sie auf gewisse Weise vor dem Blick des Gegners geschützt hatte, waren sie froh, dass sie vorbei war. Nächte sind unheimlich, denn der Gegner fürchtet die Nacht nicht, er nutzt sie.

Ho Van Lien blickte nach vorn. Dort stieg die Straße an und verlor sich zwischen Felsen. Die Panzer schienen direkt in einer steinernen Wand zu verschwinden. Weiter nördlich lag eine dicke Dunstsicht über den Hügelkuppen. Es würde Stunden dauern, bis sie sich auflöste. Ho Van Lien folgte dem Soldaten, der vor ihm ging. Sie drangen in das Gebüsch ein, das es hier plötzlich am Straßenrand wieder gab. Der Zugführer achtete darauf, dass sie die Straße immer noch sehen konnten. Ab und zu ließ er halten und schickte Späher weiter in das Buschwerk hinein. Sie kamen zurück, ohne auf gegnerische Soldaten gestoßen zu sein.

Die Sonnenscheibe war gerade völlig über den Horizont gestiegen, als in der Luft der Lärm von Flugzeugmotoren zu hören war. Zuerst erschienen einige der kleinen einmotorigen Propellermaschinen, die zur Artilleriebeobachtung eingesetzt wurden. Danach heulte der erste von einer Turbine getriebene Hubschrauber heran, in dem sich offenbar der Kommandeur befand, der das Vorgehen seiner Truppen aus der Luft beobachten wollte. Dann aber jagten plötzlich Düsenbomber rechts und links von der Kolonne vorbei. Es waren amerikanische Maschinen, sie trugen den weißen Stern. Die Phantoms legten mit todbringender Präzision rechts und links der Straße Nr. 9, in einem Abstand von mehr als einem Kilometer, einen Streifen brennender und umgewühlter Erde. Die Absicht war, den Raum, aus dem die vormarschierende Truppe bedroht werden konnte, auf diese Weise zu verwüsten

und dabei zugleich etwa bereitgestellte Kräfte des Gegners zu vernichten.

Wie alle anderen Soldaten warf sich auch Ho Van Lien sofort zu Boden, als die ersten Bomben einschlugen. Sie lagen zwar weit genug entfernt, um niemanden an der Straße gefährden zu können, aber zu oft in der Vergangenheit war es vorgekommen, dass die amerikanischen Flieger aus Versehen die eigenen Truppen bombardiert hatten. Es dauerte Minuten, bis die Soldaten sich wieder erhoben. Sie marschierten erst weiter, als die Flugzeuge abgeflogen waren. Aber die Ruhe dauerte nur kurze Zeit, denn immer neue Maschinen heulten heran und warfen ihre Bombenlast ab. So kam der Vormarsch zunächst ins Stocken.

Auch die Panzer hielten an. Ringsum brodelte der Qualm des Napalms, die Erde spritzte unter den Splitterbomben auf, und die Luft verlor ihre morgendliche Reinheit, sie stank nach verbranntem Flammöl und Sprengstoff. Bäume gerieten in Brand und standen wie Fackeln unter der aufgehenden Sonne. Wenn sich der Qualm verzog, blieben große schwarze Flecken zurück, umgepflügte Erde und kilometerweit versengte Vegetation. Die Flugzeuge lösten einander ab. Hatte eine Kette ihre Last abgeworfen, zog sie einen Kreis und schwenkte auf Ostkurs ein. Dann jagte bereits die nächste Kette heran und führte das Bombardement dort weiter, wo die heimfliegende Kette aufgehört hatte. Nach und nach verlagerten sich die Bombardements immer weiter zur Spitze der Kolonne hin, und die Soldaten in Ho Van Liens Zug warfen sich nicht mehr zu Boden, wenn die Flieger kamen. Kilometer um Kilometer ging es weiter. Als Ho Van Liens Zug die Felsen erreichte, wurde es plötzlich sehr still. Hier, zwischen den Steinwänden, hatten die Flieger keine Bomben abgeworfen.

Die Straße wand sich durch einen engen Einschnitt, und die Soldaten gingen nur wenige Meter neben ihren Transportfahrzeugen her. Sie blickten mißtrauisch nach oben.

Sollte es hier einen Überfall geben, dann konnte er nur von dort kommen, wo die scharfen Felskanten vor dem jetzt wolkenlos blauen Himmel standen. Aber immer noch geschah nichts. Kilometer vor der Kolonne standen jetzt bereits die Qualmpilze der Napalmbomben.

Als Ho Van Lien zum erstenmal wieder aus den Felsen trat und vorausblickte, sah er den Dschungel. Die Spitze der Kolonne verschwand bereits darin. Seitlich von ihr qualmte der Regenwald unter dem Brandgelee, aber er fing nicht Feuer. Ho Van Lien fürchtete sich vor diesem Wald. Nicht wegen der gefährlichen Tiere, die es dort gab, sondern weil er sehr wohl wusste, dass der Gegner in diesem Wald gleichsam zu Hause war.

Die Straße wurde schmaler. Sah man genauer hin, war es ohnehin keine sehr breite Straße, sondern eher ein etwas befestigter Fahrweg. Er war ganz offensichtlich seit vielen Jahren nicht mehr befahren, denn er war von Gras bewachsen und an manchen Stellen sogar von Bäumen, die jetzt von den Panzern umgewalzt wurden. Manchmal wucherte Buschwerk über ihn hinweg, dann wieder vereinigten sich die Kronen riesiger Bäume über ihm und schufen eine Art Tunnel, in dem es dunkel war, feucht und kühl.

Gegen Mittag legte der Zug Ho Van Liens mitten in einem solchen Tunnel eine kurze Ruhepause ein. Der Zugführer schickte einige Männer tiefer in das Dickicht hinein, um die Gegend zu erkunden. Ho Van Lien hockte sich an den Straßenrand und rauchte. Ein Soldat holte vom Transportfahrzeug ein paar Flaschen Moxie, aber die Limonade schmeckte nicht, weil sie warm war. Die Kolonne stand.

Die Panzer an der Spitze waren am Rande einer weiten, unbewachsenen Ebene angelangt, die ringsum von bewaldeten Abhängen gesäumt war. Über der Ebene schwebte der Hubschrauber mit dem Kommandeur, und in einiger Entfernung schwirrte die »Bird Dog«, eine winzige

einmotorige Cessna, in der sich der Artilleriebeobachter befand. Er hatte seit einer halben Stunde die Hänge abgesucht und nichts entdeckt. Aber der Kommandeur, dem er das gemeldet hatte, traute der Sache nicht. Er zögerte, die Kolonne in die Ebene hinausfahren zu lassen. Der Beobachter in der »Bird Dog« war ein Amerikaner. Er zog weiter seine Kreise mit der kleinen, wendigen Sportmaschine und war gespannt, was der Saigoner Kommandeur unternehmen würde. Zu seinem Piloten sagte er, nachdem er das Mikrofon ausgeschaltet hatte, das ihn mit der Maschine des Kommandeurs verband: »Er hat recht mit seiner Vorsicht. Es ist etwas faul in dieser Gegend.«

Der Pilot gab einsilbig zurück: »Er hat Angst, Mac. Weiter nichts.«

Aber der Beobachter schüttelte den Kopf. »Die Sache stinkt. Dazu braucht man nicht viel Intelligenz, um das zu merken. Immer, wenn wir in den letzten Monaten einen ferngesteuerten Aufklärer hier eingesetzt hatten, wurde er ganz schnell abgeschossen. Ich habe es selbst auf dem Leitstand beobachtet. Die Kamera des Aufklärers fing mit dem Froschauge die Berge ein, dann kam von irgendwoher eine Rauchspur, und Sekunden später war das Ding tot. Warum regt sich jetzt hier nichts?«

»Getürmt«, meinte der Pilot.

Der Beobachter glaubte nicht daran. Er sagte: »Ich werde froh sein, wenn ich heute abend wohlbehalten auf meiner Matte liege!« Der Pilot verzog leicht das Gesicht und

meinte: »Wenn ich zu Hause bin und es Indochina nur noch in der Erinnerung geben wird, werde ich froh sein!«

Der Kommandeur rief die »Bird Dog«. Er forderte sie auf, die Hänge nochmals abzusuchen. Widerwillig bestätigte der Beobachter den Auftrag und gab dem Piloten das Zeichen, an die Hänge heranzufiegen. Die Maschine hatte seit kurzer Zeit einen Detektor an Bord, der auf größere Ansammlungen von Metall ansprach. Aber dazu musste man sehr tief

hinuntergehen, und es konnte passieren, dass gleichzeitig mit den Signalen des Detektors, der eine Fla-Batterie oder eine Gruppe Granatwerfer anzeigte, die Rauchspuren der Fla-MGs aufstiegen und die Geschosse sich in die leichten Tragflächen der Cessna bohrten.

Als der Pilot jetzt näher an die Hänge heranflog, zog der Beobachter sorgfältig die Fla-Weste zurecht, auf der er saß. Es war üblich, dieses aus Plasteschuppen bestehende Schutzbekleidungsstück unter die Sitzfläche zu legen, wenn man auf einem Beobachtungsflug war. Geschosse der Fla-MGs durchschlugen den ungepanzerten Boden der Kabine glatt. In den Plasteschuppen blieben sie stecken, wenn es sich nicht gerade um großkalibrige Explosivgeschosse handelte.

Der Beobachter griff zum Fernglas und suchte erneut die Hänge ab. Er wusste, dass es keinen Sinn hatte, aber er tat es trotzdem. Wenn jemand etwas davon verstand, sich unsichtbar zu machen, dann war es dieser Gegner, und der schoss nicht auf eine »Bird Dog«, bevor er sich entschlossen hatte, zum Angriff überzugehen. Er wusste, dass die »Bird Dog« ihn nicht entdecken konnte.

Der Kommandeur des 17. Panzerbataillons beobachtete nervös die Cessna, die an den Hängen entlangglitt wie ein Schmetterling, dessen Flügel dann und wann in der Sonne aufleuchteten. Der Hubschrauber flog wesentlich höher als die Cessna, und sein Rumpf war an der Unterseite außerdem gepanzert, so dass die Kabine maximalen Schutz bot. An den offenen Einstiegtüren hockten hinter den Gatling-MGs die beiden Schützen. Wenn sie den Abzug betätigten, dann konnten diese beiden Waffen je sechstausend Schuss pro Minute hinabschicken zwischen die Felsen. Aber es gab kein Ziel für sie.

Der Kommandeur spürte, dass er eine Entscheidung fällen musste. Schickte er die Kolonne in die weite Ebene hinaus, dann war sie für längere Zeit deckungslos dem Gegner

ausgeliefert, der ganz sicher die Abhänge besetzt hielt. Aber andererseits konnte die Truppe hier nicht länger warten. Noch war Kaki nicht erreicht, die erste Ortschaft hinter der Grenze. Sie lag erst jenseits dieser Ebene.

Als der Beobachter der »Bird Dog« die Hänge abgeflogen hatte und seine Meldung machte, nahm der Kommandeur sie mißmutig entgegen. Seine Entscheidung war bereits gefällt. Hier mussten zuerst die Fliegerkräfte eingesetzt werden. Aber das hatte auf eine Art zu geschehen, die das Gesicht wahrte. Ein ängstlicher Kommandeur genöß kein Ansehen, also musste man es anders anfangen. »An den Südhang!« befahl der Kommandeur dem Piloten. Der ließ den Hubschrauber eine Kurve ziehen und näherte sich in respektvoll langsamem Flug dem von der Sonne erhellten Hang.

Nichts rührte sich hier, es gab keine aufgeworfenen Erdwälle und keine Schützenlöcher, keine Reste von Lagerstätten oder Kochfeuern. Der Kommandeur ließ den Hubschrauber bis auf einige hundert Meter an den Hang heranfliegen, dann gab er dem Soldaten an der einen Gatling das Zeichen, den Hang zu beschießen. »Draufhalten!«

Die Gatling hatte das Geräusch einer Kreissäge, wenn sie loslegte. Es war bei der hohen Feuergeschwindigkeit nicht mehr möglich, die einzelnen Abschüsse wahrzunehmen. Sie verschmolzen zu einem knatternden Kreischen. Die Geschosse bohrten sich in den Boden des Hanges. Sie wirbelten Erde auf und verursachten kahle Stellen dort, wo sie das Blattwerk zerfetzten. Aber es kam kein Schuss zurück. Der Kommandeur hatte damit auch nicht gerechnet. Er ließ den Hubschrauber noch einigemal im Kreis an den Hang heranfliegen und gab dann jedesmal das Zeichen, mit der Gatling zu schießen. Gleichzeitig schaltete er seine Sprechanlage ein und teilte dem Beobachter in der Cessna mit: »Ziel erkannt! Flüchtende Vietcong!«

Der Beobachter hatte das Manöver mit angesehen. Jetzt

sagte er zu dem Piloten, bevor er das Mikrofon der Sprechanlage einschaltete: »Ich habe es gehaut, Mac. Also gut, uns soll es auf ein paar hundert Tonnen Eisen nicht ankommen!« Er betätigte den Schalter und sprach, an den Kommandeur gewandt: »Okay. Wir setzen Markierungen.«

Der Kommandeur war inzwischen mit seinem Hubschrauber an den im Schatten liegenden Hang herangeflogen und wiederholte dort die Beschießung einer willkürlich ausgewählten Stelle. Zugleich wies er den Beobachter an: »Keine Markierungen nötig. Hänge dicht besetzt. Fordern Sie Luftunterstützung an!«

Der Beobachter grinste nur. Aber er gab respektvoll zurück: »Okay. Luftunterstützung!«

Als er sich in die Frequenz der Bodenleitstelle in Khe Sanh einschaltete, hörte sich das, was er sagte, weit weniger respektvoll an. Er war mit dem Kontrolloffizier, der im Augenblick dort den Dienst versah, ohnehin befreundet, und er teilte ihm lakonisch mit: »Hai, schick ein paar Jungens rüber nach Vierzehn-Komma-sieben, die Abhänge aufweichen. Unser Verbündeter hat dort zwei Infanteriedivisionen entdeckt und hängt fest!«

»Ist das wahr?« erkundigte sich der Leitoffizier. Der Beobachter sagte: »Beeil dich, Hai. Ich möchte, dass die Vietnamisierung klappt und ich nach Hause kann. Also hilf ihm schon zu siegen!«

Zwanzig Minuten später torkelten die Napalmkanister auf die Hänge herab, und aus dem dicken schwarzen Qualm blühten die Einschlagpilze der Sprengbomben auf. Die Phantoms kamen in Abständen von wenigen Minuten etwa ein halbes Dutzend Mal und pflügte die Hänge um. Sie wurden nicht beschossen, und sie sahen auch auf der Erde nichts, was darauf hingedeutet hätte, dass dort gegnerische Truppen lagen.

Der Kommandeur des 17. Panzerbataillons war zufrieden. Noch während der Qualm über der Ebene waberte, gab er der

Truppe das Zeichen zum Weitermarsch. Die Panzer fuhren mit hoher Geschwindigkeit durch die Ebene. Ab und zu schossen sie auf die Hänge, aber auch darauf erfolgte keine Antwort. Die Soldaten saßen wieder auf ihre M 113 auf, die ebenfalls wie gehetzt über die Ebene vorwärtsjagten. Erst als sie auf der anderen Seite in einen lichten Wald tauchten, sprangen die Soldaten ab und marschierten erneut im Abstand von dreißig Metern neben den Fahrzeugen her.

Nichts geschah. Kein Schuss des Gegners. Nicht ein einziges Zeichen, dass es ihn überhaupt gab. Ho Van Lien sicherte sein Schnellfeuergewehr. Die leichte Waffe war empfindlich gegen Stöße, und es war oft vorgekommen, dass sich Schüsse gelöst hatten, wenn ein Soldat sie auf den Boden aufstoßen ließ, während er ein Hindernis übersprang.

Der Wald wurde dichter. Vorn, bei den leichten Panzern, ließen die Kommandanten die anfängliche Vorsicht außer acht. Sie öffneten die Luken und hockten sich auf die Turmränder. Die Besatzungen waren froh darüber, dass sie in der Hitze des Tages, die sich in den stählernen Kästen verdreifachte, wenigstens etwas frische Luft bekamen. Als der erste M 47 plötzlich stehenblieb, hielt die Kolonne hinter ihm ebenfalls sofort an. Der Major, der in dem Führungspanzer saß, suchte mit einem Fernglas die Gegend ab. Auf seiner Karte war der Ort Kaki verzeichnet. Er musste unmittelbar hinter dem Rand dieses Waldes liegen, aus dem der Panzer nur ein paar Meter herausgefahren war.

Da vorn lag in der Tat Kaki. Aber es war keine Ortschaft mehr. Das kleine Dorf, das erste an der Straße Nr. 9 hinter der Grenze, war wohl schon vor vielen Monaten durch amerikanische Maschinen dem Boden gleichgemacht worden. Hier und dort standen ein paar angekohlte Pfähle. Hohes Unkraut überwucherte die Stellen, an denen einmal Hütten gestanden hatten. Das einzige, was man mit der Landkarte vergleichen konnte, war die Brücke über einen schmalen

Wasserlauf unmittelbar vor der Ortschaft. Sie war ebenfalls durch Bomben getroffen worden, aber sie war nicht völlig zerstört. Die Steinbrocken waren in den Wasserlauf gestürzt und hatten ihn an einigen Stellen zu kleinen Teichen gestaut. Das Wasser war seicht. Man konnte es mit den Fahrzeugen bedenkenlos durchqueren, es würde nicht einmal bis an die Motoren der niedriger gebauten Stabsfahrzeuge reichen.

Dort, wo Kaki gewesen war, flimmerte die Luft in der Sonne. Nichts bewegte sich. Es gab offenbar keine Einwohner mehr, die sich in der Nähe aufhielten oder die sich nach dem Bombardement wieder behelfsmäßige Unterkünfte errichtet hatten. Trotzdem erhielt der Major von seinem Kommandeur, der immer noch im Hubschrauber über der Vormarschroute schwebte, den Befehl, das Dorf zu erkunden. Eine Viertelstunde später schoben sich ein Dutzend Panzer bis an den Rand des Waldes heran, so dass sie den Platz, an dem Kaki gestanden hatte, ins Visier ihrer Kanonen bekamen. Dann preschte der Führungspanzer zusammen mit drei M 113 auf den Wasserlauf zu.

Auf dem letzten der drei Schützenpanzerwagen befand sich Ho Van Lien. Er hatte sein Schnellfeuergewehr wieder entsichert, und jetzt hockte er nicht mehr absprungbereit auf dem Rand der Panzerung, sondern er stand gedeckt auf der Sitzbank, so dass nur sein Kopf, die Arme und das Gewehr über die Panzerung hinausragten. Der M 47 fegte durch das hochaufspritzende Wasser des Fließchens, klomm am anderen Ufer aufwärts und war Sekunden später mitten zwischen den verkohlten Resten der Ortschaft. Er hielt an, sein Turm mit der Kanone drehte sich einmal im Kreis, dann fuhr er weiter, vorsichtig, jeden Augenblick darauf gefaßt, beschossen zu werden.

Doch es fiel kein Schuss. Die Schützenpanzerwagen überwandene ebenfalls in voller Fahrt den Fluss, sie schwärmten um das Dorf herum aus, die Soldaten sprangen ab und

durchsuchten das Gelände. Sie entdeckten nichts, was auf den Gegner schließen ließ. Keinen Menschen, keine Waffe, nicht einmal ein verlassenes Erdloch. Da gab der Major in dem M 47 der Kolonne das Zeichen, ihm zu folgen.

Sie fuhren ungehindert durch Kaki. Wieder erschienen die amerikanischen Flugzeuge in der Luft. Knapp drei Kilometer hinter Kaki lag die nächste Ortschaft, Ban Dong, das Tagesziel der Truppe. Es war zu erreichen und einzunehmen, so hieß es im Befehl. Bis Sonnenuntergang waren noch einige Stunden Zeit.

Die Flugzeuge warfen Napalm und Sprengbomben ab, und sie kamen immer wieder, so dass jeder Soldat das Gefühl hatte, dauernd von ihnen beschützt zu werden. Jetzt war die anfängliche Spannung von den Männern gewichen. Sie machten Witze, und sie begannen zu überlegen, wann sie wohl das erste bewohnte Dorf erreichen würden. »Die Mädchen in Laos«, sagte einer, »haben etwas Besonderes! Sie werden das freiwillig hergeben müssen, oder wir legen sie mit Gewalt auf den Rücken!« Gelächter und Gesang begleiteten die Mannschaftswagen. Man rauchte und fühlte sich allgemein erleichtert, denn wenn es so einfach war, ein Dutzend Kilometer nach Laos einzudringen, dann konnte nicht mehr viel kommen.

Ho Van Lien musste mit seinem Zug und zwei M 113 in Kaki zurückbleiben. Der Zugführer ließ sie sofort um die ehemalige Ortschaft herum Schützenlöcher graben und teilte Wachen ein. Ho Van Lien regelte mit zwei anderen Soldaten die Überfahrt an dem Fließchen. Es war ein sicheres Gefühl, so auf einem der zerschmetterten Brückensteine zu stehen und zu beobachten, wie Schützenwagen, Lastzüge mit Munition, Panzer, Haubitzen und schnelle Jeeps in unablässiger Folge vorbeirollten. Ho Van Lien winkte den Fahrern zu, und die winkten träge zurück.

Sollte ich wirklich das Glück haben, für den Rest der

Operation hier Wache stehen zu können? fragte sich Ho Van Lien. Dies hier ist längst Etappe! Hier wird kein Schuss mehr fallen! Der einzige Nachteil würde sein, dass es in dieser Gegend außer ein paar wilden Bananen und meterhohem Elefantengras nichts gab. Keine Beute. An Opium nicht zu denken. Ho Van Lien schwankte, ob er sich freuen sollte oder ob es besser gewesen wäre, wenn er weiter mit der Kolonne hätte vordringen können.

Ho Van Lien wusste nicht, dass um diese Zeit, als er etwa eine Stunde auf seinem Posten verbracht hatte, der Führungspanzer in Sichtweite von Ban Dong anhielt. Der Major beobachtete durch das Glas die Ortschaft. Sie war nicht völlig zerstört, es konnte sogar sein, dass es dort noch Bewohner gab, denn einige Hütten standen nahezu unbeschädigt. Der Major war befremdet darüber, dass er nirgendwo ein Zeichen von Leben entdeckte. Keinen Menschen, keinen Hund, nicht einmal ein Huhn.

Der Kommandeur war mit seinem Hubschrauber nach Khe Sanh zurückgefliegen, weil die Maschine aufgetankt werden musste. Er hielt sich auf dem Stützpunkt nicht lange auf. General Lam meldete er knapp, dass die Spitze seiner Kolonne Ban Dong erreicht habe. Der Vormarsch sei auf geringen Widerstand gestoßen. Offenbar seien die Kräfte der Pathet Lao in diesem Gebiet noch schwächer, als man angenommen hatte. General Lam entließ ihn erleichtert.

Das Angriffsziel des ersten Tages war bereits in den frühen Nachmittagsstunden erreicht worden. Ein gutes Zeichen! Lam befahl dem Kommandeur des 17. Panzerbataillons, Ban Dong zu sichern und noch am Abend mit Aufklärungseinheiten einen Vorstoß in Richtung Westen zu führen. Man musste die Situation ausnutzen.

Als der Kommandeur wieder von Khe Sanh abflog, erreichte ihn der Funkspruch des Majors an der Spitze der Kolonne. »Ban Dong vor uns. Kein Zeichen vom Gegner.

Erbitte Erlaubnis vorzustoßen.« Der Kommandeur gab die Erlaubnis, noch während der Hubschrauber den letzten Kreis um den Stützpunkt Khe Sanh zog.

Da preschte der M 47 vorwärts, gefolgt von einem halben Dutzend weiterer leichter Panzer, während die M 48 und die M 60 in Schussposition blieben, um den Vorstoß zu decken. Der Panzer des Majors kam bis an die ersten noch intakt scheinenden Hütten des Ortes. Dort gab es plötzlich eine heftige Explosion, und der M 47 wurde hochgeschleudert. Er legte sich auf die Seite, fing Feuer und war wenige Sekunden später in Flammen gehüllt.

Die Luken der Panzer, die den Vorstoß deckten, wurden hastig geschlossen. Kanonen schwenkten auf die restlichen Behausungen der Ortschaft. Noch immer war der Gegner unsichtbar. Doch da erschien plötzlich aus dem Wald hinter dem Ort ein dünner Rauchstreifen. Er gehörte zu einer Panzerabwehrrakete, und als er sichtbar wurde, war der Kopf der Rakete bereits im Turm eines der M 47 eingeschlagen. Es gab eine dumpfe Explosion, und der Panzer flog auseinander.

Danach ging alles sehr schnell. Die Mannschaften auf den M 113 hörten das gurgelnde Geräusch der Wurfgranaten zuerst. Sie kamen aus dem wolkenlos blauen Himmel fast senkrecht herab, Geschosse der 82-mm-Werfer, mit denen die Truppen der Befreiungsarmeen von Südvietnam, Laos und auch von Kambodscha ausgerüstet waren. Es gab keine Deckung gegen das Feuer.

Alles, was die Soldaten tun konnten, war, die Wagen fluchtartig zu verlassen und sich flach an den Boden zu pressen. Nicht wenige von ihnen wurden plattgewalzt, als die Fahrer ihre Fahrzeuge zu wenden versuchten, um sich zurückzuziehen. Andere wurden von den Splittern der überall einschlagenden Wurfgranaten getroffen.

Die Panzer, die den Vorstoß des Majors decken sollten, feuerten dorthin, wo sie den Gegner vermuteten. Niemand aber

hatte ein genaues Ziel. Das einzige, was vom Gegner zu erkennen war, das waren die Einschläge der Granaten.

Eine weitere Rakete erwischte einen der M 60. Die anderen verzichteten darauf, aus ihrer Position das Feuer zu erwidern. Sie zogen sich, rückwärts fahrend, in den Schutz eines lichten, durch Verbrennung und Chemikalienanwendung so gut wie dürren Waldes zurück und versuchten, sich zu sammeln.

Ho Van Lien wusste davon noch nichts, als er sich geruhsam eine Zigarette anzündete und zusah, wie eine Zugmaschine eine schwere 155-mm-Haubitze durch den Fluss zog. Er hörte auch das Gurgeln der Wurfgranate nicht, die aus dem Sonnenhimmel herabfiel, genau auf die Stelle, an der die Zugmaschine mitten im Fluss Schlamm und Geröll aufwühlte.

Die Explosion der Granate fegte ihn von seinem Stein. Er fand sich im Wasser wieder, das sich hier zu einem Teich staute, der mehr als mannstief war. Die Steinbrocken der zerstörten Brücke bewahrten Ho Van Lien davor, von den Splintern der Granate zerfetzt zu werden. Als er aus dem Wasser auftauchte, war bereits alles vorbei. Die Zugmaschine bestand aus einem Gewirr verbogenen Stahls, die Kanone lag umgestürzt im Fluss, und überall am Ufer liefen Soldaten kopflos umher. Ein einziger Schuss hatte genügt, um die bereits aufgekommene Siegesstimmung umschlagen zu lassen. Jeder suchte nur noch nach einer Bodenvertiefung, einem Loch, in dem er verschwinden konnte, um das abzuwarten, was die erste Granate angekündigt hatte. Ho Van Lien zog sich auf die Steine. Er war völlig durchnäßt.

Krampfhaft umklammerte er sein Schnellfeuergewehr, von dem er nicht einmal wusste, ob es noch funktionieren würde. Erst jetzt bemerkte er, dass in der Luft Flugzeuge waren. Düsenjäger, die die Straße entlangfegten, über Kaki hinweg. Aber Ho Van Lien behielt keine Zeit mehr, sich über ihre Anwesenheit zu freuen, denn in diesem Augenblick gurgelten die nächsten Wurfgranaten aus dem Himmel herab. Ho Van

Lien blickte verzweifelt um sich. Bis ans Ufer waren es ein paar Dutzend Meter. Zu weit. Und hier, mitten im Fluss, gab es keine Deckung, nur die Steine. In dem Augenblick, als sich Ho Van Lien kurz entschlossen wieder ins Wasser fallen ließ, um sich hinter den Brückenresten zu verstecken, schlug die nächste Granate am Ufer ein. Sie warf nur einen Lastwagen um. Drei weitere hingegen, die am Ostufer einschlugen, zerfetzten ein Geschütz und einen Lastzug mit 105-mm-Granaten.

Das spielte sich etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang ab. Der Vormarsch der Zentralgruppe auf der Straße Nr. 9 kam so schlagartig ins Stocken, dass General Lam in seinem Hauptquartier in Khe Sanh wütend mit der Faust auf den Kartentisch schlug. Er hatte für Sonnenuntergang eine Pressekonferenz einberufen, die er jetzt absagen ließ. Sein Adjutant bekam lediglich den Befehl, den wenigen Korrespondenten, die man inzwischen nach Khe Sanh hatte einfliegen lassen, die Mitteilung zu machen, man werde in ein oder zwei Tagen Tchepone einnehmen, den wichtigsten Punkt an der Straße Nr. 9, die Drehscheibe für den Nachschub der Befreiungsstreitkräfte.

Die Korrespondenten nahmen das kommentarlos zur Kenntnis, etwa um die Zeit, als der Soldat Ho Van Lien es wagte, sich einen Meter aus dem Wasser herauszuarbeiten, auf einen Stein, von dem aus er beim nächsten Einschlag einer Granate blitzschnell wieder würde hinabtauchen können.

Inseln im grünen Meer

Kenneth Carpenter, der Pilot der Skycrane, mit der Tadao Kobukiri nach Khe Sanh geflogen war, stieg am frühen Morgen des 8. Februar mit einem ziemlich schweren Kopf in seine Maschine. Bei der »America 1« hatte es eine Feier gegeben. Die Piloten waren zwar ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden, dass es ihnen verboten war, an diesem Abend Alkohol zu sich zu nehmen, aber das änderte nichts daran, dass sie ihr Quantum tranken. Ein Hubschrauberpilot, der im Lande herumkam, hatte stets genügend Whisky in seinem Gepäck. Er tat diesem oder jenem einen Gefallen, nahm hier einen Offizier mit, der schnell nach Saigon wollte, und dort das Gepäck eines Generals, der abgelöst wurde - immer glitt dafür eine Flasche in die geräumige Außentasche der Kombi. Also hatten die Piloten absolut nüchtern die Feier der »America 1« zwei Stunden vor Mitternacht verlassen und sich dann in ihren Quartieren über den Schnaps hergemacht, den sie selbst besaßen.

Als die Saigoner Truppen zum Angriff aufbrachen, waren daher die meisten Hubschrauberpiloten ziemlich betrunken, und sie hatten nur die Wahl, entweder weiterzutrinken und eine Disziplinarstrafe zu bekommen oder in diesem Stadium Schluß zu machen, um beim bald zu erwartenden Start wenigstens äußerlich nüchtern zu wirken und die Maschinen einigermaßen sicher führen zu können. Sie entschieden sich für das letztere, und so schliefen sie noch genau vier Stunden, bis sie an die Flugzeuge gerufen wurden.

Irgendein Spaßvogel hatte sich an diesem Morgen eine besondere Art des Weckens ausgedacht, und so brüllte aus dem Lautsprecher, noch bevor sich die sachlich-trockene Stimme des Einsatzoffiziers meldete, das alte französische Clarion-Signal zum Angriff. Es fegte die Männer gleichsam aus ihren Schlafsäcken, denn das Tonband, auf dem das Signal

gespeichert war, wurde mit stark überhöhter Lautstärke abgespielt. Kenneth Carpenter verzichtete darauf, sich zu waschen. Er feuchtete sich das kurze rote Haar an, kämmte es, fuhr sich dann einigemal mit dem elektrischen Rasierapparat über die Bartstoppeln, streifte die Kombi über die verschwitzte Uniform und kroch aus dem Zelt. Wenig später sprang er an seiner Maschine aus dem Jeep. Die beiden anderen Mitglieder seiner Besatzung waren bereits in die Karte vertieft. Sie wirkten im Gegensatz zu Carpenter ausgeschlafen, denn sie hatten sich an der Feier der Piloten nicht beteiligt. Carpenter nickte mürrisch, als sie ihm die Maschine startklar meldeten. Dann erkundigte er sich: »Wohin?«

Der Funker, ein kleiner Leutnant, suchte verzweifelt auf der Karte nach dem Ort, der im Einsatzbefehl genannt worden war. »Phu Co Boc. Ich kann es nicht finden!«

»Ein Phu ist ein Berg«, sagte Carpenter. »Und der Berg Co Boc liegt hier.« Er deutete auf einen Flecken, etwa ein Dutzend Kilometer südlich Lao Bao. Es gab weit und breit keine Ansiedlungen in dieser Gegend. Der Phu Co Boc war eine wenige hundert Meter hohe Kuppe mitten im Wald.

Während sich der Funker ein Zeichen in die Karte machte, erkundigte sich der Kopilot bei Carpenter: »Waren wir da schon mal?«

Der Pilot schüttelte den Kopf. Er tat es vorsichtig, denn der Kopf schmerzte, wenn er ihn zu schnell bewegte. »Wir beide waren noch nicht dort. Ich allein. Vor langer Zeit. Aufklärung. Andere Maschine.«

In der Tat hatte Carpenter einmal in dieser Gegend eine Gruppe Saigoner Ranger abgesetzt, als er noch nicht die Skycrane flog. Nach einer Woche sollte er sie wieder abholen. Er hatte den vereinbarten Aufnahmepunkt dreimal im Abstand von vierundzwanzig Stunden angeflogen, aber von den Rangern war keiner zurückgekommen. Der Wald schien sie verschluckt zu haben. Es gab nie mehr ein Zeichen von ihnen.

»Fliegen wir in Formation?« fragte Carpenter den Funker. Dieser nickte. »Großer Einsatz. Zwei Anflüge. Beim ersten Betonteile, beim zweiten Artillerie.«

»Dann kannst du die Karte einpacken«, riet ihm Carpenter. »Wir sind nicht die Führungsmaschine.« Er wandte sich an den Kopiloten. »Bist du in Ordnung?« Der Kopilot grinste. Er wusste, wie lange Carpenter in dieser Nacht geschlafen hatte, und sagte nur: »Kannst ruhig weiterschlafen, ich mache das schon!«

Noch war es dunkel. Die Maschinen wurden angewiesen, die Triebwerke anzulassen und dann die Lasten aufzunehmen, bevor die Sonne aufging. Große Scheinwerfer erhellten die riesigen Betonklötze, die an der Absetzstelle zu Bunkern zusammengefügt werden sollten. Carpenter und seine Besatzung beherrschten alle Manöver, die dabei nötig waren.

Sie hatten es lange genug geübt. Man hatte bereits vor längerer Zeit angefangen, vorgefertigte Bunker zu verwenden. Es hieß, dass Truppen, die man unter gegnerischem Feuer absetzte, auf diese Weise zunächst einen festen Stützpunkt besäßen, in dem sie sich gegen Angriffe verteidigen könnten, ohne nennenswerte Verluste zu erleiden, um dann gesammelt aus den Bunkern zum Angriff überzugehen.

Carpenter hatte einen Angriff aus solchen Bunkern noch nicht erlebt. Überall, wo man sie bisher eingesetzt hatte, war die Sache schließlich so ausgegangen, dass man die Betonklötze samt den darin befindlichen Saigoner Soldaten nach einiger Zeit wieder abholte. Aber das interessierte Carpenter jetzt nicht. Er saß neben dem Kopiloten, der die Maschine steuerte, und bemühte sich, nicht einzuschlafen. Der Funker hielt ihm einen Plastikbecher mit Wasser hin, in dem zwei Kopfschmerztabletten aufgelöst waren. Carpenter schluckte das säuerlich schmeckende Getränk, während der Kopilot die Maschine über einen der Betonklötze manövrierte. Die Bodenmannschaft hakte die Seile ein, dann ließ der

Kopilot die Winde anziehen, und sobald der Klotz fest unter der Skycrane hing, ließ der Kopilot sie steigen. Carpenter legte unter seinem Sitz die kugelsichere Weste zurecht. Er sah ziemlich gleichgültig zu, wie sich die übrigen Maschinen in die Luft erhoben, wie sie sich formierten, und dann war er plötzlich eingeschlafen.

Er merkte nichts davon, dass sich die Formation der schweren Transporthubschrauber westwärts in Bewegung setzte, auch nicht, wie der Funker Verbindung zur Führungsmaschine aufnahm und wie die Formation schließlich mit der aufgehenden Sonne im Rücken über die laotisch-vietnamesische Grenze schwebte, über die noch düsteren Wälder hinweg, in knapp tausend Metern Höhe über die dunstverhangenen Täler, vorbei an Bergkuppen und kahlen Felsen.

Der Funker entdeckte die Straße 9, als er hinabstarrte, und er machte auch die Kolonne aus, die sich dort vorwärts bewegte. Es verwunderte ihn, dass dort unten alles so ungestört verlief, aber er sagte nichts. Erst als von der Führungsmaschine die Anweisung kam, südwärts abzuschwenken und dabei gleichzeitig fünfhundert Meter tiefer zu gehen, zog auch er seine Fla-Weste unter dem Sitz noch einmal sorgfältig zurecht. Er schlug beide Beine hoch, um sie ebenfalls unter der Weste unterzubringen, und der Kopilot beobachtete es gleichmütig, als er sich einmal umdrehte und nach ihm sah. Die Formation der Skycranes schwebte genau südwärts, bis nach einiger Zeit das Absetzgebiet in Sicht kam. Wie Carpenter es beschrieben hatte, war es eine kahle Bergkuppe. Der Wald reichte nur bis auf die halbe Höhe. Der Kopilot stieß Carpenter an und rief: »Achtung - es geht los!« Während der immer noch benommene Pilot sich die Augen rieb, schwenkte die Formation bereits auf den Absetzplatz zu, ein Plateau auf der Kuppe des Berges.

Der junge Laote, der sich in diesem Augenblick aus seinem Versteck unter den Wurzeln eines alten Banyanbaumes erhob,

hieß Chao Dam. Er lag seit einigen Tagen hier, am Rande des Waldes, der etwa auf halber Höhe des Berges Co Boc aufhörte. Er hatte nur die Aufgabe, bei Annäherung des Gegners sofort einige hundert Meter abwärts zu laufen und über die kleine, transportable Funkstation, die sich dort befand, Meldung zu erstatten.

Chao Dam war Aufklärer. Eigentlich hätte er lieber bei den Panzern der Befreiungsarmee Dienst getan. Er hatte die schweren, stählernen Kolosse gesehen, war immer wieder um sie herumgegangen und hatte ihre Panzerplatten mit der Hand berührt, als er vor einigen Wochen in der Nähe von Ban Dong gewesen war.

Aber Chao Dam stammte aus einem der Dörfer an der Straße Nr. 9, und er kannte die Gegend an der vietnamesischen Grenze so gut wie kaum ein anderer. Als Junge war er bereits mit den Truppen der Befreiungsarmee viel herumgekommen. Er hatte sich ihnen als Führer zur Verfügung gestellt, nachdem das Dorf, in dem er mit seinen Eltern gelebt hatte, aufgehört hatte zu existieren. Die Mutter war nach dem Norden gegangen, wo sie in einem Lazarett der Pathet Lao arbeitete, und der Vater kämpfte irgendwo in der Nähe von Dong Hene gegen die Banditen Vang Paos, die dort versuchten Gelände zu gewinnen. Chao Dam stellte sein Interesse für alles, was mit Motoren und Maschinen zusammenhing, für eine Weile zurück und diente der Armee dort, wo sie ihn am nötigsten brauchte. Später würde es einfacher sein, den alten Wunsch zu verwirklichen und Kraftfahrzeugtechnik zu studieren. Aber vorerst galt es, das Land von der Pest der Amerikaner zu befreien und von denen, die für sie Krieg führten. Laos brauchte Ruhe, es brauchte eine Regierung, in der alle fortschrittlichen Kräfte des Landes vertreten waren und die Politik für das eigene Volk machte. Bevor das nicht gesichert war, blieb einem Jungen wie Chao Dam weiter nichts übrig, als zur Waffe zu greifen.

Der Umstand, dass Chao Dam knapp eineinhalb Meter groß war, kam ihm sehr gelegen. Ein Aufklärer durfte nur so groß sein, damit er sich mühelos überall verstecken konnte. Außerdem war es von Vorteil, dass Chao Dam jung war. Wenn er zuweilen in ein Dorf ging, das noch von den Banditen Vang Paos besetzt war oder von den Soldaten der Vientianer Politiker, die ebenfalls den Amerikanern dienten, konnte er sich ziemlich frei bewegen, weil niemand in ihm einen bereits ausgebildeten und kampferfahrenen Soldaten vermutete. Chao Dam hatte sich manchmal sogar mit den Vientianer Soldaten unterhalten, denn es ging ihm nicht in den Kopf, dass jemand sein Leben für eine Sache einsetzen konnte, die sich gegen das eigene Volk richtete. Er machte immer wieder die Erfahrung, dass die Vientianer Soldaten eigentlich bestrebt waren, den Kampf zu vermeiden. Sie dienten widerwillig, aber sie konnten sich nicht dazu überwinden, einfach zur Pathet Lao überzugehen.

Trotzdem wussten viele von ihnen, dass sie auf der falschen Seite der Front standen, und Chao Dam bedauerte sie im Grunde, denn es musste ein bedrückendes Gefühl sein, in den Kampf zu ziehen und mit dem Tode zu rechnen, wenn man die Sache, für die man in den Kampf zog, gar nicht gut hieß.

Bei den Leuten Vang Paos war das anders. Sie waren Banditen. Ihnen war es gleich, gegen wen sie Krieg führten, wenn sie nur dabei verdienten, wenn sie regelmäßig ihr Opium hatten und ihren Choum, mit dem sie sich berauschten, und ihre Mädchen. Eines Tages würde man mit diesem Gesindel Schluß machen, das wusste Chao Dam. Vang Pao würde verschwinden. Vielleicht rettete er sich mit seinem Anhang nach Thailand; dort hatte er ohnehin schon den größten Teil seines Geldes liegen, das er bei den Amerikanern verdient hatte.

Die Vientianer Armee allein würde bestimmt nicht weiter gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen, das war so gut wie

sicher. Es würde endlich Frieden geben. Man würde die zerstörten Dörfer wieder aufbauen, mit den Nachbarn handeln, es würde Straßen geben und Autos, vielleicht auch bald Maschinen in den Reisfeldern.

Deshalb durfte man den Amerikanern und ihren Saigoner Gehilfen keinen Schritt Boden überlassen. Die Amerikaner versuchten, aus der Armee des von ihnen eingesetzten Präsidenten Thieu so etwas wie ein Polizeiorgan für ganz Indochina zu machen. Nach ihrem Weggang sollte diese Armee das fortführen, was sie begonnen hatten. Deshalb war Vorsicht geboten. Man musste bereits die Anfänge dieser Politik zerschlagen. Chao Dam hatte das begriffen, ebenso, dass die Saigoner Truppen eine seltsame Art von Soldaten waren. Solange sie in geschlossenen Gruppierungen auftraten, unterstützt von Panzern und Flugzeugen und ohne ernsthaft auf Widerstand zu stoßen, waren sie frech und überheblich, machten sie beinahe den Eindruck von Amerikanern.

Zwang man sie aber zum Kampf, setzte man ihnen so zu, dass ihnen selbst Panzer und Flugzeuge nicht mehr halfen, dann gaben sie schnell auf. Zwei Tage im Dschungel ohne Limonade und Zigaretten, ohne Reis mit Fleisch und ohne Bonbons genügten, sie zu zermürben.

Chao Dam hörte die Hubschrauber kommen. Er war sicher, dass auch andere Aufklärer diesen Schwarm hören oder sehen mussten. Überall in den unübersichtlichen Bergen gab es kleine Stützpunkte der Befreiungsarmee, gab es einzelne Soldaten wie Chao Dam, die darüber wachten, dass der Gegner sich nicht unbeobachtet irgendwo einnisten konnte. Und da kamen sie! Chao Dam sah, wie die Formation Skycranes den Berg umkreiste und tiefer herabging. Vorsichtig zog sich Chao Dam etwas vom Rande des Waldes zurück. Er kletterte geschickt am Stamm eines Baumes hoch, bis er in die Krone gelangte und sehen konnte, was auf dem Berg vor sich ging. Die Hubschrauber kreisten unentwegt während immer einer von

ihnen die Last absetzte, die er trug. Das lief wie ein eingeübtes Manöver ab. Mit Erstaunen sah Chao Dam, dass es sich bei den Lasten um riesige Betonklötze handelte, die die Hubschrauber geschickt zu Bunkern zusammensetzten. Wollten sie etwa mitten auf der Bergkuppe eine Festung bauen?

Chao Dam wartete ab, bis die Maschinen alle Lasten abgesetzt hatten und den Rückzug antraten. Er überlegte noch, ob er schon jetzt seine Meldung abgeben sollte, als die nächste Formation Hubschrauber heranflog. Sie setzte das Werk der ersten fort. Als auch sie abflog, waren die Umrissdeutlichkeit zu erkennen, was auf der Bergkuppe entstehen sollte: eine Ansammlung von Schützenbunkern und Splitterschutzboxen für mehr als ein Dutzend Geschütze.

Chao Dam hatte genug gesehen. Er kletterte von seinem Baum und lief leichtfüßig bergab durch den Wald. Er kam schnell voran, denn er kannte hier die Wildpfade, auf denen man am besten das Dickicht bezwingen konnte. Seine Bewaffnung bestand nur aus einer AK-47. Die Reservemagazine trug er in Segeltuchtaschen an seinem Gürtel. Dort hing auch der Beutel mit der Verpflegung, etwas Reis, Erdnüsse, einige in Plastikfolie verpackte Süßigkeiten und die Wasserflasche.

Die Funkstelle war am Fuße des Berges untergebracht, in einer Erdhöhle. Von außen wäre sie nicht zu entdecken gewesen, es sei denn, jemand wäre direkt auf die mit Erde bedeckte Stahlplatte getreten, die den Eingang schützte. Die Antenne bestand aus einem grünen isolierten Draht, der sich in nichts von den Ranken unterschied, die sich hier überall um die Baumstämme wanden. Chao Dam hob die Platte an und rief in die Höhle: »Ich bin es!« Dann ließ er sich hinab, und die Platte fiel wieder in ihre alte Lage zurück.

Zusammen mit dem Funker setzte Chao Dam in wenigen Minuten den Text für einen Funkspruch auf, der genau das enthielt, was sich auf dem Phu Co Boc zutrug. Der Funker

schaltete sein Gerät ein, nachdem er den Spruch verschlüsselt hatte, und gab ihn durch. Er erhielt sofort die Bestätigung und den Auftrag, am Gerät zu bleiben. Währenddessen entschlüsselte der Empfänger den Spruch, schrieb ihn in Klartext auf einen Meldezettel, den ein Läufer zum Stab der im Gebiet südlich der Straße Nr. 9 operierenden Truppen brachte. Dieser Stab lag südwestlich von Tchepone, genau auf halbem Wege zwischen der stark zerstörten Stadt und dem Phu Tapang, einem kleinen Berg. Die Befreiungstruppen hielten sich schon sehr lange in diesem Gebiet auf. Sie hatten den Gegner verjagt und der verbliebenen Bevölkerung geholfen, sich neue, gegen Fliegerversicht getarnte Behausungen zu bauen.

Danach waren Maßnahmen getroffen worden, um die Versorgung der Bewohner mit den nötigsten Lebensmitteln zu sichern. Die Armee half beim Auspflanzen von Trockenreis und Gemüse. Bald gedieh so viel, dass sich auch die Einheiten der Armee davon verpflegen konnten. Nirgendwo lagen große Einheiten dicht beieinander. Es war das Prinzip der Befreiungsarmee, während der relativ ruhigen Phasen des Kampfes ihre Kräfte, so stark es ging, zu dezentralisieren. Allerdings geschah das auf eine Weise, die gewährleistete, dass die einzelnen Gruppen binnen kürzester Frist an Sammelpunkten vereinigt werden konnten.

Lediglich die Artillerieeinheiten und die Panzertruppen waren dicht beieinander untergebracht, aber auch sie konnten aus der Luft nicht entdeckt werden. So hatte der Gegner nach und nach den Eindruck erhalten, das ganze Gebiet sei so gut wie frei von Truppen der Pathet Lao. Man nahm an, die Kräfte der Befreiungstruppen reichten nicht aus, das ganze Gebiet zu besetzen, und man würde es im Fall einer Okkupation lediglich mit sogenannten lokalen Milizen zu tun haben.

So saß der Aggressor einer Täuschung auf, zu der er die Befreiungskräfte selbst durch seine pausenlose Luftaufklärung gezwungen hatte: Sie waren untergetaucht, um Gefährdungen

durch Flächenbombardements zu entgehen; der Gegner aber nahm an, er würde ins Leere stoßen.

Auch die Besetzung des Phu Co Boc beruhte auf einer Fehleinschätzung der Kräfte und Möglichkeiten der Befreiungstruppen. Außer dieser Bergkuppe würden in den nächsten Tagen noch weitere durch Luftlandeoperationen besetzt werden. Es waren Punkte ausgewählt worden, die in einer Entfernung von einigen Kilometern südlich der Straße Nr. 9 lagen. Der Stab General Lams nahm an, durch die Beherrschung der Höhen könnten der Vormarsch auf der Straße selbst und später der Verkehr wirkungsvoll gegen Angriffe der Befreiungstruppen abgeschirmt werden.

Obwohl diese Überlegungen theoretisch richtig sein mochten, ging der Gegner von einer völlig falschen Einschätzung der tatsächlichen strategischen Lage aus. Wie viele Gründe es auch immer für diese Fehleinschätzung gegeben haben mag, die wesentlichste Ursache war wohl darin zu suchen, dass die Planer der Saigoner Armee und ihre höheren Offiziere allesamt von der Denkweise amerikanischer Truppenführung und Planung ausgingen. Sie waren nicht fähig, in den Kategorien der Befreiungsarmee zu denken, die ihren Kampf mit einer völlig entgegengesetzten Konzeption führte.

Die Befreiungsarmee operierte nicht mit dem - bei den Amerikanern gewohnten - Massenaufgebot an Truppen, mit der Konzentration technischer Kampfmittel, vor allem der Fliegerkräfte. Sie führte den Kampf in ihrem Sinne rationell, mit kleinen, schnellen Einheiten, die den Gegner dort schlugen, wo er zu schlagen war, die sein Angriffskonzept dort durcheinanderbrachten, wo die Umstände es zuließen, und das alles unter größtmöglicher Schonung der eigenen Kräfte. Die Befreiungsarmee ließ sich nicht auf Kämpfe ein, wenn der Gegner Ort und Zeit des Kampfes bestimmen wollte; sie bestimmte selbst darüber, und sie verlor in dieser Hinsicht nie die Initiative. Auch an der Straße Nr. 9 bestimmte letzten

Endes die Befreiungsarmee Ort, Zeit und Platz der Kämpfe. Sie ließ den Gegner bis in die Gebiete vordringen, in denen sie ihm gut organisierte, vorbereitete Kräfte entgegenstellen konnte, die in der Lage waren, ihn zu schlagen.

Bei den Landungen der Saigoner Truppen auf den Bergkuppen südlich der Straße verhielt sich das nicht anders. Es wäre der Befreiungsarmee sicherlich möglich gewesen, diese Höhen im voraus zu besetzen und den Gegner beim Versuch der Landung bereits zu bekämpfen. Sie tat das nicht, sondern sie begann unmittelbar nach den Landungen, ihre Kräfte um die Höhen zu gruppieren. Sie ließ den Gegner Material und Soldaten einfliegen. Erst wenn der Einschließungsring um die betreffenden Höhenstellungen absolut geschlossen und genügend Artillerie herangeführt worden war, wollte man den Kampf eröffnen.

Als die Meldung Chao Dams im Stab südlich der Straße 9 eintraf, lagen dort bereits die Berichte vom Vorgehen des Gegners auf der Straße selbst vor. Das Nachrichtennetz der Befreiungsarmee funktionierte reibungslos, denn es war seit langem gut auf einen solchen Überfall vorbereitet worden. Neben Funkstationen, die bislang geschwiegen hatten, um ihre Anwesenheit den Abhöreinrichtungen nicht zu verraten, gab es ein Netz von Telefonleitungen, die oft unterirdisch verlegt waren, auf jeden Fall aber so, dass der Gegner höchstens durch einen Zufall einmal auf eine einzelne Leitung aufmerksam werden konnte. So wurde es möglich, die weit im Lande dezentralisierten Kräfte der Befreiungsarmee schnell umzugruppieren, sie zu stärkeren Einheiten zusammenzufassen und gezielt gegen den eingedrungenen Aggressor einzusetzen.

Auch über die Kriegstechnik der Befreiungsarmee war der Gegner trotz aller Aufklärungsbemühungen nicht einmal annähernd im Bilde. Nach den Kämpfen des vergangenen Jahres wusste man zwar, dass die Befreiungsarmee von Laos ebenso wie die Verbände der südvietnamesischen

Befreiungsfront in der Lage waren, schwere Technik einzusetzen. Sie verfügten über mittlere Artillerie, über große Mengen von Granatwerfern und vor allem über Geschosswerfer, deren Geschosse nicht nur für die Bekämpfung von Panzern und Fahrzeugen geeignet waren, sondern auch für den Angriff auf befestigte Stellungen. Die Befreiungstreitkräfte waren mit modernen Schnellfeuerwaffen ausgerüstet, die den amerikanischen nicht nachstanden.

Doch die größte Unbekannte waren die Panzer der Befreiungstreitkräfte, die bereits früher in die Kämpfe eingegriffen hatten. Wenn sie auch auf Grund der territorialen Bedingungen relativ selten in Aktion getreten waren, so fürchtete man doch ihren Einsatz.

Allerdings gaben sich sowohl die US-Militärs wie auch ihre Saigoner Verbündeten der trügerischen Hoffnung hin, dass es gelingen wäre, den Nachschub für diese Panzer durch die ausgedehnten Bombardements von Laos und Nordvietnam abzuschneiden und so ihre Bewegungsfähigkeit zu lahmen. Man nahm an, die Befreiungskräfte hätten zwar hier und dort einige Panzer stehen, wären aber nicht in der Lage, sie für längere Unternehmungen zu betanken und zu munititionieren.

Dazu kam noch, dass die amerikanischen Flugzeuge bisher bei ihren Flügen über befreite Gebiete höchstens einmal von leichter Rohrflak und von Handfeuerwaffen beschossen worden waren. Man panzerte deshalb die Flugzeuge gegen diese Art von Beschuss und hielt damit alles Nötige für getan. Weder die amerikanischen Luftaufklärer noch die unzähligen Rangergruppen, die sich in Laos aufgehalten hatten, um das Gebiet aufzuklären, hatten gemeldet, dass es dort Fliegerabwehrsysteme von beachtlicher Wirkungskraft gab.

In der Tat hatte sich die laotische Befreiungsarmee jedoch in der vergangenen Zeit mit modernen Luftabwehrmitteln ausgerüstet. Sie verfügte heute über Rohrflak in großen Mengen. Die Batterien waren seit langem im Grenzgebiet und

besonders um die Straße Nr. 9 in Stellung gebracht worden, gut getarnt, meist in Erdstellungen, die den Aufklärern entgangen waren. Sie beherrschten einen großen Teil des Luftraumes über dem Gebiet, das nun plötzlich zum Schlachtfeld geworden war. Außerdem waren Luftabwehrraketen in zerlegtem Zustand über weite Strecken heraufbefördert und an besonders wichtigen strategischen Punkten zusammengesetzt worden. Sie waren nur selten einmal gegen Pulks von B-52-Bombern in Aktion getreten, ebenso wie die moderne, radargesteuerte Rohrflak; aber sie waren bereit, den Gegner zu empfangen.

Die Kommandeure der nach Laos einfallenden Saigoner Truppen erlagen fast ausnahmslos der Illusion, es handle sich um einen kurzen, mühelosen Feldzug, um einen »Ritt durch die Berge«, der nur wenige Tage dauern würde und in dem man dann von der Straße aus das Gebiet nach Norden und Süden hin »aufrollen« konnte. Noch während sich in Ban Dong die Saigoner Panzer ineinander verkeilten, als sie nach den ersten Treffern versuchten zu flüchten, waren die Planer, die die Anhöhen südlich der Straße besetzen ließen, davon überzeugt, dass das Gefecht bei Ban Dong schnell vorbei sein und der Vormarsch ungehindert weitergehen würde.

Chao Dam ruhte sich vor dem Unterstand des Funkers aus. Er rauchte, während in seiner Nähe ein paar Frauen für die Soldaten, die hier lagen, Essen zubereiteten. Sie lachten dabei und erzählten sich Geschichten. Chao Dam hörte ihnen träge zu. Die eine der jungen Frauen gefiel ihm, und er merkte, dass sie ihm gelegentlich einen Blick zuwarf. Nach einer Weile entschloss er sich, zu ihr zu gehen.

»Hast du etwas Wasser für mich?«

Es war eine noch sehr junge Frau. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, sagte Chao Dam, dass sie nicht ungern mit ihm sprechen würde. Er ging hinter ihr her bis zu einer Batterie Bambusrohre, in denen Wasser gespeichert war.

»Ist es knapp?« erkundigte sich Chao Dam, obwohl er

wusste, dass es in dieser Gegend sehr viel Wasser gab. Die junge Frau schüttelte den Kopf und lachte verlegen. »Wasser ist genug da.« Sie füllte eine Schöpfkelle und hielt sie ihm hin. Chao Dam musterte sie. Sie konnte siebzehn Jahre alt sein, mehr nicht. Es schien, als ob sie den Umgang mit Männern noch nicht gewöhnt war. Lächelnd sagte er: »Wir trinken das Wasser desselben Flusses, Schwester!«

Sie blickte verlegen zur Seite, während er trank. Er dachte, jetzt könnte sie eigentlich zu den anderen Frauen zurückgehen. Sie hat mir Wasser gegeben, und es ist alles getan, worum ich sie gebeten hatte. Aber sie ging nicht. Sie fragte ihn: »Du kommst vom Phu Co Boc?«

Er nickte. Er war oft genug hier gewesen, und die Leute mussten ihn langsam kennen. Ein wenig war er darauf stolz, dass selbst diese junge Frau wusste, welche Aufgabe er hatte.

»Ist es nicht sehr langweilig dort oben?« erkundigte sie sich. Chao Dam dachte an die Amerikaner und ihre Bunker, die sie auf der Kuppe abgeladen hatten, und er erwiderte: »Eigentlich nicht. Es gibt immer wieder etwas Neues.«

»Du bist ganz allein dort oben?«

»Ganz allein«, sagte er.

»Hast du Angst? Ich meine - in der Nacht?«

Chao Dam lachte. »Wovor sollte ich mich in der Nacht fürchten? Ich bin nicht weit von diesem Berg auf gewachsen, es hat für mich nie andere Nächte gegeben.«

»Ich bin aus Tchepone«, sagte die junge Frau.

»Du bist noch nicht lange hier?« fragte er. Er erinnerte sich nicht, sie schon einmal gesehen zu haben.

Sie schüttelte den Kopf. »Ein paar Wochen.«

»Bist du ganz allein?«

Sie verstand ihn zuerst nicht. Sie blickte sich nach den anderen Frauen um. Aber dann begriff sie die Frage, denn Chao Dam sah sie dabei unverwandt an, und sie sagte: »Ja, allein.«

»Keine Eltern?«

Sie schüttelte den Kopf. Chao Dam merkte, dass das Gesicht der jungen Frau sich veränderte. Es war nicht mehr heiter, so, wie es gewesen war, als sie ihn zum Wasser geführt hatte. Wer weiß, wie ihre Eltern umgekommen sind, dachte er. Man kennt das, und man soll nicht so oft davon sprechen. Jeder trägt die Wunden dieses verfluchten Krieges auf irgendeine Weise mit sich herum, der eine hat Narben oder sein Körper ist von Napalm verbrannt, es fehlt ihm ein Arm oder ein Bein,- der andere trägt sie innen, als Gedanken an Menschen, die ihm nahegestanden haben und die es nicht mehr gibt. Nein, man soll nicht weiter fragen.

Das Mädchen aber sagte, ohne dass er hätte fragen müssen: »Ich bin ganz allein. Mein Kind ist auch tot. Die Flieger ...«

Einen Augenblick schwieg Chao Dam verduzt. Er hätte nie daran gedacht, dass diese junge Frau bereits ein Kind haben könnte, obwohl die Mädchen hierzulande recht früh heirateten. Nach einer Weile fragte er: »Dein Mann?«

»Letztes Jahr, im Norden«, sagte sie. »Auf der Ebene der Tonkrüge.« Chao Dam biß sich auf die Lippe. Er hätte sich gern eine Zigarette gedreht, aber er wagte es nicht, jetzt etwas so Profanes zu tun. Langsam sagte er: »Es trifft den einen wie den anderen, Schwester. Wir müssen eben damit leben.« Die junge Frau schöpfte noch einmal Wasser und hielt es ihm hin, wie um sich selbst aus der Verlegenheit zu helfen. Sie machte den Versuch, ihn anzulächeln, und er merkte, dass sie sich Mühe gab, nicht zu weinen. Eine Witwe. Das Kind tot. Chao Dam nahm die Kelle mit dem Wasser. »Ich werde an dich denken«, sagte er, »wenn ich da oben auf dem Phu Co Boc sitze und in der Nacht wach bleiben muss. Ich denke dann oft an Menschen, die ich kenne. Ich stelle mir vor, was sie machen, während ich dort so sitze. Das verkürzt die Zeit.« Die junge Frau beobachtete, wie er trank. Sie mochte diesen Aufklärer. Er gefiel ihr. Als sie ihn vorhin zum erstenmal

gesehen hatte, war sie ein wenig an ihren Mann erinnert worden. Auch er war ein heiterer, unbekümmerter Bursche gewesen, ein Soldat, der lässig seine Maschinenpistole vor der Brust trug, der eine Zigarette im Mundwinkel hängen hatte und gar nicht so sehr an den Kampf dachte, der vor ihm lag, sondern an die Frau, von der er sich verabschiedete. Er hatte versprochen wiederzukommen, und er hatte die Hand leicht auf ihren damals schon stark gewölbten Leib gelegt und geflüstert: »Behüte ihn gut, unseren Sohn!« Ich habe ihn nicht behüten können, dachte sie. Dann fragte sie Chao Dam: »Wirst du wiederkommen?«

»Wiederkommen ?«

»Ich meine - von deinem Berg.«

Chao Dam gab ihr die Schöpfkelle zurück. Dabei berührte er ihre Hand leicht. Sie ist sehr schön, dachte er. Sie ist ein so schönes Weib, dass man am liebsten gleich bei ihr bleiben würde. Warum gibt es diesen von allen Göttern verfluchten Krieg, der einer solchen Frau das Kind nimmt und sie zur Witwe macht? Er bemühte sich, heiter zu erscheinen, als er sagte: »Natürlich komme ich wieder! Chao Dam kommt immer zurück, frag die anderen! Mich kriegen sie nie, ich bin zu klein und zu flink. Jetzt werden wir erst einmal da oben am Phu Co Boc wieder Ordnung schaffen, danach siehst du mich bestimmt wieder!«

Sie sagte leise: »Ich heiße Souvan.«

Er drückte ihre Hand. »In Ordnung, Souvan. Ich komme wieder, und du wirst mir Wasser geben!«

Sie ging mit ihm zurück. Bevor sie sich zu den anderen Frauen setzte, flüsterte sie ihm zu: »Ich werde mir vorstellen, wie es bei dir dort auf dem Berg ist, wenn ich Wasser trage. Wenn ich die Bambusse fülle, werde ich daran denken, dass du da oben bist.«

Chao Dam fühlte sich seltsam vergnügt, als er an seinen Platz zurückkam. Eine Frau kann einen Mann in den Zustand

größter Zufriedenheit versetzen, dachte er. Selbst wenn sie nicht sehr glücklich ist, kann sie das. Eine Frau kann aus einem müden Soldaten einen hellwachen machen. Sie kann erreichen, dass seine Gedanken andere Wege gehen als bisher. Die ganze Welt wird für den Mann so angenehm wie die Frau, um die es sich dreht. Es ist seltsam. Er kroch ungeduldig in den Bunker und rief: »Was ist nun, du Meister der Elektrizität? Kann ich zurückgehen?« Der Funker winkte ihn zu sich. Er wies auf den Zettel, auf dem er den Befehl notiert hatte, der soeben vom Stab durchgegeben worden war, und erklärte Chao Dam: »Du bleibst hier. In fünf bis sechs Stunden wird es bei uns sehr unruhig werden. Die Kommandeure von drei verschiedenen Einheiten werden sich melden. Du sollst sie mit ihren Leuten führen. Sie werden rings um die Höhe in Stellung gehen. Leg dich hin, und schlaf dich aus, bis sie kommen.«

Im Stab der südlich der Straße Nr. 9 operierenden Pathet-Lao-Streitkräfte war der Beschluss gefasst worden, den Gegner die Bergkuppen erst einmal beziehen zu lassen und ihn dann anzugreifen, wenn er sich mit Soldaten und Artillerie niedergelassen hatte. Man würde ihn mit massierten Kräften angreifen, die binnen weniger Stunden zusammengezogen wurden. Späher von anderen Plätzen hatten inzwischen gemeldet, dass die Amerikaner auch auf die Höhen 500 und 462 Ausrüstung flogen, dass sie über dem Phu Rep erschienen waren und über den Höhen 660 und 748.

Die Absicht war klar; sie war bereits vorher einigermaßen klar gewesen, als man beobachten konnte, wie die amerikanischen Flugzeuge mit Bomben Landeplätze in den Wald sprengten. Damals hatte man noch damit rechnen müssen, dass die Amerikaner diese Landeplätze nur zur Täuschung anlegten. Jetzt stellte sich heraus, dass der Gegner nicht einmal in dieser Hinsicht den Versuch gemacht hatte, seine Absichten zu verschleiern. Er wiegte sich in einer unglaublichen Sicherheit, und es war selbst für die

Kommandeure der Befreiungstruppen unfassbar, dass der Gegner nach so vielen Niederlagen, nach so vielen Rückschlägen in seinen militärischen Aktionen immer wieder die Befreiungsstreitkräfte derart sträflich unterschätzte.

Die taktische Situation für die Befreiungsstreitkräfte wurde dadurch übersichtlicher, und sie konnten leichter Gegenmaßnahmen treffen. Man musste zunächst überall dort, wo sich der Gegner zur Luftlandung anschickte, Truppen zusammenziehen und ihn sofort paralisieren. Danach galt es, die auf den etwa zwanzig Kilometern der Straße Nr. 9 vorgedrungenen gegnerischen Kräfte weiter in Kämpfe zu verwickeln, um möglichst viele ihrer Reserven zu binden. Anschließend konnte man endgültig zum Angriff übergehen, zur Ausschaltung der Fliegerkräfte durch massierten Einsatz der Fliegerabwehrtechnik und schließlich zur Aufspaltung der gegnerischen Truppenverbände, zu ihrer Isolierung und Vernichtung. Inzwischen aber wartete man an der Südfront noch ab. Um dem Gegner erhebliche Verluste beizubringen, ließ man ihn vorerst mit seiner Kampftechnik auf den in Aussicht genommenen Bergkuppen landen, bevor man zuschlug.

Es zeigte sich für den scharfsinnigen Beobachter bereits nach den ersten Tagen des Einbruchs der Saigoner Truppen nach Laos, dass die Ansicht General Lams, im Besitz der Initiative zu sein und das Geschehen zu diktieren, irrig war. Er hielt das elastische Ausweichen der Befreiungskräfte in den ersten Tagen für Schwäche und für ein Zeichen, dass es ihnen an Kriegstechnik fehle. Wie sehr sich Lam irrte, sollte erst in einigen Tagen offenbar werden.

Chao Dam behielt nur wenig Zeit, sich auszuruhen. Er wurde aus dem Schlaf geweckt und hatte einen Artilleriebeobachter dorthin zu führen, wo zuvor sein Beobachtungspunkt gewesen war. Der Mann trug keine Rangabzeichen, wie es üblich geworden war, aber er stellte

sich als Leutnant vor. Chao Dam war erstaunt, dass dieser Offizier eigentlich eher den Eindruck eines Gelehrten machte, obwohl er noch ziemlich jung war. Er trug wie alle anderen Kämpfer seine Verpflegung und seine Waffe bei sich, zudem aber war er mit einem starken Fernglas ausgerüstet, einem amerikanischen Beutestück, das auch nachts zu benutzen war, weil es auf sonderbare Weise die dunkle Landschaft in einem grünlich-violetten Licht darstellte. Der Leutnant bat Chao Dam, ihm beim Tragen eines leichten Sprechfunkgeräts behilflich zu sein. Als die beiden dort ankamen, wo der Aufklärer seit Wochen seinen Beobachtungsstand gehabt hatte, blickte der Leutnant sich nur kurz um und nickte dann zustimmend.

»Du hast die Stelle gut ausgewählt«, sagte er. Die Erdhöhle, die sich Chao Dam gegraben hatte und die sorgfältig mit Rasen abgedeckt war, diente als Versteck. Der alte Banyanbaum, leicht zu erklettern und einen guten Rundblick bietend, ließ sich für die Zwecke des Artilleriebeobachters ebenfalls gut benutzen. Wenig später war der Leutnant in der Krone des Baumes verschwunden und verschaffte sich einen ersten Überblick. Er hatte sein Funkgerät mitgenommen, eine Landkarte der Gegend und ein Rechenggerät, das aus Plastikscheiben bestand, die nach einem bestimmten System gedreht werden konnten und von denen man bei richtiger Handhabung Entfernungen ablesen konnte. Von alledem verstand Chao Dam nichts, und er sah dem Beobachter interessiert zu, während dieser sich auf seine Aufgabe vorbereitete. Er fragte ihn: »Kann ich dir helfen?«

Der Leutnant dankte ihm höflich für das Angebot. »Du hast mir schon viel geholfen durch die gute Auswahl dieses Platzes. Den Rest schaffe ich allein. Geh zurück. Du wirst die Artilleristen einweisen, wenn sie ankommen. Danach kannst du wieder hierher zurückkommen und dich in der Nähe aufhalten.«

Chao Dam verließ ihn, nachdem er noch einmal die Erlaubnis erhalten hatte, durch das Fernglas auf die Kuppe zu blicken. Dort hatten inzwischen die Hubschrauber die ersten Haubitzen abgesetzt. Sie standen zwischen den Betonklötzen. Saigoner Soldaten waren damit beschäftigt, sie mit Sandsäcken zusätzlich zu schützen. Für Chao Dam waren diese Soldaten greifbar nahe, als er durch das Glas blickte. Er wandte sich fragend an den Beobachter: »Wann wird es losgehen?«

Der Leutnant lächelte. »Es ist noch Zeit. Sie müssen noch Munition bringen. Und Kanoniere.«

Er setzte sich bequem auf der Astgabel zurecht. Von oben war er nicht zu sehen, denn über ihm wölbte sich das dichte Laubdach des Banyan. Er hängte sich das Glas um und zog das Sprechfunkgerät zurecht, dessen Mikrofon an einem Riemen vor seiner Brust hing. Dann nickte er Chao Dam zu. »Bring unsere Artilleristen gut an ihre Plätze!«

Chao Dam machte sich auf den Weg. Er freute sich darauf, dass er beim Warten auf die Artilleristen in der Nähe der jungen Frau sein würde. Wie hieß sie doch? Souvan! Er lief leichtfüßig bergab.

Kenneth Carpenter war inzwischen wieder völlig nüchtern geworden. Die letzte Ladung hatte er selbst als Pilot geflogen, und der Kopilot ruhte sich aus. Es ging auf den Abend zu, und als Carpenter auf dem Stützpunkt in Khe Sanh landete, erfuhr er, dass er erst am nächsten Morgen wieder eingesetzt werden sollte.

Diese Nacht verbrachte er in seiner Unterkunft, ohne auch nur einen Tropfen Alkohol anzurühren. Er schlief sehr tief, und am Morgen, als geweckt wurde, fühlte er sich ausgeruht und frisch. Er frühstückte mit Appetit, obwohl er sich mit aufgewärmten Konserven aus Rationspackungen begnügen musste, aber er stieg zufrieden in seine Maschine. Der Befehl lautete, in Richtung Nordwesten zu fliegen. Dort befand sich etwa zehn Kilometer nördlich von Ban Dong das Dorf La

Tuong.

Seit der vergangenen Nacht war dort das 21. Saigoner Rangerbataillon von Kräften der Befreiungsarmee eingeschlossen und lag unter schwerem Beschuss. Man hatte die Ranger auf mehreren Hügeln abgesetzt, die rund um ein Tal lagen. Sie hatten sich dort eingegraben. Ihre Aufgabe sollte es sein, sofort zum Angriff überzugehen, wenn Kräfte der Befreiungsarmee aus nördlicher Richtung herangeführt würden, um in die Kämpfe an der Straße Nr. 9 einzugreifen. Hier, bei La Tuong, und etwas weiter nördlich, bei Chaki, sollten sie aufgehalten werden. Die Stellung war wichtig, denn wenn der Gegner überhaupt Kräfte heranzuführen wollte, so musste er diese Gegend durchqueren, weil sie die günstigsten Voraussetzungen bot.

Östlich und westlich von La Tuong war die Landschaft gespickt mit steilen Anhöhen, tiefen Schluchten und konnte kaum ohne große Schwierigkeiten überwunden werden. La Tuong war die Stelle, an der die Befreiungstruppen versuchen würden durchzukommen, das hatten die Überlegungen der Planer ergeben. Also lauerten die Ranger hier. Zwei Tage lang war überhaupt nichts geschehen. Es war kein Schuss gefallen. Die Männer hatten faul in ihren Stellungen gelegen, geraucht, geschlafen und sich Geschichten erzählt.

Plötzlich, in der vergangenen Nacht, war ein verheerender Feuerschlag auf die Stellungen des 21. Rangerbataillons niedergegangen. Sofort nach Sonnenaufgang waren Sanitätshubschrauber hin- und hergeflogen und hatten Dutzende von Toten und Verletzten zurückgebracht. Die Ranger wussten immer noch nicht genau, von woher sie eigentlich beschossen wurden. Die Granatwerfer der Befreiungsarmee standen hinter Anhöhen. Ein paar Staffeln Phantoms wurden eingesetzt, die die Gegend mit Bomben und Napalm eindeckten; aber als sie abgeflogen waren, schossen die Werfer weiter.

Deswegen war der Befehl ergangen, vorgefertigte Bunkerteile nach La Tuong zu fliegen. Das Oberkommando setzte die gesamte Flotte der Transporthubschrauber ein, um den Rangern Betonbunker zu bringen, damit sie wenigstens das Feuer des Gegners überlebten, weil es bereits abzusehen war, dass sie sonst in einigen Tagen - vielleicht gerade dann, wenn sie in Aktion treten sollten - so dezimiert sein würden, dass sie versagten.

Carpenter kannte jetzt schon eine Menge dieser Inseln mitten im grünen Meer des Dschungels, wo sich Saigoner Truppen eingenistet hatten, und er sah sie alle gleichermaßen gefährdet. Wenn der Gegner wollte, konnte er diese Inseln einzeln unter Beschuss nehmen, ohne dass sie sich helfen konnten. Es gab keine Verbindung zwischen ihnen.

Wenn man davon ausging, dass man es mit einer Anzahl irregulärer gegnerischer Gruppen zu tun haben würde, dann mochte dieses Konzept der »Inseln im Meer« noch aufgehen. Aber man wusste bereits jetzt, dass man es eben nicht mit Guerillas zu tun hatte, sondern mit regulären Einheiten unter einem zentralen Oberkommando, die über Artillerie verfügten. Zu ihrer Bekämpfung war diese Methode nicht geeignet. Sie war selbstmörderisch, denn der Gegner bewegte sich frei um diese »Inseln« herum, er konnte ungehindert operieren, während die Ranger auf den Hügeln bereits jetzt nicht mehr wagten, auch nur die Köpfe aus ihren Löchern zu stecken.

Carpenter flog Betonteile, bis man ihn gegen Mittag für eine andere Aufgabe abzog. Nördlich von La Tuong sollte bei Chaki die 3. Para-Brigade abgesetzt werden und noch etwas weiter nordöstlich davon, bereits wieder auf vietnamesischem Gebiet, das 30. Rangerbataillon. Carpenter begriff, dass das Oberkommando die Nordflanke durch die Stützpunkte zusätzlich absichern wollte.

Am Nachmittag startete er zum erstenmal nach Chaki. Er transportierte eine Feldhaubitze vom Kaliber 155 mm.

Carpenters Hubschrauberstaffel war nicht die einzige, die für diese Transporte eingesetzt wurde. Als er startete, sah er die zuvor abgeflogene Staffel zurückkommen. Carpenter runzelte die Stirn, denn zwei Maschinen fehlten. Er forderte den Funker auf, sich bei der Leitstelle zu erkundigen, ob Chaki unter Beschuss liege. Wenig später erhielt er die lakonische Mitteilung: »Keine Fliegerabwehrwaffen um Chaki. Verluste möglich durch Granatwerferbeschuss bei Landung. Aktion daher beschleunigt durchführen.«

Das sagte Carpenter genug. Er nahm die kugelsichere Weste unter dem Sitz hervor und legte sie an, während der Kopilot flog. Danach übernahm er wieder die Kontrolle über die Maschine, während der Kopilot und der Funker ihre Westen anlegten. Der Flug bis nach Chaki dauerte nur etwas mehr als zehn Minuten, nachdem die Maschinen Höhe gewonnen hatten.

Als sie Chaki unter sich sahen und die von den Saigoner Luftlandetruppen auf den fünf Kuppen ringsum ausgelegten Zeichen, machte der Kopilot Carpenter auf die Einschläge aufmerksam, die überall im Gelände zu erkennen waren. Carpenter nickte nur. Er behielt keine Zeit mehr, Überlegungen anzustellen. Der Befehl, hinunterzugehen, kam durch das Funksprechsystem, und die Flotte der Hubschrauber senkte sich auf die von Einschlägen aufgewühlte Erde.

Bis zur Mittagszeit war Chaki für so sicher gehalten worden, dass der Oberst in Khe Sanh, der sich um den Einsatz der inzwischen eingetroffenen Journalisten zu kümmern hatte, Tadao Kobukiri in einen Hubschrauber verfrachtet hatte, mit der ausdrücklichen Erlaubnis, in Chaki zu filmen, wie Saigoner Elitetruppen weit nördlich der Straße Nr. 9 das Gelände beherrschten und somit der sagenhafte »Ho-Chi-Minh-Pfad« bereits unterbrochen war.

Kobukiri war mit einer Einheit hierhergefliegen worden, die ein Major namens Dai Nam kommandierte. Jetzt, als über dem Stützpunkt die Hubschrauber kreisten und sich zur Landung

anschickten, hockte der Major in einem einigermaßen sicheren Erdbunker, während Kobukiri mit seiner Kamera festhielt, wie die Hubschrauber zwischen den hohen Erdfontänen aufzusetzen versuchten, die von den Granatwerfergeschossen der Befreiungstruppen aufgeworfen wurden.

Kobukiri hatte kurz zuvor noch die lachenden Soldaten des Majors Dai Nam gefilmt, wie sie ihre Stellungen ausbauten, wie sie ihren Durst mit eisgekühlter Limonade löschten, wie sie als Herren der Gegend aufrecht mit Ferngläsern den Horizont nach einem Gegner absuchten, den es hier nicht zu geben schien. Kobukiri war mit diesen Aufnahmen nicht so recht zufrieden gewesen, er hätte sie ebensogut in Khe Sanh schießen können, irgendwo am Rande des Geschehens. Es gab nichts, was überhaupt den Eindruck vermittelte, dass es sich um einen Krieg handelte: Einfach Soldaten, die sich eingruben und aßen und tranken.

Dann aber war plötzlich in der Luft das Gurgeln der Wurfgranaten gewesen, und Minuten später glich der Stützpunkt einem Fegefeuer. Wer sich rechtzeitig in sein Erdloch retten konnte, der überlebte den ersten Feuerschlag; viele überlebten ihn nicht. Am Rande der Stellung waren die Toten nebeneinandergelegt worden für die Hubschrauber mit den Bergungskommandos, die sie nach und nach abholten, in Plastiksäcke schoben und damit verschwanden.

Vor einer Stunde war das eben erst angelegte Munitionsdepot des Stützpunktes von einer Granate getroffen worden und in die Luft geflogen. Jetzt besaß jeder Soldat nur noch die Munition, die er bei sich trug. Major Dai Nam war froh, dass die Hubschrauber erschienen; sie brachten Nachschub an allem, was in den nächsten Tagen gebraucht werden würde - vorausgesetzt, der Stützpunkt konnte sich überhaupt solange halten. Und das hing jetzt schon nicht mehr von der Absicht der Saigoner Truppen ab. Griffen die Befreiungstruppen an, dann war das Ende absehbar. Aber noch

war es nicht soweit; sie schossen nur eine Lage Werfergranaten nach der anderen zwischen die verschreckten Saigoner Soldaten.

Kobukiri wechselte das Filmmagazin. Dann drehte er die lange Brennweite vor den Verschluss. Vielleicht ergab sich jetzt die Möglichkeit, wenigstens ein Stück Film aufzunehmen, auf dem Aktion ablief. Er täuschte sich nicht. Die Hubschrauber flogen nicht mehr in Formation. Jeder hatte den Befehl bekommen, sich selbst einen Landeplatz zu suchen. Kobukiri verfolgte eine der schweren Maschinen, die einen Lastenbehälter abzusetzen versuchte. Es musste sich um Munition handeln oder um Verpflegung. Die Maschine war nur noch wenige Meter über der Erde. Es sah so aus, als würde sie ihre Last ungehindert loswerden. Der Behälter berührte den Boden. Aber in diesem Augenblick sah Kobukiri durch das Objektiv, wie der Rotor der Maschine langsamer wurde und die Schraube aufhörte, sich zu drehen. Sollte der Pilot so tollkühn sein, hier, im Hexenkessel der ringsum explodierenden Wurfgranaten, seinen Motor abzustellen? Kobukiri kam nicht dazu, seine Überlegungen zu Ende zu führen. Er zog schnell das Federwerk der Kamera auf, und als er sie wieder ans Auge setzte, merkte er, dass die Schraubenblätter des Rotors verbogen waren. Ein Treffer also! Die Maschine blieb über ihrer Last stehen. Sie brannte nicht, aber sie war bewegungsunfähig geschossen worden. Die Besatzung sprang heraus. Kobukiri konnte durch das Objektiv die Gesichter der drei Amerikaner erkennen, als sie sich die verbogenen Schraubenblätter besahen, und er folgte ihnen mit der Kamera, als sie sich plötzlich zu Boden warfen, weil in ihrer Nähe eine Granate detonierte. Er ließ den Finger nicht vom Abzug der Kamera. Die drei sprangen wieder auf und suchten verzweifelt nach einer Vertiefung im Boden, in der sie verschwinden konnten. Zwei schafften es, der dritte blieb unweit der Maschine liegen und bewegte sich nicht mehr.

Major Dai Nam steckte vorsichtig den Kopf aus dem Eingang seines Erdbunkers. Er schrie dem nächsten Sergeanten, den er sehen konnte, wütend zu: »An die Maschinen, los! Die Lasten bergen!«

Nur wenige Soldaten folgten dieser Aufforderung. Die meisten stellten sich in ihren Löchern taub, oder sie hörten überhaupt nicht, was befohlen wurde. Kobukiri filmte unentwegt. Zuweilen schlug in seiner Nähe eine Granate ein, und er duckte sich. Er hatte längst gelernt, heranfauchende Geschosse zu unterscheiden und sich nur noch dann hinzuwerfen, wenn es wirklich nötig war. Er kannte das Geräusch der Wurfgranaten, und deshalb horchte er jetzt mißtrauisch auf, als von weither ein röhrender Ton herankam, der zu einem hohlen Pfeifen wurde: Raketen!

Kobukiri kroch sofort so tief in das Erdloch, dass er nur noch durch einen Volltreffer zu gefährden gewesen wäre. Er wechselte noch einmal die abgelaufene Filmspule gegen eine neue aus. Woher kamen diese Raketen? Wer hatte denn behauptet, die laotische Befreiungsarmee verfüge über weiter nichts als über unmoderne Handfeuerwaffen und durch Kraftstoffmangel bewegungsunfähige Panzer? Wütend arbeitete sich der Reporter wieder aus dem Loch heraus, nachdem die erste Salve der 105 mm-Raketen eingeschlagen war. Was er sah, ließ ihn eine Weile nur mit weit aufgerissenen Augen zuschauen. Er war nicht in der Lage, sofort die Kamera zu betätigen. Die Hälfte der Hubschrauber lag getroffen, brennend am Boden, über den ganzen Stützpunkt verstreut. Ein Dutzend Meter vor seinem Erdloch sprangen zwei Amerikaner aus einer auf der Seite liegenden Skycrane und rannten in seine Richtung. Kobukiri wollte seinen Augen nicht trauen, als er in dem einen Carpenter erkannte. Er rief ihn nicht an, sondern setzte seine Kamera ans Auge und ließ sie laufen. Erst als er nur noch ein paar Schritte von ihm entfernt war, rief Kobukiri: »He!«

Carpenter stürzte kopfüber zu dem Reporter herab. Er wollte fluchen, aber er brachte den Mund nicht auf. Eine neue Salve Raketen pfiß heran. Irgendwo gab es eine starke Explosion, und Kobukiri sagte sich, dass einer der Lastenbehälter, die Munition enthielten, in die Luft geflogen sein musste.

Endlich gelang es Carpenter zwischen den Zähnen hervorzuquetschen: »Raus hier! Wir müssen hier weg!«

Die übrigen Hubschrauber retteten sich, indem sie höher stiegen. Aber sie blieben in der Gegend. Viel später, als die Wracks der anderen Maschinen auf der Erde bereits ausgebrannt waren, wagten sie es noch einmal, sich dem Stützpunkt zu nähern. Das war für Carpenter das Signal, aufzuspringen und seinen gelben Schal, den er immer um den Hals trug, hin- und herzuschwingen. Er machte auch wirklich einen der Piloten auf sich aufmerksam, dessen Maschine einen Behälter mit Wasser und Verpflegung trug. Die Befreiungstruppen schienen eine Pause eingelegt zu haben, denn nur hin und wieder schlug eine einzelne Wurfgranate auf dem Stützpunkt ein. Major Dai Nam wagte sich aus seinem Bunker und blickte ernüchtert in die Gegend. Was hier nach dem ersten Feuerschlag übriggeblieben war, würde sich kaum über einen ernsthaften Angriff hinwegretten können. Doch der Angriff kam nicht. »Kommen Sie mit?« fragte Carpenter den Japaner, der immer noch filmte. »Oder bleiben Sie hier?«

»Dumme Frage«, gab Kobukiri zurück. »Mir reicht es, ich will zurück nach Khe Sanh!«

»Dann los!« Der Pilot rannte zu dem Hubschrauber, der soeben den Behälter mit dem Wasser aushakte. Der Pilot winkte Carpenter zu, und Carpenter sah, wie aus einem anderen Erdloch sein Funker hervorkroch. Er winkte ihn zu der Maschine. Hinter den beiden lief Kobukiri. Er schleppte die Tasche mit dem Zubehör, die Kamera hielt er in der Hand. Fast gleichzeitig langten sie bei dem Hubschrauber an, der knapp einen Meter über dem Boden schwebte. Ein paar Hände

reckten sich ihnen entgegen, zogen sie in die Kabine. Kobukiri war der letzte. Er landete auf dem Blechboden und hatte keine Zeit mehr, sich irgendwo festzuhalten, denn der Pilot ließ den Hubschrauber sofort Höhe gewinnen. Die drei Geretteten rollten auf dem Bodenbelag hin und her, bis die Maschine ruhiger flog. Da richtete sich Carpenter auf und holte tief Luft. »Das war knapp!«

»Hai ist tot«, sagte der Funker, er meinte den Kopiloten.

Kobukiri packte die Kamera in seine Umhängetasche. Er hatte Aufnahmen gemacht, die sensationell waren. Sie bewiesen, dass es sich bei der Operation in Laos nicht um jenen »Ritt durch die Berge« handelte, von dem in den offiziellen Pressegesprächen immer noch die Rede war.

»Ich bin zufrieden«, sagte Kobukiri zu Carpenter.

Der fragte ihn: »Hast du die Schnauze nicht bald voll, Reporter?«

Der Japaner zuckte bedauernd die Schultern. »Es ist mein Brot, Mister. Viel Krieg, viel Film. Viel Film, viel Geld.«

Carpenter grinste. Er war erleichtert, weil er sich jetzt wieder in Sicherheit fühlte. Es war nicht das erstmal, dass er eine Maschine verloren hatte.

»Also«, sagte er, »wenn es nach dir ginge, könnte das Theater hier noch eine Weile so weitergehen, wie?«

»Sie sagen es, Mister«, gab Kobukiri freundlich zurück. »Ich bin Beobachter in einem Krieg, den andere führen. Ein Gefühl, das Sie vermutlich nicht kennen, denn Sie sind Teilnehmer. Das trübt den Blick und macht unzufrieden. Besonders, wenn es so läuft wie heute.«

Carpenter bekam früher als ihm lieb war eine neue Maschine. Eine der Skycranes kam mit zwei Maschinengewehrtreffern in der Pilotenkanzel zurück nach Khe Sanh. Nur zwei Einschüsse, aber einer davon hatte den Piloten in den Kopf getroffen und sofort getötet. Der zweite steckte in der Schulter des Kopiloten, gleich unter dem

Halsansatz. Der Kopilot brachte die Maschine noch zu Boden, dann fiel er in Ohnmacht. Noch am gleichen Abend besserten ein paar Monteure die Kanzel aus, wechselten die Scheiben und überprüften die Maschine. Am nächsten Morgen flog Carpenter sie. Er bekam einen anderen Kopiloten, und er konnte es durchsetzen, dass sein alter Funker bei ihm blieb. Bei Sonnenaufgang, so wurde ihm gesagt, würde er bereits wieder starten.

In dieser Nacht, in der Carpenter seltsam ruhig schlief, obwohl er wenige Stunden zuvor hätte sterben können, herrschte um den Phu Co Boc eine Geschäftigkeit, von der die Saigoner Truppen auf dem Gipfel nichts merkten. Sie hatten sich in ihre Betonbunker verkrochen und nur im engen Umkreis um die Befestigung Posten aufgestellt.

Rings um die kahle Bergkuppe aber, im Wald, der bis zur halben Höhe des Berges reichte, gruben sich die Bedienungen der Granatwerfer ein, die tagsüber am Phu Co Boc zusammengezogen worden waren, laotische Soldaten der Befreiungsarmee, meist noch sehr jung, meist sehr still, denn sie wussten, dass der Gegner nicht weit entfernt war. Sie brachten mit geübten Handgriffen ihre Waffen in Schussposition, stapelten die Munition und ruhten sich dann in den Erdlöchern aus, die sie gegraben hatten. Am Fuße des Berges trafen die Artilleristen ein. Sie hatten ihre Haubitzen in Einzelteilen über längere Strecken transportiert. Jetzt setzten sie sie wieder zusammen. Andere Kolonnen brachten Munition und Verpflegung. Man würde sich hier eine Weile aufhalten. Die Batterieführer stellten bald die Sprechverbindung zu dem Leutnant her, der auf dem Banyanbaum saß und das Feuer leiten würde. Bis zum Morgengrauen waren die Granatwerfer und die Haubitzen in Stellung gebracht. Alles geschah sehr leise. Weiter entfernt im Wald lagerten die Infanteristen, die den Gipfel stürmen würden, sobald es Zeit dazu war. Es gab keine Kochfeuer und keine Zigaretten. Die Männer waren

weder zu sehen noch zu hören.

Chao Dam war an diesem Tage sehr weit gelaufen. Er hatte die Kommandeure eingewiesen und war jetzt zum Funkgerät zurückgetrottet. Der Funker konnte dem Stab mitteilen, es sei alles wie vorgesehen erledigt. Danach erkundigte sich Chao Dam, was es jetzt für ihn zu tun gäbe. Der Funker wies ihn an: »Leg dich schlafen. Du wirst müde sein. Sobald ich den Befehl zur Feuereröffnung bekomme, wirst du gebraucht werden.«

Der Aufklärer kroch draußen unter einen Busch. Er rollte eine der Planen aus, die hier herumlagen, Beutestücke aus früheren Gefechten, und legte sich darauf. Die Nacht war kühl, aber Chao Dam war es gewöhnt, im Freien zu schlafen. Wichtig war nur, dass man trockene Kleidung hatte und dass man auf der Seite lag, nicht auf dem Rücken. Bald war er eingeschlafen. Hätte er weiter oben auf dem Berg allein unter seinem Banyanbaum gelegen, dann wäre er aufgewacht, als sich ihm die geduckte Gestalt näherte. Aber hier unten, im sicheren Gebiet, schlief er weiter. Die Gestalt, die aus der Dunkelheit zu Chao Dam schlich, war Souvan.

Sie hatte gesehen, wie er angekommen und im Bunker des Funkers verschwunden war. Jetzt schlich sie zu ihm und legte etwas neben seine linke Hand, die er unter den Kopf geschoben hatte. Chao Dam rührte sich nicht. Souvan warf ihm noch einen Blick zu, dann entfernte sie sich ebenso leise, wie sie gekommen war. Sie kroch in die unterirdische Unterkunft, die sie mit den anderen Frauen teilte, die der Armee halfen, und versuchte einzuschlafen. Aber es dauerte lange, bis sie Ruhe fand. Sie musste noch eine ganze Weile an Chao Dam denken. Was für ein Gesicht er wohl machen würde, wenn er bei Sonnenaufgang erwachte und die Papaya fand, die sie neben seine Hand gelegt hatte?

Der unsichtbare Ring

Sergeant Thao, der einen Zug der laotischen Befreiungsarmee führte, lag nun schon länger als drei Wochen in der Stellung nördlich von Ban Dong. Als er bei Sonnenaufgang seinen Soldaten das Zeichen gab, sich zurückzuziehen, überlegte er, ob es heute den lang ersehnten Befehl zum Angriff geben würde.

Thao, der bereits seit seinem achtzehnten Geburtstag, also seit fünf Jahren, in den Befreiungsstreitkräften diente, hatte einen guten Beobachtungsposten etwas oberhalb von Ban Dong, auf der Kuppe eines bewaldeten Hügels, von dem aus man genau verfolgen konnte, was unten vorging. Dort, wo einmal die Ortschaft gestanden hatte, parkten Fahrzeuge der Saigoner Truppen, Panzer und Schützenpanzerwagen, Lastwagen und Jeeps, Artillerie und Fla-Selbstfahrlafetten. Die Soldaten hatten sie teilweise eingegraben, um sie gegen die Splitter zu schützen, die es beim täglichen Beschuss durch die Granatwerfer der Befreiungsarmee gab. Die Soldaten hockten in Löchern und bewegten sich sehr vorsichtig, wenn sie ihre Deckung verließen. Sie wussten, dass sie von der Befreiungsarmee eingeschlossen waren, aber sie wussten nicht, wie stark dieser Ring war und wo er lag. Hätten sie es gewusst, dann hätten sie mit ihren Geschützen versucht, ihn zu sprengen. In den ersten Tagen hatten sie es gelegentlich getan. Ihre Granaten waren irgendwo in den Wald eingeschlagen, meist sehr weit von den Granatwerferstellungen der Laoten entfernt. Inzwischen hatten sie sich auf Abwarten eingerichtet, man sah es. Küchen waren hergefahren worden. Ab und zu erschienen Hubschrauber und brachten Nachschub an Munition oder Kaltverpflegung. Sie nahmen Verletzte und Tote mit zurück nach Khe Sanh.

Der Vormarsch war hier zum Stehen gekommen. Thao erinnerte sich an den ersten Feuerüberfall, der die Saigoner

Söldner plötzlich gebremst hatte. Damals hatte er bereits in diesem Versteck auf dem Hügel gelegen. Am Tage danach waren von Kaki her ein paar Panzerwagen mit Saigoner Soldaten gekommen und hatten am Rande von Ban Dong eine Schützenkompanie abgesetzt, die sich sofort eingegraben hatte. Von Thaos Stellung aus konnte man sie gut sehen; sie lag etwa auf halber Strecke zwischen dem Ort und dem Hügel. Seitdem hatte Sergeant Thao immer wieder einen von diesen Soldaten beobachtet, einen ziemlich kleinen, noch jungen Burschen, dessen Gesicht unter dem viel zu großen Stahlhelm nahezu völlig verschwand. Thao besaß ein Zielfernrohrgewehr. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, diesen Soldaten aus seinem Versteck heraus zu erschießen. Er hätte nicht sagen können, weshalb er es nicht längst getan hatte, denn er konnte gerade diesen kleinen Soldaten immer wieder einmal sehen, wenn er aus seinem Loch für kurze Zeit auftauchte, um Essen zu fassen, um hinter einem Gebüsch seine Notdurft zu verrichten oder um zu helfen, wenn wrackgeschossene Fahrzeuge zur Seite geräumt wurden.

Wäre Thao ein Jäger gewesen, hätte er der Versuchung wahrscheinlich nicht widerstehen können, mit einem einzigen Schuss, den dort unten niemand hören würde, das Leben dieses Mannes auszulöschen. Aber Thao war kein Jäger. Er hatte gelernt, mit Elektrizität umzugehen, oben in Sam Neua, Leitungen zu verlegen und Dynamos zu warten, die die Druckerei der Pathet-Lao-Zeitung mit Strom versorgten.

Mitleid hatte er mit diesem Saigoner Soldaten gewiß nicht. Aber es widerstrebte ihm, ihn so einfach auf weite Entfernung hinweg zu töten. Sobald der Befehl zum Angriff kam, würde sich Thao mit seinem Zug auf diesen Gegner da unten stürzen, und es würde nicht lange dauern, bis man die Invasoren aus ihren Löchern getrieben hatte. Wer dann nicht die Hände hob, der würde tot sein, gewiß. Aber zunächst gab es nur den Befehl, sie hier aufzuhalten. Der Befehl zum Angriff stand

noch aus.

Granatwerfer und Raketen hatten in wenigen Minuten aus dem gegnerischen Konvoi ein Chaos gemacht. Zerschossene Panzer und Lastwagen lagen zu Dutzenden herum, ausgebrannt und in der feuchten Luft bereits mit Rost bedeckt, als lägen sie schon Monate dort.

Später hatten die Saigoner Nachschub herangebracht, im Schutze der Nacht, mit Hubschraubern. Aber Ban Dong war trotzdem die Endstation für sie geblieben. Es gelang ihnen nicht, ihre Fahrt fortzusetzen, weil hinter dem Ort, in den immer dichter werdenden Wäldern, andere Gruppen der Befreiungsarmee lauerten. Die Technik war einfach: Man schoss das erste Fahrzeug in Brand. Es versperrte den Weg für die weiteren.

Erschien ein Räumfahrzeug, ein Caterpillar oder ein Panzer, so schoss man ihn ebenfalls ab. Um drei ausgebrannte Lastwagen von der schmal werdenden Straße Nr. 9 hinter Ban Dong wegzuräumen, hatten die Saigoner vier Tage gebraucht. Mit Hilfe von Jagdbombern hatten sie die Gegend unter Napalm gesetzt und dann das Hindernis beseitigt.

Eine Gruppe, in schnelle Schützenpanzerwagen verfrachtet, war danach durchgebrochen und in Richtung Tchepone vorgedrungen. Sie war ein oder zwei Kilometer weit gekommen, dort war das Führungsfahrzeug auf eine Mine gefahren, und das ganze hatte sich wiederholt. Inzwischen wurden die Saigoner Soldaten immer nervöser. Sie konnten den Gegner nicht sehen, sie spürten ihn nur, und sie wussten, dass er den geeigneten Augenblick abwartete, um sich auf sie zu stürzen.

Das Warten war es, was sie zermürbte. Sie sollten unter allen Umständen Tchepone erreichen, und sie schafften das nicht. Wollten sie die Straße für ihren Konvoi sicher machen, dann mussten sie rechts und links in den Wald eindringen und die Soldaten der Befreiungsarmee vertreiben. Aber das wagten

sie nicht. Sie fürchteten diesen Wald, denn dort waren sie ihrem Gegner hoffnungslos unterlegen. Kein Panzer und kein Flugzeug konnte sie darin beschützen. Die Soldaten der Befreiungsarmee würden sie aus gut getarnten, geschickt angelegten Stellungen heraus abschießen wie Hühner. Nicht einmal die Kommandeure der Saigoner Einheiten hatten Mut genug, an Derartiges zu denken. Sie klammerten sich an die Straße und rechneten damit, dass die amerikanischen Flugzeuge nach und nach die Stellungen der Laoten ausfindig machen und zerstören würden.

Das aber, und das wusste Thao genau, war eine trügerische Hoffnung. Die Stellungen seiner Männer lagen tief unter der Erde, sie waren vor langer Zeit umsichtig angelegt worden. Mit Sprengbomben waren sie nicht zu zerstören, dafür waren sie zu tief. Gegen die Napalmangriffe hatte man sich dadurch abgesichert, dass alle diese Stellungen eine Vielzahl von Luftlöchern und Ausgängen hatten, so dass selbst im Falle eines Treffers der Effekt der Sauerstoffknappheit beim Abbrand des Napalmgelees die Soldaten nicht töten konnte. Gegen die Brandwirkung waren sie ohnehin unter der Erde geschützt.

Thao sah, wie der kleine Saigoner Soldat wieder einmal aus seinem Loch stieg. Er holte sich etwas zu essen und verschwand sogleich wieder. Lächelnd sah Thao ihm zu. Er hatte die Wache übernommen, in den ersten Tagesstunden, weil er wusste, dass seine Männer müde waren. Sie mussten ihre Kräfte für den entscheidenden Angriff schonen. Sollten sie schlafen - er würde es später tun.

Vorerst beobachtete er alles, was da unten vorging. Ein festgefahrener Angriff, das war offensichtlich. Thao wusste aus den Informationen, die die Kommandeure erhielten, dass die Lage sich an den anderen Fronten ähnlich entwickelt hatte.

Der ursprüngliche Plan der Saigoner Armee, mit einer zentralen Stoßgruppe auf Tchepone vorzudringen und diese

Stoßgruppe rechts und links abzusichern, indem strategisch wichtige Höhenstellungen zu beiden Seiten der Straße mit Luftlandetruppen besetzt wurden, war nicht aufgegangen. Die Artillerie, die auf die Höhen geflogen worden war, schoss zwar wild in das Gelände um die Straße, aber sie schoss gleichsam blind.

Indessen hatte die Befreiungsarmee nach und nach um jede dieser Höhenstellungen nördlich und südlich der Straße Truppen zusammengezogen, die diese Fremdkörper im eigenen Land zunächst stillschweigend einkreisten. Ebenso wie hier bei Ban Dong warteten überall laotische Soldaten auf den Befehl zum Angriff. Man würde nicht an allen Stellen gleichzeitig zum Gegenangriff übergehen, das wusste Thao. Man musste den Gegner verwirren, indem man ein paar Schwerpunkte schuf, zu denen er seine Reserven brachte, und dann konnte man dort mit ihm Schluß machen, wo er den Angriff noch nicht erwartete. Dort, wo er Reserven nachzog, würde man ihn warten lassen, ihn in Nervosität versetzen.

Sergeant Thao setzte das Fernglas an die Augen und besah sich wieder den Soldaten, den er schon so lange beobachtete. Der Mann ist nicht viel jünger als ich, dachte er. Er sieht nicht glücklich aus, nicht wie der fröhliche Sieger, eher wie jemand, dem die Angst im Nacken sitzt. Vielleicht werde ich ihn töten, wenn wir angreifen. Oder einer meiner Männer wird es tun. Dabei würde ich eigentlich ganz gern wenigstens einmal mit ihm reden. Es muss eine der interessantesten Sachen der Welt sein, herauszufinden, was im Kopf dieses Menschen vor sich geht. Was denkt er? Denkt er überhaupt? Woher kommt er? Saigon? Wie ist er aufgewachsen? Hat er eine Frau? Kinder? Was hält er davon, hier so einfach sein Leben zu Markte zu tragen? Tut er es aus Überzeugung oder nur, weil man ihn zum Dienst in der Armee verpflichtet hat? Und wenn er die Amerikaner liebt, warum das? Kann ein junger Bursche aus Saigon sie überhaupt lieben, wenn er einen gesunden Kopf hat?

Man müsste ihn fragen können, dachte Thao.

Thao lauschte nach hinten. Er hatte sich nicht getäuscht, als er ein Geräusch zu hören glaubte. Jetzt rief einer seiner Männer ihn an, der ihm von dem weiter hinten liegenden Kompaniestab die Befehle überbrachte. Thao winkte ihn heran. Der Soldat kroch neben ihn und übergab ihm eine Meldung. Thao wusste, dass der Melder sie kannte, denn das war Vorschrift für den Fall, dass man die Niederschrift vernichten musste. Trotzdem fragte er, nachdem er alles langsam durchgelesen hatte: »Weißt du, was sie uns mitteilen?«

Der Soldat nickte. Er stammte aus Tchepone, wo er einige Zeit Dienst in einer Aufklärungseinheit getan hatte. Er war der Sohn eines Offiziers, der in der Gegend um Phalane eine Einheit der Befreiungsarmee kommandierte, und Thao wusste von ihm, dass er den Vater seit Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Als er ihn jetzt um seine Meinung über die Meldung fragte, erwiderte der Soldat zögernd: »Ich weiß nicht, Sergeant. Da wird befohlen, wir sollen nicht ernsthaft angreifen, wenn sich aus diesem Haufen da unten kleinere Trupps lösen und in Richtung auf Tchepone aufbrechen. Viele kleinere Trupps geben einen großen Trupp. Ist das nicht so?«

»Wenn man zulässt, dass sie sich vereinigen, ja«, antwortete Thao. »Aber das ist nicht der Sinn dieser Taktik. Wir lassen sie aufbrechen. An einer Stelle, die wir bestimmen, zerschlagen wir sie. Einzelne.«

»Hm...«, meinte der Soldat. Es klang nicht sehr überzeugt.

Thao fragte ihn: »Ist dir aufgefallen, dass in der Meldung befohlen wird, wir sollen Bergungsfahrzeugen, die von Osten her kommen, um die zerschossenen Panzer abzuholen oder anderes unbrauchbar gewordenes Material, den Rückweg verlegen?«

»Das ist mir aufgefallen«, sagte der Soldat. »Um das zu erreichen, müßten wir drüben am Fluss die Falle zumachen, mehr nicht. Wenn sie nicht mehr über das Wasser kommen,

sitzen sie fest.«

»Eben«, Thao stimmte ihm zu. »Genau das werden wir auch tun. Du übermittelst unseren Granatwerfern, dass ich befehle, sie sollen den Übergang sperren, und zwar nur bei Bewegungen, die von West nach Ost verlaufen. Die Werfer haben sich auf die Übergangsstelle eingeschossen, es wird ihnen deshalb nicht schwerfallen, den Verkehr dort unter Kontrolle zu halten. Klar?«

»Klar«, sagte der Melder. Er war ein wenig besorgt, weil die Zahl der gegnerischen Soldaten in Ban Dong immer größer wurde, und der Sergeant spürte das. Aber er kannte diese Saigoner Soldaten aus vielen Gefechten. Sie waren zu schlagen, selbst mit zahlenmäßig geringeren Kräften. Und hier an der Straße Nr. 9 sollten sie eine Lehre erhalten, die sie nicht mehr vergessen würden, solange es ihre Armee überhaupt noch gab. Wer von ihnen aus Laos entkam, der würde froh sein, dass er sein Leben behielt. Er würde alles zurücklassen, Waffen und Ausrüstung, selbst Hemd und Hose. Thao schrieb den Befehl für die Granatwerferbedienung und gab ihn dem Melder. Er sagte: »Du vergißt vielleicht manchmal, dass wir noch sechsmal soviel Granatwerfer hier stehen haben, als wir bisher einsetzten. Und du vergißt auch die Geschosswerfer.«

Der Soldat lächelte, und das überraschte Thao. Er nahm die Meldung, faltete sie zusammen, nachdem er sie gelesen und sich eingepreßt hatte. Dann sagte er: »Du kannst ganz sicher sein, Genosse Sergeant, dass ich das alles nicht vergesse! Ich bin nur ein wenig ungeduldig. Ich finde, wir sollten nun langsam mit der Bande Schluß machen, es ist genug!«

Thao griff wieder zum Fernglas und starrte nach Ban Dong hinab. Bergemaschinen zerrten ein paar Panzerwracks auf den Fluss zu. Südlich des Ortes hatten Planierdrauen ein Stück Gelände eingeebnet. Die ersten Hubschrauber waren dort am frühen Morgen gelandet. Sie hatten Material gebracht und Tote mitgenommen. Man würde sie das noch eine Weile tun lassen.

Sie sollten sich auf diesem Behelfslandeplatz ganz sicher fühlen bis zu dem Augenblick, in dem die Raketen ihn zerschmetterten.

Kurz vor Mittag, die Sonne stand bereits im Zenit, sah Thao einen Hubschrauber landen, eine der kleineren Maschinen, mit denen gewöhnlich hohe Offiziere flogen. Aber durch sein Glas sah er, dass es sich diesmal um einen Mann in Zivilkleidung handelte. Er hatte eine Tasche bei sich und trug eine Filmkamera. Thao verzog das Gesicht zu einem Lächeln. Jemand, der den Erfolg der Saigoner Armee auf der Straße Nr. 9 filmen wollte! Nun ja, sollte er ruhig! Die Welt hat ein Recht darauf zu sehen, wie die Invasoren an dieser Straße geschlagen wurden!

In diesem Augenblick hörte Thao die Abschüsse der Granatwerfer. Er richtete sein Glas auf die Gegend am Fluss, wo die Saigoner Truppen ihn überquerten. Die Granatwerferbedienungen hatten ihren Feuerschlag genau zur richtigen Zeit ausgelöst. Mitten im Fluss bemühten sich die Schlepper, ein paar beschädigte Panzer in Richtung Osten zu zerren. Lastwagen, die Material nach Ban Dong gebracht hatten, überquerten neben ihnen das seichte Flussbett. Bis die ersten Geschosse dort einschlugen, vergingen nur Sekunden. Dann sah Thao, wie zwischen den hochaufsteigenden Wasserfontänen, dem hochgeworfenen Schlamm und dem Qualm die ersten Lastwagen umkippten.

Einer der Schlepper erhielt einen Volltreffer. Sein brennendes Dieselöl lief in den Fluss. Plötzlich verschwanden die Köpfe der Soldaten, die sich ins Wasser gerettet hatten, in den Flammen des brennenden Öls.

Thao setzte das Glas ab. Es war kein schöner Anblick. Es wollte ihm nicht in den Kopf, warum diese Leute dort unten ins Feuer rannten. Bildeten sie sich wirklich ein, sie kämpften hier für Vietnam? Für Laos? Für ihre Familie? ...

Tadao Kobukiri war erstaunt darüber, wie viele Fahrzeuge

sich um diese Ortschaft herum versammelt hatten. Als der Hubschrauber sich auf das behelfsmäßig hergerichtete Landefeld herabsenkte, konnte Kobukiri sehen, dass überall Panzer und Schützenpanzerwagen aufgefahren waren, dass Artillerie bereitstand, Munition in hohen Stapeln, Treibstofffässer. Er wunderte sich lediglich, dass es nur wenige Soldaten zu sehen gab. War der Vorstoß doch, wie das Pressezentrum in Khe Sanh behauptete, inzwischen weitergegangen, und hatte man hier, bei Ban Dong oder bei dem, was von Ban Dong übriggeblieben war, einen vorgezogenen Nachschubstützpunkt errichtet?

Man musste nicht unbedingt nach Laos hineinfliegen, um festzustellen, dass an den Saigoner Darstellungen über den Verlauf der Operation »Lam Son 719« etwas nicht stimmte. Die Presseoffiziere des Generals Lam stellten die Situation jeweils so dar, wie es ihnen beliebte. Deshalb klangen die Berichte der wenigen Korrespondenten, die inzwischen in Khe Sanh arbeiten durften, auch sehr widersprüchlich.

Kobukiri hatte erwirken können, dass man ihn dorthin fliegen ließ, wo gekämpft wurde. Es mochte daran liegen, dass er bei den Presseleuten Vertrauen erweckt hatte. Außerdem war er der erste Korrespondent hier oben gewesen. Man hatte ihn lediglich darauf aufmerksam gemacht, dass er auf eigene Gefahr fliege. Das tat er immer, und es hätte sich erübrigt, ihm das erneut zu sagen. Aber man hatte ihn kurz vor dem Abflug noch einmal ermahnt, an die Aufgabe zu denken, die Saigons Armee hier meisterte. »Dies ist eine großangelegte Befriedungsaktion!« hatte ihm ein Presseoffizier nochmals eingeschärft. »Vergessen Sie das nicht, es geht darum, der Welt klarzumachen, dass wir in der Lage sind, hier Ordnung zu schaffen, den Kommunismus zurückzudrängen und ohne Hilfe amerikanischer Bodentruppen die Situation in Vietnam zu normalisieren!« Es war nicht schwer, das Bestreben herauszuhören, die Idee der »Vietnamisierung« des

Indochinakrieges hier an der Straße Nr. 9 durch ein Exempel überzeugend zu demonstrieren.

Der Japaner nahm das zur Kenntnis, ohne sich mit den Presseoffizieren auf eine Auseinandersetzung einzulassen. Er war nicht hier, um ihnen Irrtümer nachzuweisen, sondern er hatte für seine Gesellschaft Aufnahmen zu machen, den Krieg zu filmen, so wie er war und wie die Welt ihn sehen sollte.

Tadao Kobukiri winkte dem Piloten des Hubschraubers noch einmal höflich zu, als er hinausprang. Die Luft war jetzt gegen Mittag heiß und trocken. Dort, wo sich die Hügel erhoben, rund um Ban Dong, flimmerte sie unter der Sonne. Es waren dicht bewaldete Hügel, zerklüftet, hin und wieder von kahlen Stellen besät, wo US-Flugzeuge Napalmkanister abgeworfen hatten. Kobukiri ging über den Landeplatz zu einer Ansammlung von Stabsfahrzeugen, die man zur Hälfte eingegraben hatte. Er fand den Major, der hier das Kommando führte, und erfuhr von ihm, dass es in und um Ban Dong ruhig sei. Der Major ließ sich die Erlaubnis des Pressezentrums zeigen, die Kobukiri gestattete, Aktionen der Saigoner Armee auf der Straße Nr. 9 zu filmen. Er überflog sie nur kurz und sagte dann zu dem Reporter: »Sie können in einer halben Stunde mit einer Kolonne in Richtung Tchepone mitfahren. Sehen Sie den Schützenpanzerwagen, der dort drüben steht?« Kobukiri folgte der Richtung, in die die Hand des stämmigen Majors wies. Unter arg zersausten Bananenstauden parkten dort eine Anzahl M 113. Soldaten waren nicht zu sehen. »Im ersten Wagen der Kolonne finden Sie Hauptmann Duong. Melden Sie sich bei ihm. Er nimmt Sie mit. In einer halben Stunde bricht er auf.«

Damit entließ er Kobukiri, und der Reporter ging zwischen den alten, längst wieder grasbewachsenen, Brandstellen hindurch, die von Ban Dong übriggeblieben waren, auf die Schützenpanzerwagen zu. Er kam nur ein paar Schritte weit, dann hörte er plötzlich irgendwo in den Hügeln die dumpf

grollenden Abschlüsse von Granatwerfern. Er behielt Zeit, sich flach auf den Boden zu werfen, bevor die Geschosse einschlugen. Sie fielen mit einem gurgelnden Geräusch fast senkrecht herab.

Kobukiri erkannte mit einer gewissen Erleichterung, dass sie nicht auf die Fahrzeuge gezielt waren, zu denen er wollte, sondern offenbar auf eine Stelle am Fluss, dort, wo übersetzt wurde. Kobukiri hatte aus dem Hubschrauber die Stelle gesehen, an der jetzt die Wurfgranaten detonierten. Ein paar Sekunden überlegte er, ob er die Kamera nehmen und dorthin laufen sollte, aber dann entschied er sich, flach an den Boden gedrückt liegenzubleiben, bis der Feuerschlag vorbei war. Die Granatwerfer feuerten nur wenige Lagen, dann war alles wieder still, bis auf die Schreie der Verwundeten von der Übersetzstelle her. Kobukiri lief hinüber und drehte ein paar Meter Film: Panzer, die bewegungsunfähig im Wasser lagen, zerschmetterte Bergungsfahrzeuge, brennende Lastwagen, Öl, das zwischen den Steinbrocken des Flussbettes noch in Flammen stand, und einige Soldaten, die schon tot waren und langsam verbrannten, sowie andere, die um Hilfe schrien.

Als Kobukiri am Wagen von Hauptmann Duong ankam, winkte dieser ihm ungeduldig zu: »Steigen Sie ein, beeilen Sie sich! Wir hauen ab!«

Duong war ein jüngerer Offizier. Er gab sich Mühe, schneidig zu erscheinen, und seine Tarnkleidung war offensichtlich maßgeschneidert. Während der Reporter in den Wagen kroch, in dem außer dem Hauptmann ein Dutzend Soldaten saßen, versuchte er, sich ein Bild von diesem Offizier zu machen. Er schien intelligent zu sein. Ein bißchen überheblich vielleicht, verwöhnt, darauf ließ die maßgeschneiderte Uniform schließen, und nicht gerade arm. Nachwuchs jenes Systems, das die Amerikaner seit mehr als einem Jahrzehnt stützten, damit es am Leben blieb und Nachwuchs dieser Art zeugen konnte.

Es schien überhaupt, als würden die Amerikaner weniger auf jene Saigoner Politiker und Generale bauen, die gegenwärtig amtierten, sondern vielmehr auf eben jenen Nachwuchs, der sich in amerikanisch organisierten Schulen und Universitäten, in West Point und Fort Bragg entwickelt hatte. Dies war die Generation, die über kurz oder lang darüber zu entscheiden hatte, ob die ARVN diesen Krieg gegen den größten Teil des eigenen Volkes weiterführen würde oder nicht.

Niemandem konnte verborgen bleiben, dass die Vereinigten Staaten verzweifelt nach einem Ausweg in Vietnam suchten, der es ihnen erlaubte, ihre Landtruppen abzuziehen, und der trotzdem bedeutete, dass die alten Machtverhältnisse und die Abhängigkeit Saigons erhalten blieben. Würde das, was an Antikommunismus, an Abneigung gegen das einfache Volk in diesen jungen Leuten steckte, ausreichen, die Fernziele der Vereinigten Staaten in Indochina zu sichern?

Kobukiri hatte seine Zweifel. Es gab zu viele Menschen in Saigon, die heute schon heimlich den Wunsch hatten, die Amerikaner so schnell wie möglich loszuwerden, um sich dann mit den Angehörigen der Befreiungsfront über eine Regelung zu einigen, die weitere Opfer ausschloss. Noch wagten sie nicht, dies öffentlich zu bekennen. Die Regierung des Präsidenten Thieu verhängte über Menschen mit solchen Ideen Todesstrafen.

Aber auf die Dauer waren diese Ideen wohl selbst damit nicht zu unterdrücken. Wo standen Leute wie dieser Hauptmann Duong in der Auseinandersetzung, die sich anbahnte? Kobukiri hockte sich neben ihn und hörte zu, wie er über sein Funkgerät die Kolonne zum Abmarsch rief. Der Motor des M 113 lief bereits. Auch die anderen Fahrzeuge meldeten, dass sie startklar seien. Da gab Duong dem Fahrer das Zeichen zur Abfahrt. An Kobukiri gewandt, sagte er knapp: »Weg von hier! Nichts wie weg!« Sie fuhren ein paar hundert

Meter langsam zwischen den Fahrzeugen hindurch, die hier parkten, bis sie die Straße hinter dem Ort erreichten. Kobukiri erhob sich und versuchte einen Blick nach draußen zu werfen, aber der Hauptmann zog ihn unsanft wieder hinunter.

»Sind Sie ein Selbstmörder?« Es klang barsch. Aber gleichzeitig bot Duong dem Korrespondenten eine Zigarette an. Die Soldaten im Fahrzeug verhielten sich still. Ihre Gesichter waren gespannt. Sie wagten nicht, sich in Anwesenheit des Kommandeurs zu unterhalten. An der Art, wie sie krampfhaft ihre Waffen umklammerten, erkannte Kobukiri, dass sie Angst hatten.

»Ist es hier schon gefährlich?« wandte er sich an Duong.

»Schon?« fragte der zurück. »Sagen Sie lieber, es hat nie aufgehört gefährlich zu sein. Haben Sie das Chaos am Fluss nicht gesehen?«

»Doch«, gab Kobukiri zurück. »Aber ich bin in Khe Sanh informiert worden, dass die ARVN um Ban Dong herum alles unter Kontrolle hat. Ist das nicht so?«

Der Hauptmann schwieg eine Weile. Er musterte den Reporter, so als versuchte er, sich über dessen Intelligenzgrad klarzuwerden. Schließlich sagte er: »Sie sind hier nicht in einem Pressezentrum, in dem Siege verkündet werden. Sie sind hier im Kampfgebiet. Hier wird gestorben. Gesiegt wird seltener. Übrigens, wenn Sie lieber aussteigen wollen - ich kann die Kolonne noch anhalten lassen. Wollen Sie?«

»Nein«, gab Kobukiri höflich zurück. »Ich möchte mit meiner Kamera festhalten, was Ihre Kolonne erlebt, Hauptmann.«

»Gut«, sagte Duong. »Dann halten Sie gefälligst Ihren Kopf unterhalb der Panzerung. Sonst werden Sie diese Absicht nicht realisieren können.«

Er wandte sich an den Fahrer. »Was zu sehen?«

Der Fahrer, der durch die noch offene Luke hinausblicken konnte, schüttelte den Kopf. Duong ermahnte ihn: »Sobald du

bei der ersten Stelle bist, gib Bescheid!« Dann sagte er erklärend zu Kobukiri: »Sie werden im Verlauf unserer Fahrt Zeuge einer merkwürdigen Taktik unserer Gegner werden. Alle zwei bis drei Kilometer werden Sie ein paar ausgebrannte Fahrzeuge am Straßenrand sehen. Es sind Fahrzeuge von uns. Gelegentlich werden um diese Fahrzeuge noch Tote liegen. Die sind auch von uns. Wenn es einmal auf drei oder vier Kilometer keine Fahrzeugwracks und Tote mehr gibt, dann heißt das, wir haben das Ende der Vormarschstrecke erreicht, die Spitze sozusagen. Und dann wird sich wenige Minuten später unsere Kolonne in Wracks verwandeln. Ich sage das, um Sie vorzubereiten. Möchten Sie wirklich nicht aussteigen?«

»Ich möchte mitfahren«, sagte Kobukiri. »Erklären Sie mir diese merkwürdige Taktik, ich bin Reporter, von Kriegführung verstehe ich nichts.«

Der Hauptmann musterte ihn überrascht. Er hatte den Japaner schockieren wollen. Das war ihm nicht gelungen. Anscheinend war er doch schon länger in Vietnam. »Also«, begann er, während die Kolonne sich langsam auf der Straße Nr. 9 vorwärts bewegte, »die Pathet Lao hat unseren Vormarsch in Ban Dong so gut wie zum Stehen gebracht. Das war zu Beginn der Aktion. Seitdem sind immer wieder Kolonnen von Bang Dong westwärts aufgebrochen, um Tchepone zu erreichen oder um wenigstens den nächsten Abschnitt der Straße zu sichern. Die Laoten halten diese Kolonnen mit Minen auf und versprengen sie. Außergewöhnlich ist, dass sie jede neu aufbrechende Kolonne gewissermaßen die Reste der bereits vorausgegangenen Kolonnen passieren lassen und sie dann erst stoppen.«

»Was bedeutet das?«

»Nichts«, erwiderte der Hauptmann. »Höchstens vielleicht, dass die Soldaten mit jedem Haufen Wracks, den sie passieren, mehr Angst vor dem eigenen Schicksal bekommen und bereits zittern, wenn sie an der Stelle ankommen, wo man sie

angreifen wird. Diese Taktik könnten sich amerikanische Spezialisten der psychologischen Kriegführung ausgedacht haben. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, es waren Laoten.«

Kobukiri überlegte. Dieser Hauptmann war ein Zyniker. Was war er sonst noch? Täuschte das forsche Auftreten dieses jungen Offiziers?

»Sagen Sie mir bitte«, wandte sich Kobukiri an ihn, »ob Sie mit Ihrer Kolonne eine Chance sehen, Tchepone zu erreichen.« Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

»Sie sind also darauf vorbereitet, irgendwo zwischen Ban Dong und Tchepone überfallen und zersprengt zu werden?«

Der Hauptmann nickte. Er sagte nichts.

»Und mit dieser Absicht fahren Sie so einfach von Ban Dong los?«

»Ich bekam den Befehl zu fahren.«

»Hauptmann«, sagte Kobukiri, »jetzt würde ich Sie gern das fragen, was Sie mich vorhin fragten: Sind Sie ein Selbstmörder?«

Der Hauptmann, der sich mit Kobukiri auf englisch unterhielt, wandte sich zuerst wieder an den Fahrer, ob schon etwas zu sehen sei. Als dieser den Kopf schüttelte, sagte er zu Kobukiri: »Ich bin Offizier, Mister Kobukiri. Ich habe das zu tun, was man mir befiehlt. Wie könnte ich sonst von meinen Untergebenen verlangen, dass sie mir gehorchen?«

»Sie haben in Amerika studiert?«

Der Hauptmann zögerte eine Weile, bevor er sagte: »Ich habe in West Point studiert, wenn Sie das meinen. Man hat mir beigebracht, wie eine Truppe zu führen ist, wie man den Einsatz der Truppe plant, wie man im Rahmen der Gesamtstrategie taktische Varianten ersinnt, die den Gegner überraschen, wie man angreift und wie man sich verteidigt, wie man den Nachschub organisiert und wie man Waffen der verschiedensten Art einsetzt.«

»Und das praktizieren Sie jetzt hier?«

»Nein«, sagte Duong knapp. Kobukiri blickte ihn überrascht an. Duong sagte langsam: »Hier, an der Straße Neun, tue ich etwas, das gegen alle gültigen Regeln der Kriegskunst so gröblich verstößt, dass man es nicht mehr als einen Fehler bezeichnen kann, sondern schlechthin nur noch als Idiotie. Haben Sie mich verstanden? Idiotie sagte ich.«

»Ich verstehe.«

Duong schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass Sie verstehen. Aber ich werde versuchen, es Ihnen zu erklären, bevor wir an der Reihe sind, von den Laoten überfallen zu werden. Hier, an dieser von allen Göttern verlassenem Straße, soll Politik gemacht werden. Die Soldaten, die wir hier einsetzen, sollen beweisen, dass eine bestimmte Politik richtig und erfolgversprechend ist. Sie können das nicht. Sie werden an dieser Aufgabe scheitern.«

»Weil die Politik falsch ist?«

»Möglicherweise«, gab Duong zurück. »Aber ich verstehe nicht genug von Politik, um das beurteilen zu können. Von der Kriegskunst allerdings verstehe ich genug, um zu wissen, dass wir hier in ein offenes Messer rennen.«

Der Hauptmann blickte kurz nach dem Fahrer, der aber startete nach vorn und bemerkte den Blick nicht. Da schob Duong kurz entschlossen eine der kleinen Luken auf, die in der Seitenpanzerung des M 113 angebracht waren und durch die man Handgranaten nach draußen werfen konnte. Er beobachtete den Straßenrand eine Weile, danach wandte er sich wieder dem Reporter zu.

Der fragte: »Ist es nicht ein bedrückendes Gefühl, unter so ungünstigen Bedingungen kämpfen zu müssen, Hauptmann?«

»Es ist das Gefühl, in ein Abenteuer geschickt zu werden, das höchstwahrscheinlich mit dem Tode enden wird«, erwiderte Duong. »Wissen Sie, was die Tragödie des Soldaten in unserem Land ist? Dass er Befehle auszuführen hat, die aus den Entscheidungen der Politiker resultieren, dass er am

Zustandekommen dieser Entscheidungen aber nicht beteiligt ist. Wenn Sie wollen, können Sie das als die Erkenntnis eines Hauptmanns der ARVN in Ihrem Bericht veröffentlichen. Sie werden dann unter den Offizieren unserer Armee, die etwas Hirn im Kopf haben, als ein Mann betrachtet werden, der das Kernproblem ihrer Existenz kristallklar begriffen hat.«

»Wenn ich diese Fahrt überlebe, werde ich das tun«, versprach Kobukiri. »Vielleicht überlebe ich sie nicht.«

Der Hauptmann lächelte. Er schien in der Tat keine Angst vor dem Tode zu haben. Hatte er mit seinem Leben abgeschlossen? Es gab solche Leute. Kobukiri versuchte in seinem Gesicht zu lesen, als er sagte: »Niemand weiß das.«

In diesem Augenblick gab der Fahrer ihm ein Zeichen. Duong ließ die Kolonne anhalten. Er winkte Kobukiri: »Da, sehen Sie!«

Am Straßenrand lagen die Wracks von drei oder vier Schützenpanzerwagen. Sie rosteten bereits. Zwischen ihnen lagen Reste von zerstörten Waffen, weiter hinten ein paar ausgebrannte Lastwagen. Alle diese Wracks waren an den Rand der ohnehin nur schmalen Fahrstraße befördert worden, so dass sie befahrbar blieb. Es roch süßlich nach Leichen, die irgendwo im Unterholz jenseits der Straße liegen mochten.

»Eine kleine Kolonne«, sagte Kobukiri, während er die Kamera ansetzte und den Auslöser betätigte.

»Sie bestand aus doppelt soviel Fahrzeugen, wie Sie hier sehen können«, entgegnete Duong. »Ich habe ja schon vorhin auf die besondere Taktik der Laoten hingewiesen«, fuhr er fort, nachdem Kobukiri die Kamera abgesetzt hatte. Dabei malte der Hauptmann mit dem Finger auf dem Staub, der die Panzerplatte bedeckte, eine Straße. »Das soll das Spitzenfahrzeug sein«, erklärte er. »Es fährt auf eine Mine. Auf eine übrigens nur schwache Mine, die vielleicht eine Kette zerschmettert. Das bewegungsunfähige Fahrzeug versperrt die Straße nach vorn. In diesem Augenblick wird sie von den

Laoten auch nach hinten mit Zugminen blockiert. Einfach Minen, die mit Schnüren aus dem Gebüsch gezogen werden. Aus. Die Kolonne steht. Feuer aus dem Wald auf die Fahrzeuge. Das heißt, man muss die gepanzerten Fahrzeuge verlassen, um nicht in ihnen durch Handgranaten getötet zu werden. Nachdem man das getan hat, wird man im Freien durch Gewehrfeuer getötet. Man sieht den Gegner nicht. Die Flugzeuge können nicht helfen, sie können so dicht an der Kolonne kein Napalm abwerfen, auch keine Splitterbomben, ohne die eigenen Leute zu gefährden. Nicht einmal mit Bordwaffen können sie schießen. Wenn das Gefecht zu Ende ist, machen die Laoten die Schützenpanzerwagen wieder flott, verschwinden damit, und der Rest bleibt liegen.«

»Das geht so einfach?«

Duong wiegte den Kopf. »Es ist nicht schwierig. Eine zerschmetterte Kette des M 113 kann sehr schnell durch eine andere ausgewechselt werden, die man intakt von einem anderen Fahrzeug abnimmt, ein paar Laufrollen sind ebenfalls schnell gewechselt. Was nicht mehr zu verwenden ist, bleibt liegen. Unterschätzen Sie die Laoten nicht. Sie sind keine Analphabeten. Sie haben selbst Panzer, und sie wissen damit umzugehen. Wussten Sie das nicht?«

Kobukiri nickte. »Wohin verschwinden sie?«

Duong lächelte müde. »Wenn ich ein Laote wäre, der in diesem Gebiet zu Hause ist, könnte ich es Ihnen sagen. Aber ich bin aus Saigon.« Er hob den Arm. Die Kolonne setzte sich in Bewegung.

Unten im Wagen sagte Duong zu Kobukiri: »Wir werden noch fünf oder sechs solchen Schrotthaufen begegnen, dann ist es soweit.«

»Und unser Wagen ist das Spitzenfahrzeug?«

»Ja.«

»Wäre es nicht besser, wenn Sie einen anderen Wagen vorausfahren ließen?«

»Nein«, sagte Duong entschieden. »Es hätte wenig Zweck. Sie verwenden leichte Minen. Sie wollen möglichst viel von unserem Material intakt erbeuten. Verständlich. Und wenn uns nicht die Minen erwischen, dann erwischen uns die Kalaschnikows. Kennen Sie die?«

»Sowjetische Maschinenpistolen?«

Duong nickte. Er griff hinter sich und gab Kobukiri einen Stahlhelm. »Setzen Sie ihn auf. Er schützt ein wenig vor Kopfverletzungen. Das ist alles, was ich Ihnen an Sicherheit bieten kann.«

Sie fuhren weiter. Duong schwieg. Kobukiri begann zu bereuen, dass er nicht doch den Rat des Hauptmanns befolgt hatte und kurz hinter Ban Dong wieder ausgestiegen war. Er merkte, wie es in dem engen Fahrzeug immer heißer wurde. Der Schweiß durchnäßte seine Kleidung. War es nur die Hitze?

...

Als sie an dem zweiten Wrackhaufen vorbeigekommen waren, erkundigte sich Kobukiri zögernd bei Duong: »Hauptmann, sagen Sie mir eines, warum bricht nicht eine stärkere Abteilung Ihrer Truppen von Ban Dong auf, um vorzustoßen? Eine Abteilung, die so stark ist, dass man sie nicht mehr so einfach aufreiben könnte?«

»Weil eine solche Abteilung nicht aus Ban Dong herauskäme«, erwiderte Duong gelassen. »Wir haben es einmal versucht. Jede Kolonne, die stärker als zwei Dutzend Fahrzeuge war, wurde sofort aus den Hügeln mit derart massiertem Granatwerferfeuer eingedeckt, dass sie bereits in Ban Dong liegenblieb.«

»Und warum greifen Sie nicht die Stellungen in diesen Hügeln an?«

»Weil wir dann zwischen diesen Hügeln etwa ein Vierteljahr kämpfen müßten, bis wir sie für etwa eine Woche in unserem Besitz hätten.«

»Also ist das ganze Unternehmen ein Fehler?«

»Ich sagte Ihnen bereits, es ist kein Fehler«, belehrte ihn Duong. »Es ist Idiotie.«

»Verstehe ich Sie recht, wenn ich aus dem, was Sie sagen, den Schluß ziehe, dass die ARVN an der Straße Neun in einer einzigen großen Falle sitzt, Hauptmann?«

Duong legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn ohne die Spur eines Lächelns an. Sie hatten soeben den dritten Schrotthaufen passiert. »Sie haben mich absolut richtig verstanden, Mister Kobukiri«, sagte er. »Wir sind in einer Falle, und wir verkünden, dass wir die entscheidende Schlacht dieses Krieges schlagen.«

»Danke.«

»Wofür?«

»Für Ihre Offenheit, Hauptmann.«

Duong überlegte eine Weile, dann sagte er langsam: »Verwechseln Sie die präzise Erläuterung der taktischen Gefechtslage bitte nicht mit dem Phänomen, das man bei der Beurteilung des menschlichen Charakters mit Offenheit bezeichnet, Mister Kobukiri. Wenn ich wirklich offen zu Ihnen wäre, und ich hätte das Glück, das nächste Gefecht zu überleben, dann hätte ich vermutlich ein Kriegsgerichtsverfahren vor mir. Ich verzichte auf die Offenbarung dessen, was ich wirklich von diesem Krieg denke. Deshalb.«

»Also glauben Sie daran, dass wir eine Chance haben?« Duong griff nach einem Schnellfeuergewehr, das hinter ihm stand. Er überprüfte das Magazin und lud es durch, dann stellte er den Hebel auf Dauerfeuer und sicherte es. Er sah Kobukiri an und sagte in einem Ton, der andeutete, dass er dieses Gespräch nicht weiter fortzusetzen gedachte:

»Ich wäre kein Soldat, Mister Kobukiri, wenn ich nicht wenigstens versuchen würde durchzukommen. Wenn es losgeht, halten Sie sich möglichst dicht bei mir auf. Ich werde versuchen, Ihnen zu helfen.«

Dann rief er über sein Sprechgerät einen Wagen nach dem anderen an. Er befahl, die Schusswaffen bereitzuhalten. Kobukiri sah auf seine Uhr. Es war fünfzehn Uhr, noch knapp drei Stunden bis zum Einbruch der Nacht.

Zehn Kilometer vor Tchepone beschrieb die Straße einen riesigen Halbkreis, um dann wieder in die alte Richtung einzuschwenken. Sie wich hier einem an der linken Seite liegenden tiefen Tal aus. Das Tal war grün, es machte einen idyllischen Eindruck. Kein Wald, nur hohes, saftiges Gras, das die Sonne noch nicht hatte ausdörren können, weil es in diesem Tal nicht nur den Tchepone-Fluss gab, sondern noch eine Anzahl kleinerer Wasserrinnale. Kobukiri erhob sich ebenfalls, als der Hauptmann über die Panzerung spähte und das Tal betrachtete. »Schön«, sagte Duong. Dann griff er nach dem Sprechfunkgerät und befahl der Kolonne zu halten.

Etwa dort, wo die Straße aus dem weiten Halbkreis wieder in die alte Richtung einschwenkte, blieben sie stehen. Sofort sprangen von den Wagen einzelne Männer, die zur linken Seite in dem leicht ansteigenden Gelände verschwanden, das mit niederem Buschwerk bewachsen war. Sie sicherten die Fahrzeuge gegen Überraschungen ab, zumindest versuchten sie das. Kobukiri sah zu, wie sich unter dem Befehl Duongs die Soldaten zu mehreren kleineren Gruppen formierten. Sie trugen ihre Handfeuerwaffen, Minensuchgeräte, die dickläufigen »Elefantenbüchsen«, aus denen Gas verschossen wurde, leichte Maschinengewehre und Blechkästen mit Munition.

Der Plan Duongs war einfach. Er rechnete damit, dass spätestens einen Kilometer hinter der Stelle, an der sie jetzt hielten, der nächste Überfall geplant war. Er hatte auf seiner Karte alle Stellen verzeichnet, an denen Kolonnen zerschlagen worden waren. Wenn die Laoten auch nur ungefähr den bisherigen Abstand einhielten, musste seine Rechnung aufgehen. Er ließ die M 113 vorausfahren. Sie waren nur noch mit den Fahrern und den beiden Soldaten besetzt, die jeweils

das überschwere Maschinengewehr bedienten, das auf die Wagen montiert war. Die Besatzungen würden in einigem Abstand hinter der Fahrzeugkolonne hermarschieren und den Überfall erwarten. Sie sollten erst dann eingreifen, wenn die laotischen Soldaten glauben mussten, sie hätten die Kolonne bereits im Griff.

Kobukiri hielt sich neben dem Hauptmann, als sie aufbrachen. Er filmte die Vorbereitungen des Manövers, und er machte Aufnahmen von Duong. Der Hauptmann wirkte sicher und gelassen. Kobukiri beobachtete ihn und versuchte immer wieder, sich darüber klar zu werden, was er von dem Mann halten sollte.

Aber Duong war nicht so einfach zu durchschauen. Er ging mit Kobukiri zusammen ziemlich am Schluß der letzten Kolonne seiner Soldaten. Kobukiri hielt das nicht für Feigheit, denn er begriff, dass ein Kommandeur nicht bereits beim ersten Feuerwechsel fallen durfte, und das würde er bestimmt, wenn er an der Spitze marschierte. Außerdem traute er Duong subjektiv keine Feigheit zu. Er hielt ihn für einen Mann, der intelligent genug war, seine fragwürdige Position in dieser Auseinandersetzung zu erkennen, der aber nicht die Entschlußkraft aufbringen konnte, das zu tun, wozu es ihn eigentlich drängte.

Nach einer Weile verloren sie die Fahrzeuge aus den Augen. Die Straße führte wieder in einen Wald. Hier war sie nur noch wenige Meter breit. Die weit ausladenden Äste der Bäume zu beiden Seiten verdeckten den Himmel. So war es für die Männer bereits ziemlich dunkel, während über dem Wald, durch den sich die Straße schlängelte, noch die Sonne stand.

Der Überfall kam so plötzlich, dass selbst Duong für Sekunden wie gelähmt stehenblieb, nicht fähig, sich auch nur hinzuwerfen. Unter der linken Kette des Führungsfahrzeugs detonierte eine Mine. Da die Straße zu schmal war und das Führungsfahrzeug quer zur Fahrtrichtung stand, konnten die

weiteren Wagen nicht daran vorbei. Sie blieben so stehen, wie sie gefahren waren, und aus ihren Maschinengewehren ergoss sich ein Strom von Geschossen in das Gelände zu beiden Seiten der Straße. Das hatte Duong für diesen Fall so befohlen, und sein Befehl wurde genau ausgeführt.

Minutenlang geschah nichts. Erst als an einigen Maschinengewehren die Magazine gewechselt werden mussten, gab es am Ende der Kolonne eine heftige Explosion. Aus dem Gebüsch war eine Panzersprenggranate abgefeuert worden, aus nur geringer Entfernung. Sie zerriß den letzten Wagen. Ein Strom brennenden Benzins lief bis zum Straßenrand. Die Fahrer der übrigen Wagen taten das, was ihnen Hauptmann Duong für diesen Fall eingeschärft hatte: Sie warfen Nebelgranaten, die in Sekunden die ganze Kolonne in dichte graue Schleier hüllten. Dann griffen die MG-Schützen zu den Handgranaten und MPis, denn Duong hatte ihnen gesagt, dass der Gegner durch den Qualm auf die Fahrzeuge zukommen würde. Die Schützen blieben auf den Wagen. Sie hatten den strengen Befehl, nicht abzuspringen. Aber die Soldaten der Befreiungsarmee kamen nicht. Es fiel überhaupt kein Schuss mehr.

Duong lauschte lange, bevor er seinen Soldaten, die am linken Straßenrand in Deckung gegangen waren, den Befehl gab, im Unterholz, etwa fünfzig Meter von der Straße entfernt, vorzugehen. Er konnte sich nicht erklären, weshalb vorn bei den Fahrzeugen kein Schuss mehr fiel, aber er versuchte trotzdem, seinen ursprünglichen Plan durchzuführen: Er rechnete damit, dass die laotischen Soldaten aus Positionen in Sichtweite der Straße operierten und dass er sie aus dem Rücken angreifen konnte, während sie mit den Fahrzeugen beschäftigt waren. Es hätte sein können, dass er damit Erfolg gehabt hätte; aber auf der Karte des Hauptmanns waren die Plätze nicht eingezeichnet, an denen die Amerikaner in den Tagen der Invasionsvorbereitung mit Napalm zu beiden Seiten

der Straße »Lücken« in den Wald gebombt hatten.

Duong, der jetzt an der Spitze seiner Soldaten ging, blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. Vor ihm hörte der Wald gleichsam auf. Ein weiter Kahlschlag, verursacht durch eine Serie Napalmkanister, tat sich auf. Hier gab es nur noch vereinzelt verkohlte Baumstümpfe, der Rest war Asche. Duong biß sich wütend auf die Lippe. Er wusste, dass er verloren hatte. Er konnte, wenn er über den Kahlschlag hinwegblickte, bereits die Qualmwolke erkennen, in der sich die Fahrzeuge befanden. Dort war es still.

Sofort begriff Duong, dass der Gegner an dieser Stelle seine Taktik der von den Amerikanern geschaffenen Veränderung der Natur angepaßt hatte. Es gab keinen Zweifel: Die laotische Sicherungskette lag auf der anderen Seite der Straße, dort, wo der Wald noch stand. Und ihre taktische Reserve war weit links postiert, wo der riesige Kahlschlag endete und der Wald wieder begann. Es konnte sich nur noch um ein paar Minuten handeln, bis die Entscheidung fallen würde.

Er versuchte das Letzte, obwohl er wusste, dass es sinnlos war. Er rief über das Sprechfunkgerät die Fahrer an und befahl, dass jeder zweite Wagen sein Maschinengewehr nach links richte, auf den Wald jenseits des Kahlschlags, während die anderen sich gegen die Angreifer verteidigen sollten, die vermutlich von der rechten Seite kämen. Die Maschinengewehre sollten seinen Soldaten Feuerschutz geben, die versuchen würden, über den Kahlschlag hinweg bis zur Straße zu gelangen. Dann mussten die Reserven des Gegners, wenn sie überhaupt eingriffen, über den Kahlschlag kommen, und man hatte sie im Visier der Maschinengewehre.

Kobukiri sah, wie Duong die Soldaten mit einem kurzen Befehl ausschwärmen ließ. Schon wollte er den Männern folgen, da hielt ihn Duong zurück. »Sie bleiben bei mir!« Eine Minute verging. Duong starrte nervös auf die Qualmwolke, die immer noch zäh um die Wagen waberte. Noch eine weitere

Minute, und seine Soldaten würden am linken Straßenrand sein.

Sie hasteten über die verbrannte Fläche. Von den Wagen kam kein Schuss. In dem Augenblick, als sich Duong erhob, gab es ganz plötzlich an den Wagen kurz hintereinander eine Serie von Explosionen. Kobukiri konnte nicht sehen, was dort in der Qualmwolke geschah, aber Duong drückte ihn sofort zu Boden und sagte heiser: »Aus!« Er blieb liegen. Während Kobukiri versuchte, die Männer zu filmen, die in großen Sprüngen über die verkohlte Fläche zur Straße hin sprangen, kamen von weit links, aus der Gegend, die hinter der Napalmbrandstätte lag, die dumpfen, grollenden Abschüsse von Granatwerfern. Kobukiri preßte sich an den Boden und lauschte auf das Gurgeln der Granaten.

Die Wurfgranaten fielen dort herab, wo Duongs Soldaten vorgingen, schlugen zwischen den vorwärts springenden Gestalten ein, mähten sie zu Boden und warfen kleine, schwärzliche Fontänen auf. Gleichzeitig gab es an den Wagen noch einige Explosionen, und dann begannen die Flammen der brennenden M113 den Qualm aufzureißen. Die Fahrzeuge bestanden nur noch aus geborstenem, sich unter den Flammen des brennenden Benzins krümmendem Metall. Schüsse fielen dort nicht.

Dafür begannen vom Rande der Napalmbrandstelle aus mehrere Maschinengewehre zu schießen. Sie hielten die Soldaten Duongs am Boden, mitten in der Asche und in dem verkohlten Astwerk. Immer, wenn der eine oder andere versuchte aufzuspringen, faßte ihn eines der Maschinengewehre. Es dauerte zehn Minuten, bis nur noch etwa zwei Dutzend Soldaten übrig waren. Sie blieben demoralisiert liegen und warteten darauf, dass die Gegner kamen. Sie würden sich nicht mehr wehren. Die meisten würden aufstehen und die Hände heben. Es gab keine andere Chance. Kobukiri stellte fest, dass die Granatwerfer nicht mehr

schossen. Er hob den Kopf und sah Duong an. Der zuckte nur mit den Schultern und sagte leise: »Schluß.«

»Was tun wir?« wollte Kobukiri wissen. Es war kein angenehmer Gedanke, hier gefangengenommen zu werden. Gewiss, man würde seinen Status als Korrespondent respektieren. Trotz der Propagandamärchen, die die Saigoner Presseoffiziere verbreiteten, hatte sich längst herumgesprochen, dass man auf der Seite der Befreiungskräfte zivile Nichtkombattanten weder tötete noch schlecht behandelte. Wo immer ein Reporter in ihre Hände geraten war, hatte man ihn nach einer gewissen Zeit wieder entlassen. Man hatte den Leuten nicht einmal ihre Fotoapparate abgenommen, hatte ihnen ihre Aufzeichnungen belassen, ihre belichteten Filme, es war ihnen nur nicht gestattet gewesen, Aufnahmen zu machen. Trotzdem schreckte Kobukiri vor diesem Gedanken zurück. Duong beobachtete den Kahlschlag aufmerksam. Es schien, als ließe sich der Gegner Zeit.

»Kommen Sie!« forderte er Kobukiri auf. Sie krochen zurück, weiter in den Wald. Sie waren bereits mehrere hundert Meter von dem Kahlschlag entfernt, als sie die Schüsse aus den Handfeuerwaffen hörten. Duong verhielt und lauschte. Nach einer Weile sagte er zu Kobukiri: »Es scheint so, als würden meine Leute das einzig Vernünftige tun, was sie in ihrer Lage tun können.«

»Die Hände heben?«

Duong sah ihn an. Sie waren mitten im dichten Wald, ein paar Dutzend Meter von der Straße entfernt. Hier schien es keine laotischen Soldaten zu geben. Sie hatten sich auf die Stelle konzentriert, an der sie den Überfall vorbereitet hatten. »Mister«, sagte Duong leise, »ich habe jeden dieser Soldaten gekannt. Die meisten sind jetzt tot. Würden Sie es lieber sehen, wenn die Übriggebliebenen Selbstmord verübten?«

Kobukiri schwieg. Der Hauptmann hatte recht. Trotzdem fragte er ihn: »Und warum sind Sie nicht auch einfach auf

diesen Kahlschlag hinausgegangen und haben die Hände gehoben?«

Duong nickte: »Ich habe diese Frage erwartet, Mister. Ich werde sie Ihnen wahrheitsgetreu beantworten, denn ich weiß noch nicht, ob wir beide hier jemals lebend herauskommen. Hören Sie meine ehrliche Meinung: Ich bin froh über jeden einzelnen dieser Burschen, der überlebt. Ich selbst will auch überleben. Es gibt an diesem Krieg nichts, wofür es sich zu sterben lohnte, jedenfalls nicht für mich. Ich glaube, dass man sich mit den Menschen, die uns gegenüberstehen, einigen kann. Deshalb.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Kobukiri, obwohl es ihn doch überraschte, dass der Hauptmann so offen zu einem Fremden sprach. »Aber glauben Sie, dass man Ihnen gestatten wird, nach dieser Einsicht zu handeln? Ich meine - vorausgesetzt, Sie kommen hier heraus und sind eines Tages wieder Kommandeur?«

Duong zuckte die Schultern. Nach einer Weile sagte er: »Wenn ich jetzt die Hände gehoben hätte, wäre der Krieg für mich zu Ende. Ich bin der Meinung, ich leiste meinem Land einen besseren Dienst, wenn ich nach Saigon zurückgehe.«

»Man würde Sie dort an die Wand stellen, wenn Sie Ihre Meinung so offen sagten, wie Sie es eben mir gegenüber getan haben, Hauptmann.«

»Das weiß ich«, erwiderte Duong. »Trotzdem werde ich diese Meinung nicht aufgeben. Patriotismus ist in unserem Land nicht identisch mit der Bekämpfung der Vietcong. Patriotismus wird sich dadurch erweisen, dass man aufhört, als Vietnamese gegen Vietnamesen zu kämpfen, und zwar für Interessen, die nichts mit Vietnam zu tun haben.«

Er sah Kobukiri an, als erwarte er Widerspruch, aber der Japaner widersprach ihm nicht. Das Gewehrfeuer hinter ihnen erstarb. Es gab keine Detonationen mehr. Stille breitete sich aus.

»Wenn es Sie beruhigt«, sagte Kobukiri, »ich will Ihnen gern versichern, dass alles, was Sie mit mir besprochen haben, unter uns bleibt, Hauptmann.«

Duong lächelte nur. Er wirkte plötzlich zermürbt. Sein maßgeschneiderter Tarnanzug war beschmutzt und durchgeschwitzt. Seine Hände, mit denen er das automatische Gewehr hielt, zitterten leicht. Er erhob sich und blickte sich um. Nirgendwo war auch nur ein Geräusch, das eine Gefahr angedeutet hätte. Duong schlug seine Kartentasche auf und bezeichnete den Punkt an der Straße, an dem sie jetzt waren.

»Hier«, sagte er. »Zehn Kilometer vor Tchepone. Und hier - fünf Kilometer südwestlich, mitten im Wald, auf der Höhe Siebenhundertachtundvierzig, gibt es den nächsten Stützpunkt unserer Truppen.«

»Sophia?« erkundigte sich Kobukiri. Man hatte die Hügelstützpunkte südlich der Straße Nr. 9 mit den Vornamen bekannter Filmschauspielerinnen versehen.

»Ja, Sophia.« Duong faltete die Karte zusammen, steckte sie wieder in die Tasche, und dann brachen die beiden Männer in Richtung Südwest auf. Duong besaß einen Marschkompaß, der ihnen half, die Richtung im unübersichtlichen Gelände wenigstens einigermaßen einzuhalten. Sie schlugen sich durch den Wald, der immer wieder von kahlen Flächen unterbrochen war, wo die Amerikaner Bomben abgeworfen hatten. Duong erwies sich als umsichtiger Führer. Er brachte es fertig, mit Kobukiri zusammen an mehreren Stellungen laotischer Flak vorbeizukommen, ohne dass man sie bemerkte. Er vermied ausgetretene Pfade und hielt oft an, um manchmal eine halbe Stunde nur zu lauschen, auf Tierlaute und andere ferne Geräusche, die Aufschluß geben konnten, ob Menschen in der Nähe waren.

Die Nacht verbrachten sie im Unterholz. Sie konnten kein Feuer anmachen, ja sie wagten nicht einmal zu rauchen. Gegen Ende des nächsten Tages begann das Gelände plötzlich

anzusteigen. Duong kletterte auf einen Baum und konnte den Gipfel des Hügels sehen. Es war »Sophia«, sie hatten das Ziel gefunden. Eine Ansammlung von Betonklötzen, dahinter Geschütze und Bedienungsmannschaften. Einige Granattrichter ließen darauf schließen, dass der Stützpunkt bereits einmal beschossen worden war.

»Vorsicht«, mahnte Duong, als er wieder zu Kobukiri herabstieg. »Sie müssen hier irgendwo sein. Auch wenn man sie nicht sieht - sie haben diese Hügelstellungen ebenso wie die Straße mit einem unsichtbaren Ring umgeben. Warten wir die Nacht ab.«

Sie ruhten aus, bis es dunkel wurde. Von der Hügelkuppe stiegen in regelmäßigen Abständen Leuchtkugeln auf. Hubschrauber erschienen und flogen wieder ab. Eine zweimotorige Maschine warf nach Mitternacht große Leuchtbomben, die sehr hell und sehr lange brannten und den Hügel in blendendweißes Licht tauchten. Duong und Kobukiri, die gegen Mitternacht aufgebrochen waren, um die Kuppe zu erreichen, fanden wenig später einen Pfad, der so ausgetreten war, dass Duong ihn sofort als Nachschubpfad der Befreiungstruppen erkannte. Sie verließen ihn, folgten aber seinem Verlauf ein Stück, bis sie plötzlich beinahe über die erste laotische Artilleriestellung stolperten.

Sie hätten sie nicht entdeckt, wenn nicht ein paar Soldaten der Befreiungstreitkräfte im Schutze der Dunkelheit damit beschäftigt gewesen wären, neu angekommene Munition in der Nähe der Geschütze unterzubringen. Die Geschütze waren völlig eingegraben. Nur die Mündungen der Rohre ragten jeweils ein paar Zentimeter aus der Tarnung heraus.

Die Tarnung bestand aus Holz, auf das abgefallenes Laub geschichtet war. Man würde die Geschütze binnen weniger Sekunden davon befreien und schießen können. Duong machte nicht den Versuch festzustellen, wie viele Rohre auf den Hügel gerichtet waren. Es genügte ihm zu sehen, dass der Gegner

nicht daran dachte, »Sophia« so einfach hinzunehmen.

Die Laoten hatten um den Stützpunkt kein Grabensystem angelegt. Die Soldaten übernachteten in Einmannlöchern. Es war zu spüren, dass sie nicht die Absicht hatten, einen Angriff vom Hügel aus abzuwehren. Sie warteten auf den Befehl zum Sturm. Es waren mehrere hundert Soldaten, die allein Duong ausmachte. Sie hatten zwar Posten aufgestellt, aber sie wussten wohl, dass die Saigoner Soldaten dort auf der Kuppe froh waren, wenn man sie in Ruhe ließ, und dass sie keinesfalls in der Nacht den Versuch wagen würden, herabzukommen. Außerdem erhellten sie die Abhänge unablässig mit Leuchtkugeln.

In einer vom Regenwasser ausgewaschenen Rinne krochen Duong und Kobukiri aufwärts, nachdem sie den Ring der schlafenden laotischen Soldaten überwunden hatten. Sie krochen langsam, und sie mussten immer wieder ganz still liegenbleiben, wenn die Leuchtkugeln die Gegend in kaltes Licht tauchten. Erst gegen Morgen gelang es ihnen, schneller vorwärtszukommen. Da waren sie bereits kurz vor der Kuppe, und Duong machte zum erstenmal den Versuch, die Soldaten auf dem Hügel anzurufen. Er bekam Antwort. Ein Feuerstoß fegte an ihm vorbei, hügelabwärts. Dann folgte eine Leuchtkugel.

Die Soldaten auf der Hügelkuppe vermuteten eine List des Gegners. Sie glaubten nicht, dass der Mann, der sie aus der Wasserrinne anrief, ein Hauptmann der ARVN sei. Erst als Duong mit ungewöhnlich scharfer Stimme schrie, dass man sich gefälligst bei seinem Regiment in Ban Dong erkundigen solle, ob sein Konvoi auf der Straße Nr. 9 aufgerieben worden sei oder nicht, und ob es einen japanischen Filmreporter mit dem Namen Kobukiri gäbe, der mitgefahren sei, hörte das Feuer auf. Es entstand eine Pause, in der sich die Posten wohl berieten, und schließlich meldete sich ein Artillerieoffizier, der Duong aufforderte, mit erhobenen Händen aus der Wasserrinne

herauszukommen.

Er konnte sich ausweisen, und man beglückwünschte ihn zu seiner Rettung. Kurz danach forderte man Kobukiri auf, ebenfalls heraufzukommen. Er brauchte die Hände nicht mehr über den Kopf zu heben. Er brachte seine Kamera mit und auch die bereits belichteten Filme, von denen er sich nicht getrennt hatte. Der Kommandeur der Artilleristen auf der Höhe 748 nahm die beiden mit in seinen Bunker und bot ihnen Essen und Trinken an. Sie wuschen sich, und dann schliefen sie, während draußen der Tag anbrach.

Die Soldaten auf dem Hügel wussten, dass die Befreiungskräfte einen Belagerungsring gebildet hatten; doch sie vertrauten auf die Hubschrauber, die in regelmäßigen Abständen kamen und immer noch Material zum Ausbau der Stellung brachten, Munition und auch neue Geschütze.

Duong und Kobukiri schliefen bis gegen Mittag. Der schmetternde Schlag einer mitten in der Stellung krepierenden laotischen Granate weckte sie. Es war das Geschoss einer 105-mm-Haubitze, und seine Splitter verwundeten fünf Artilleristen, die im Schutze der Betonklötze beieinander saßen und pokerten. Es blieb bei diesem einen Geschoss. Als Duong den Bunker verließ und sich an den Artilleriekommandeur wandte, sagte dieser düster: »Sie nehmen Maß.«

»Schießt ihr zurück?«

»Gegen Abend«, sagte der Artillerist. »Damit sie bis in die Nacht hinein zu tun haben. Aber ich glaube nicht, dass es viel hilft. Wir wissen nicht, wo unsere Ziele liegen.«

Dann sah er auf seine Armbanduhr und sagte zu Duong:

»Wir haben Nachricht aus Ban Dong. Der nächste Hubschrauber soll euch mitnehmen. Nach Khe Sanh.«
»Danke«, sagte der Hauptmann.

Der Artilleriekommandeur blickte durch sein Glas hügelabwärts und brummte mißmutig: »Alles wie tot da unten. Aber sie sind da. Wenn sie loslegen, dann haben wir keine

Chance.«

Duong sah ihn überrascht an, aber er sagte nichts. Er sah sich nach Kobukiri um, der in der Stellung filmte. Als er ihn ausfindig gemacht hatte, teilte er ihm mit, dass es zurück nach Khe Sanh ginge.

Sie kamen am Wochenende dort an. Kobukiri trennte sich von Duong mit einem Händedruck. Der Hauptmann warf ihm nur einen vielsagenden Blick zu, dann drehte er sich um und ging davon.

Kobukiri, der noch am Abend desselben Tages an der Pressekonferenz teilnahm, die der Sprecher des Generals Lam abhielt, runzelte verwundert die Stirn, als er hörte, dass um ein Uhr in der vergangenen Nacht die Stadt Tchepone von den Truppen der ARVN nach harten Gefechten eingenommen worden sei. Er meldete sich nicht zu Wort. Erst als die Konferenz zu Ende war, suchte er den Oberst der Public-Relations-Abteilung der »America 1«-Division auf, an den er in Khe Sanh zuerst geraten war. Er fand ihn in seinem Zelt damit beschäftigt, die Uniform zu wechseln. Der Oberst erkannte ihn wieder, und er wusste bereits, was Kobukiri erlebt hatte. Er verwies ihn an eine Flasche Whisky, die in einem Kübel stand, mit der einladenden Bemerkung: »Trinken Sie einen auf Ihre Rettung!«

Kobukiri sagte verlegen: »Herr Oberst, ich danke. Aber ich glaube, ich vertrage noch keinen Alkohol nach dieser Reise. Darf ich Sie etwas fragen, Sir?«

»Fragen Sie!«

»Ich höre, dass Tchepone genommen ist. Kann ich dorthin?«

Der Oberst knöpfte sich seelenruhig die Hose zu und musterte den Japaner. »Wie weit vor Tchepone hat es Sie erwischt?«

»Zehn Kilometer.«

»Wollen Sie das noch einmal erleben?«

»Nein. Aber ich möchte das eroberte Tchepone filmen, Sir.«

»Wollen Sie nicht lieber doch einen Whisky trinken?«

»Kann ich hinfliegen?«

Der Oberst legte seinen Rock an. Er lächelte. Der Japaner gefiel ihm. Ein Bursche, der nicht nachgab. Was sagte man so einem?

»Hören Sie mal«, begann er, während er in einen Spiegel sah und sein Haar glattstrich. »Schlafen Sie lieber. Wir haben noch keine Fluglinie nach Tchepone.«

»Wie soll ich das verstehen, Sir?«

»Wie ich es sage, Mann!«

»Aber - ich denke, Tchepone ist genommen? Wird denn nicht Nachschub dorthin geflogen, Sir?«

Der Oberst lachte. »Gehen Sie zu General Lam, der wird Ihnen erklären, dass man in Tchepone soviel Kriegsmaterial erbeutet hat, dass sich ein Hinfliegen völlig erübrigt.«

»Ich verstehe nicht...« sagte Kobukiri.

Der Oberst holte tief Luft. Er legte sein Leinwandkoppel um und setzte die Mütze auf. Er war auf dem Weg zu einem gemütlichen Abend in der Offizierskantine. »Ich verstehe auch nicht«, sagte er zu Kobukiri. »Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

Da begriff Kobukiri. Er nickte. »Deutlich genug, Sir.«

»So«, beschloss der Oberst die Unterhaltung. »Nun legen Sie sich hin und schlafen Sie. Kommen Sie morgen zu mir, wenn Sie irgendwohin fliegen wollen. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf - vergessen Sie Tchepone. Und machen Sie mich nicht für Nachrichten verantwortlich, die General Lam herausgibt! Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

»Danke, Sir«, sagte Kobukiri. »Nichts.« Er legte sich nicht schlafen, sondern ging in das Zelt, das der Oberst ihm bei seiner Ankunft zugewiesen hatte. Hier begann er den Text zu den Aufnahmen zu entwerfen, die er in den letzten Tagen gemacht hatte. Am nächsten Morgen rief er seinen Assistenten Ozawa in Saigon an. Der kam mit der nächsten Maschine, um

das Material abzuholen. Ozawa hörte sich den Text an, den Kobukiri auf sein kleines Tonbandgerät gesprochen hatte. Als er zu Ende war, hob er erstaunt den Kopf und fragte: »Wie ist das mit Tchepone? Ich denke, sie haben es genommen? Associated Press hat das bereits am Sonnabend in seinem Nachrichtendispatch herausgefunkt. Das war am sechsten März. Heute haben wir den neunten März. Ist dir das entgangen, Chef?«

»Es ist mir nicht entgangen«, sagte Kobukiri.

»Also - haben sie es nun genommen oder nicht?« Ozawa tippte sich an die Stirn. »Was ist das für eine Idiotie? Associated Press meldet, es ist genommen, Reuter meldet, es ist genommen. Nach zwei Tagen dementiert Reuter. Danach meldet AFP, es wäre ohne nennenswerten Widerstand genommen worden, später dementiert AFP ebenfalls. Was soll man eigentlich glauben?«

»Sie haben es nicht genommen«, sagte Kobukiri. »Und wir werden die einzige Gesellschaft sein, die auf General Lams Falschmeldung nicht hereingefallen ist.«

»Na schön«, Ozawa gab sich zufrieden. »Und was ist, wenn dich General Lam wegen Verbreitung falscher Nachrichten von hier wegjagt?«

»Dann würde er eine Menge Leute von hier wegjagen müssen.«

»Wie du meinst«, sagte Ozawa. Die Sache war heiß, aber sie war gut. Und das Risiko trug schließlich Kobukiri selbst. »Dann fliege ich mit der nächsten Maschine zurück und lanciere dein Material aus Saigon heraus, so schnell es geht.«

Kobukiri blieb in Khe Sanh. Es war nicht nur die offensichtliche Lüge über die Einnahme Tchepones durch die ARVN, die ihn immer nachdenklicher machte. Die ganze Offensive war steckengeblieben.

Er hatte es selbst gesehen. Man besaß ein paar isolierte Stützpunkte in Laos, und man stand in Ban Dong. Das war

alles, was wirklich erreicht worden war. Die Verluste stiegen an. Seit der letzten Februarwoche kehrten die amerikanischen Hubschrauber zu Dutzenden nicht von ihren Flügen über Laos zurück. Die Befreiungskräfte setzten ihre Flak ein und überraschten den Gegner mit einer so klug gestaffelten Abwehr, dass es unter den US-Piloten bereits Erscheinungen von Meuterei gab. Wenn man sich in Khe Sanh umsah, merkte man, dass die Transportstaffeln alle Hände voll zu tun hatten, um die Toten abzutransportieren, die in hellen grünen Plastiksäcken zu Hunderten aus Laos gebracht wurden.

Aus Laos selbst kamen bestürzende Nachrichten. Bei Muong Phalane, einem Ort auf halbem Wege zwischen Tchepone und der Grenze zu Thailand am Mekong, hatten Truppen der Vientianer Regierung und ein paar Gruppen von Meo-Banditen, die die CIA ausgebildet hatte, einen Entlastungsangriff in Richtung Osten versucht. Aber die Pathet Lao war wohl auf ein Manöver dieser Art vorbereitet gewesen, denn sie hatte die gegnerischen Kräfte noch vor ihrer Entfaltung so zerschlagen, dass es bereits Mitte Februar westlich von Tchepone, entlang der Straße Nr. 9, kaum noch nennenswerte Einheiten der Vientianer Armee gab. Ortschaften, die bis zu fünfzig Kilometer südlich von Phalane lagen, wurden befreit, und bei diesem Stoß nach Süden wurde die letzte noch einsatzfähige Truppe der Vientianer in diesem Gebiet, die 33. Motorisierte Brigade, südlich der Ortschaft Muong Phine völlig aufgerieben. Aus der Stagnation, in die die ganze Laosoperation der ARVN geraten war, entwickelte sich langsam ein unentwirrbares Chaos von Rückzügen und Einkreisungskämpfen.

Kobukiri erfuhr von einem australischen Reporter, dass der Kommandierende General Hoang Xuan Lam, der immer noch die Ansicht verbreitete, der Sieg wäre in greifbarer Nähe, bereits Mitte Februar von seinem Posten abgelöst werden sollte. Saigon hatte das angeordnet, weil die Aktion um diese

Zeit bereits steckengeblieben war und Lam keinen Ausweg aus der Misere wusste. Aus Kambodscha, wo er das Kommando über eine Einheit von Saigoner Invasionstruppen führte, wurde als Nachfolger für Lam General Do Cao Tri nach Khe Sanh beordert. Aber er kam nicht dazu, Lam abzulösen. Das Flugzeug, mit dem er Kambodscha verließ, stürzte über der Provinz Tay Ninh ab. Bis heute wusste niemand, aus welchem Grund. Aber es gab Reporter, die andeuteten, General Lam selbst würde den Grund schon kennen.

Immerhin verfügte er über ziemlich weitverzweigte Beziehungen im Saigoner Militärapparat. Kobukiri hätte gern noch einmal mit Hauptmann Duong gesprochen und ihn um seine Meinung gefragt. Er hatte lange über den Offizier nachgedacht, mit dem er von »Sophia« zurückgekehrt war. Wenn Ideen, wie sie dieser Hauptmann Duong hatte, um sich griffen, dann konnte in Vietnam eine völlig neue Situation entstehen. Kobukiri wollte schon aus beruflichen Gründen einer der ersten sein, der sich darauf einstellte. Duong aber war nicht aufzufinden. Es hieß, er sei nach Saigon zurückbeordert worden, dann wieder erklärte man Kobukiri, der Hauptmann sei in Ban Dong, wo er das Kommando über eine neue Einheit übernommen habe. Jedenfalls verlor sich seine Spur für immer.

General Lam kam in den Pressekonferenzen, die er selbst für die nun in Khe Sanh anwesenden Korrespondenten abhielt, nicht mehr auf Tchepone zurück. Er vermied es, die Stadt zu erwähnen. Wenn irgendein Korrespondent eine Frage an ihn stellte, die darauf abzielte, dann beantwortete er sie mit dem stereotypen Hinweis: »Die Einnahme von Tchepone ist nicht von besonderer Bedeutung für uns.« Einige Tage später modifizierte er diese Feststellung, indem er sagte: »Die Einnahme von Tchepone ist deshalb von geringer Bedeutung für uns, weil es dort so gut wie nichts einzunehmen gibt.«

Einem Reporter von AFP, der daraufhin eine präzise Antwort verlangte, ob denn Tchepone nun tatsächlich

eingenommen sei oder nicht, gab der General keine Antwort mehr. Er wandte sich an die übrigen Teilnehmer der Pressekonferenz und bat um weitere Fragen. Doch auch die brachten ihn nicht in die Lage, die Laosoperation in einen Erfolg umzulügen, denn inzwischen war aus den Erzählungen der Hubschrauberpiloten und der verletzt geborgenen Soldaten des 21. Rangerbataillons und der 3. Luftlandebrigade bekannt geworden, dass die Nordfront des Laosunternehmens so gut wie zusammengebrochen war.

Die wichtigsten Stützpunkte auf den Höhen zwischen La Tuong und Chaki existierten nicht mehr. Sie waren Mitte Februar bereits von den Streitkräften der Pathet Lao gestürmt worden. Wenig später war auch ein weiterer kleiner Stützpunkt auf dem Hügel 500, der auf vietnamesischem Gebiet lag, wenige Kilometer von Chaki entfernt, aufgegeben worden. Die Besatzungen aller dieser Stützpunkte im Norden waren so gut wie vernichtet, wenn man davon absah, dass es Hubschraubern gelungen war, einige hundert Verwundete zu bergen. So konnte General Lam auf die Frage Kobukiris, ob es möglich sei, die Truppen der nördlichen Gruppierung aufzusuchen und dort zu filmen, nur die mürrische Antwort geben: »Das ist zur Zeit nicht möglich.«

Als Kobukiri die Zusatzfrage stellte, ob es an der Nordfront überhaupt noch Kampftätigkeit gäbe, winkte der General mit einer nervösen Handbewegung ab und schloss die Konferenz.

In der Tat war die Nordfront, die aus den Höhenstützpunkten um La Tuong und Chaki sowie dem Hügel 500 bestanden hatte, völlig zerschlagen. Kenneth Carpenter, der Pilot der Skycrane, den Kobukiri schließlich ausfindig machte, schilderte dem Japaner mit ein paar knappen Worten, wie das zugegangen war. Er hatte es selbst mit angesehen. Er sagte: »Ich habe die Kufen meines Hubschraubers mit Schmierseife eingestrichen, damit die Kerle sich nicht dranhängen konnten, weil wir sonst mit unserer Last von Toten

und Verwundeten einfach nicht mehr vom Boden losgekommen wären.«

»Aber - sie waren doch dort oben gut ausgerüstet mit Artillerie, mit erfahrenen Soldaten ...«, wandte Kobukiri ein.

Der Amerikaner zuckte nur die Schultern und meinte: »Die Laoten hatten unvermutet viel Artillerie. Sie hatten Panzer und Granatwerfer, und vor allem hatten sie Soldaten, die kein Saigoner zu bremsen imstande war. Wo sie auftauchten, wurden entweder die Hände gehoben, oder es gab keinen Pardon. Wenn ich meine Meinung über die Sache äußern soll, dann kann ich nur sagen, die ganze glorreiche Aktion ‚Lam Son siebenhundertneunzehn‘ geht ihrem unrühmlichen Ende zu.«

Kleiner Grenzverkehr

Zwischen den beiden kleinen Ortschaften La Tuong und Chaki, die knapp zehn Kilometer nördlich von Ban Dong lagen, gab es fünf Hügelkuppen. Sie waren früher mit Bäumen und Büschen dicht bewachsen. Zwischen ihnen verlief nur ein schmaler Weg, der La Tuong mit Chaki verband. Von dort führte er einen Kilometer oder zwei nach Nordosten weiter, bis er die alte Grenze zu Vietnam überquerte und bei Lang Sen endete, einer ebenfalls nur unbedeutenden Ortschaft, in deren Nähe wiederum eine jener für dieses Gebiet so typischen Hügelkuppen aufragte.

Die Bewohner der Dörfer auf der laotischen Seite wie auch auf dem vietnamesischen Gebiet hatten ihre Siedlungen nach und nach verlassen. US-Fliegerkräfte hatten sie immer wieder mit Bomben angegriffen. Schließlich folgten die Dorfbewohner dem Rat der Pathet Lao und siedelten auf sicheres Gebiet über. Ähnlich verhielt es sich in der Gegend um Lang Sen auf vietnamesischer Seite. Das Gebiet gehörte seit langem zu dem von der Befreiungsfront kontrollierten Territorium, und auch hier versuchten die Flieger immer wieder, die kleine Ansiedlung mit ihren Bomben zu treffen, so dass die Befreiungsfront schließlich den Bewohnern half, etwas weiter nördlich in einem dichten Waldgebiet einen behelfsmäßigen, aber immerhin sicheren Unterschlupf zu finden.

In Chaki und La Tuong wie auch im vietnamesischen Lang Sen gab es Menschen, die sich noch aus der Zeit kannten, als Vietnamesen und Laoten gemeinsam gegen die französischen Kolonialtruppen gekämpft hatten. Schon damals gab es die durch den gemeinsamen Kampf entstandene Einheit der Befreiungsbewegungen der beiden Völker diesseits und jenseits der Dschungelgrenze. Die Kommandeure auf der vietnamesischen Seite und die der Pathet Lao jenseits der Grenze konnten sich auch heute aufeinander verlassen. Man

traf sich gelegentlich. Die Soldaten kamen zu Filmvorführungen zusammen oder wenn eines der Ensembles der Befreiungsstreitkräfte auftrat. Man tauschte Erfahrungen aus und beriet über gemeinsame Maßnahmen gegen den gemeinsamen Feind. Gelegentlich half man sich mit Nachschub aus, mit Munition oder Verpflegung, mit Ersatzteilen oder Kraftstoff.

Nirgendwo sonst wurde die brüderliche Verbundenheit der Nachbarvölker so deutlich sichtbar wie dort, wo sie auf angrenzenden Territorien kämpften. In dem Maße, wie die Vereinigten Staaten den Krieg auf ganz Indochina ausgedehnt hatten, war auch die gemeinsame Front der betroffenen Völker von neuem gefestigt worden, hatte neue Formen angenommen. Keiner der Soldaten in der Gegend um Lang Sen kümmerte sich darum, wo die Grenze verlief. Es war nicht wichtig, jedenfalls nicht im Augenblick. Auf der laotischen Seite war man derselben Meinung. Gewiß, es gab eine Grenze. Man würde sie später wieder markieren, und vielleicht würde es auch einen Grenzposten geben, aber wozu sollte man sich jetzt darüber Gedanken machen? Der Gegner hielt sich nicht an Grenzen. Seine Bombenflugzeuge überflogen drei Länder, wenn es ihnen paßte, und bombardierten das vierte. Also zahlte man in gleicher Münze zurück.

Überdies existierte seit April 1970 zwischen der Befreiungsfront Südvietnams, der Pathet Lao und der Befreiungsbewegung von Kambodscha die neue Vereinbarung zur Koordinierung des gemeinsamen Kampfes und der gegenseitigen Solidarität gegen den Aggressor. Es gab zwischen den Soldaten um Lang Sen und denen, die bei Chaki und La Tuong standen, außerordentlich enge Verbindungen und notfalls sofort gemeinsame militärische Aktionen.

Die Notwendigkeit dafür kündigte sich bereits vor dem Losschlagen der Saigoner Truppen an der Straße Nr. 9 an. Das war um die Zeit, als die Bomber die fünf Hügelkuppen

zwischen La Tuong und Chaki im Verlauf weniger Tage kahlfeigten. Die zwischen den Hügeln stationierten Einheiten der Pathet Lao hatten diese Vorgänge genau beobachtet. Sie konsultierten sich mit den Verbündeten auf der vietnamesischen Seite und stellten dabei fest, dass der Gegner dort ebenfalls die Höhe 500 kahlgebombt hatte. Man musste sich darauf vorbereiten, dass der Gegner auf diesen Kuppen landen würde.

Zunächst war noch schwer abzusehen, was aus solchen Unternehmungen werden sollte. Aber dann wurde im Zusammenhang mit den Vorgängen, die sich weiter südlich abspielten, das Gesamtkonzept der Saigoner Vorbereitungen sichtbar, und man stellte sich sofort darauf ein. Eiligst wurden die Truppen auf laotischer Seite umgruppiert, so dass sie die gegnerischen Einheiten, die auf den Kuppen landen würden, unter Kontrolle halten konnten. Auf der vietnamesischen Seite verfuhr man ähnlich. Dann wartete man das Weitere ab.

Am 6. Februar 1971, als man immer noch auf den Schlag des Gegners wartete, hatten sich in Lang Sen, auf vietnamesischer Seite, zwei Männer getroffen, die seit langem befreundet waren. Es war eigentlich kein Privatbesuch, denn der Laote Nao, ein Sergeant der Befreiungsstreitkräfte und Zugführer, war nicht ohne einen dienstlichen Auftrag nach Lang Sen gekommen. Er brachte dem Kommandeur der dort stationierten Einheiten der Befreiungsfront Südvietnams eine schriftliche Meldung seines Kommandeurs. Man hatte ihn geschickt, weil er die Gegend, durch die er zu gehen hatte, am besten kannte und weil man im Stab eben wusste, dass er bei einer solchen Gelegenheit ganz nebenbei wieder einmal seinen Freund Minh besuchen konnte.

Die Geschichte ihrer Freundschaft war bekannt. Vor Jahren, als die Saigoner Truppen in der Gegend um Lang Sen versuchten Fuß zu fassen, war Minh im Kampf verwundet worden. Es war ihm gelungen, dem Gegner zu entkommen,

aber dabei geriet er nachts auf laotisches Gebiet, wo er, von der Verwundung entkräftet, liegenblieb. Er wäre gestorben, wenn nicht Nao mit einer Patrouille am frühen Morgen an der Stelle vorbeigekommen wäre, an der Minh zusammengebrochen war.

Die Patrouille war auf der Jagd nach einer Gruppe Saigoner Ranger, die auf laotischem Gebiet mit Fallschirmen abgesetzt worden waren und von Westen her die Aktion gegen Lang Sen unterstützen sollten. Nao wollte den verletzten Vietnamesen in Richtung Chaki abtransportieren lassen, weil sich dort ein sicheres Lazarett der Pathet Lao befand. Aber während er mit seinen Leuten eine Trage zimmerte, wurden sie von eben jenem Rangertrupp angegriffen, den sie gejagt hatten. Nao wird sich an dieses Gefecht zeitlebens erinnern, denn damals hatte ihr Leben an einem sehr dünnen Faden gehangen.

Sie hätten sich zurückziehen, im Dschungel untertauchen und so die Ranger zunächst irreführen können, um sie später zu überraschen. Doch das ging nicht, weil sie den verletzten Vietnamesen bei sich hatten. Mit ihm kamen sie nur langsam vorwärts. Also stellten sie sich zum Kampf. Nao war sehr erstaunt, als der Verwundete plötzlich aus seiner Ohnmacht aufwachte und zu ihm gekrochen kam. Der Vietnameser knurrte ihn an, er solle ihm gefälligst sein Gewehr zurückgeben. Während Nao ihm erklärte, er habe das Gewehr nicht, musste er immer wieder darauf achten, dass die Ranger seine Gruppe nicht überraschten. So merkte er gar nicht, dass der Vietnameser plötzlich verschwunden war.

Minh war an der Hüfte und am Oberschenkel verwundet, er konnte nicht aufrecht gehen, er kroch nur. Aber er brachte es fertig, mit einer Handgranate, die er sich von einem Soldaten geben ließ, zwei dicht nebeneinanderliegende Ranger zu töten, worauf er sich deren Waffen holte und zu Nao zurückkroch, ihm eines der erbeuteten Schnellfeuergewehre zuschob und mit dem anderen zu schießen begann. Nao war so verblüfft, dass er unwillkürlich nach dem Gewehr griff.

Als dann wieder Stille eingetreten war, sah sich Nao nach dem Vietnamesen um und kam gerade noch zurecht, um den letzten Satz von Minh zu hören. Er murmelte: »Eigentlich ... bin ich... ziemlich ... müde...« Darauf verließen ihn die Kräfte endgültig. Nao und seine Männer schlepten ihn nach Chaki. Ein Vierteljahr später trafen sie sich wieder. Seitdem waren sie Freunde, die sich in Abständen von Monaten immer wieder einmal sahen. Was sich zwischen ihren Einheiten abspielte, nannten die beiden scherzhaft den »kleinen Grenzverkehr«. Auch an diesem 6. Februar 1971 traf Nao in Lang Sen mit Minh zusammen. Nachdem er die Meldung seines Kommandeurs überreicht hatte, unterhielten sie sich eine Weile über die allgemeine Lage, und dann forderte Minh seinen Freund auf, mit ihm eine Filmvorführung zu besuchen. Eine Gruppe des Filmstudios der Befreiungsfront führte Dokumentarstreifen vor, die in früheren Kämpfen aufgenommen worden waren. Dann gab es »Tschapajew«, und Nao saß danach noch lange mit Minh zusammen, wobei die beiden sich immer wieder über die Stelle amüsierten, in der Tschapajew mit Hilfe einiger Kartoffeln erläutert, wo in verschiedenen taktischen Situationen der Kommandeur zu sein hat, an der Spitze seiner Truppe oder an ihrem Ende.

Als Nao wieder in Chaki eintraf, war in der Luft schon das Dröhnen der Flugzeugmotoren. Über den Hügeln schwebten die Skycranes und luden Teile von Betonbunkern ab, Geschütze und Soldaten.

Nao gruppierte seinen Zug um den nördlichsten der fünf Hügel. Zwischen den Erhebungen gab es Schluchten und weite Täler, die mit dichtem Wald bestanden waren. Es fiel den laotischen Soldaten leicht, sich hier gute Ausgangspositionen für den bevorstehenden Angriff zu verschaffen. Auf den fünf Hügeln lagen Soldaten des 21. Saigoner Rangerbataillons. Nach einigen Tagen wurden sie durch ein Bataillon der 3. Saigoner Luftlandebrigade verstärkt. Um diese Zeit wusste Nao

noch nicht, dass gleichzeitig die Höhe 500 auf der vietnamesischen Seite von Soldaten des 39. Saigoner Rangerbataillons besetzt worden war. Er war vollauf damit beschäftigt, seine Soldaten so um den Hügel zu gruppieren, dass sie ihn absolut unter Kontrolle hatten. Gleichzeitig half er den Artilleristen, ihre Stellungen so auszubauen, dass sie auch aus der Luft nicht so leicht zu entdecken waren.

Die Tage vergingen, ohne dass der Gegner auf den Hügeln etwas unternommen hätte. Einige Male schoss er mit Haubitzen nach Süden, in Richtung Ban Dong, aber es waren nur einzelne Schüsse, die dazu dienen sollten, das Ziel zu erfassen. Das ging so bis zum Morgen des 13. Februar. Um Mitternacht bekamen die Soldaten Naos den Hinweis, dass sie die Ohren schützen sollten. Sie wussten, was das bedeutete. Sie lagen kurz vor der eigenen Artillerie, und diese schoss mit 155-mm-Kalibern, mit schweren Granatwerfern und 122-mm-Geschosswerfern. Wenn sie loslegte, würde es ein Höllenkonzert geben. Also stopften sich Naos Soldaten gepufte Baumwolle in die Ohren und verschwanden, so tief es ging, in ihre Schützenlöcher.

Der Tag schien trübe zu werden, denn es war gegen Mitternacht kein Stern zu sehen. Nao machte sich eine Weile Gedanken darüber, ob diese Wetterveränderung vom Kommando der Befreiungstreitkräfte abgewartet worden war oder ob es sich um einen Zufall handelte, dass vermutlich gerade an dem Tage, an dem angegriffen wurde, die gegnerischen Maschinen Schwierigkeiten mit der Navigation haben würden. Schließlich entschied er sich, an ein zufälliges Zusammentreffen zu glauben.

Man hatte den Kommandeuren der am Angriff beteiligten Einheiten am vergangenen Abend im Stab gesagt, dass die Artillerie über längere Zeit feuern würde, so dass der Gegner danach wohl keinen nennenswerten Widerstand mehr leisten könne. Trotzdem studierte Nao immer wieder auf der Karte das

Gelände, durch das er mit seinen Männern vordringen musste. Es ging bergauf. Nao kannte hier jeden Quadratmeter Boden, aber er wusste auch, dass der Gegner im Vorteil war, solange er von oben herunterschießen und seine Granaten einfach hügelabwärts werfen konnte. Also musste man jeden Vorteil, den das Gelände bot, ausnutzen, um die eigenen Verluste gering zu halten. Nao stopfte sich, ebenso wie seine Soldaten, Baumwolle in die Ohren, dann sah er auf die Uhr. Noch zwei Stunden, bis die Artillerie die erste Salve abfeuern würde.

Major Dai Nam, der um diese Zeit in seinem Betonbunker auf der Kuppe des Hügels schlief, an dessen Fuß Naos Soldaten lauerten, hatte einen ziemlich wirren Traum. Er konnte sich nicht mehr so recht an das erinnern, was er geträumt hatte, als er plötzlich aufschreckte. Sein Adjutant stand vor dem Feldbett und salutierte. Er hielt eine Meldung in der Hand. Sie war eben von Khe Sanh per Funk übermittelt worden. Man machte den Major darauf aufmerksam, dass es trotz aller Bemühungen bislang nicht gelungen sei, um Chaki herum Truppen zu landen, vor allem nördlich von Chaki. Das hieß, die Stellung Dai Nams war die am weitesten nördlich gelegene, und er musste auf einen Angriff von Norden her vorbereitet sein. Weiterhin wurde ihm mitgeteilt, dass die allgemeine Wetterlage in den nächsten Tagen bedeckten Himmel bringen würde, wodurch sich der Einsatz von Hubschraubern erschwere. Er werde also mit verminderter Versorgung zu rechnen haben, auch mit verminderter Unterstützung durch Kampfhubschrauber, falls es Gefechte gäbe.

»Gut«, sagte Dai Nam zu seinem Adjutanten. Er entließ ihn. Was ihm das Kommando mitteilte, ließ sich nicht ändern. Ein Angriff aus nördlicher Richtung würde sich zwar nur unwesentlich von einem solchen unterscheiden, der aus einer anderen Richtung kam; trotzdem war es ein ungutes Gefühl, im Norden nichts mehr als den Gegner zu wissen. Was die

Hubschrauber betraf, so konnte man ein paar Tage auf sie verzichten. Es war genügend Material auf dem Hügel, die Munition reichte für Tage.

Viel beunruhigender war es für Dai Nam, dass bereits seit einigen Tagen immer mehr Hubschrauber bei dem Versuch, auf der Kuppe zu landen, abgeschossen oder beschädigt worden waren. Die Befreiungskräfte hatten überall um die fünf Hügel herum Fliegerabwehr gruppiert. Sie war gestaffelt, so dass sie anfliegende Maschinen in fast jeder Höhe mit dem entsprechenden Waffensystem bekämpfen konnte. Es war Dai Nam nicht entgangen, dass in einigen Fällen Luftabwehrraketen abgeschossen worden waren, wenn die B-52 von Südosten her das Gebiet überflogen, um die nördlichen Provinzen von Laos zu bombardieren. Gegen die Jagdbomber setzten die Laoten radargesteuerte Rohrflak ein, die sehr genau schoss, und Hubschrauber bekämpften sie bereits Kilometer von den Hügeln entfernt mit großkalibrigen Schnellfeuerwaffen.

Die Täler um die fünf Hügelstellungen lagen voller Hubschrauberwracks. Kampfhubschrauber mit schwerer Bodenpanzerung hatten tagelang versucht, die laotische Fliegerabwehr zu bekämpfen. Sie hatten eine Unmenge Munition aus ihren schnellschießenden M-60-MGs verfeuert, und sie hatten bündelweise Raketen zwischen den Hügeln in den Dschungel geschickt. Trotzdem war die Fliegerabwehr nicht geringer geworden. Die Befreiungsstreitkräfte setzten sie klug ein, und sie mussten über eine Menge ausgebaute Stellungen verfügen, die sie nach Belieben wechseln konnten.

Jedenfalls ist dies hier ein Kommando, das an meinen Nerven zerrt, sagte sich Dai Nam. Er überlegte seit Tagen, wie er es anstellen konnte, an eine andere Stelle der Front versetzt zu werden, bevor die Situation sich hier noch mehr zuspitzte. Wenn er mit den Artilleristen auf der Kuppe sprach, besserte sich seine Stimmung auch nicht, denn die Artillerie schoss

zwar zuweilen einige Lagen südwärts, aber die Beobachter konnten keine präzisen Ziele angeben. Es hieß, bei Ban Dong läge die Zentralgruppe fest, aber nirgendwo zeigte sich dort eine Ballung gegnerischer Kräfte, die man mit den Haubitzen hätte erfolgversprechend bekämpfen können. Also blieb es bei Störfeuer, das gewiß einigen Schaden anrichtete, vor allem die eigenen Truppen moralisch stärkte - aber das war auch alles.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als sich Dai Nam entschloss, einen Rundgang zu machen. Er glaubte ohnehin nicht, dass er jetzt wieder einschlafen würde. Also brannte er sich zunächst eine Zigarette an, griff sich eine Büchse Bier aus der Kühlbox, zog sie auf und trat damit vor seinen Bunker.

Die Wetterbeobachter schienen recht zu behalten, der Himmel war bedeckt. Ob es Regen gab? Um diese Jahreszeit war es dafür eigentlich noch zu früh. Aber manchmal, wenn die Sonne Tag für Tag erbarmungslos auf das Land brannte, sehnte man sich nach einem kühlen, verregneten Tag. Dai Nam warf einen Blick über die Kuppe. Überall standen die roh zusammengefügteten Betonklötze der Schutzbunker. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie in die Erde zu versenken. Ihre Wände waren dick genug, um Schutz zu bieten. Die Haubitzen waren eingegraben und mit Planen bedeckt. Das geschah mehr, damit sie gegen Staub geschützt waren, als wegen der Fliegersicht, denn die Befreiungskräfte besaßen keine Flugzeuge.

Dai Nam versuchte sich vorzustellen, wie es jetzt in Saigon aussehen mochte. Es war nicht gut, dass er so lange von seiner Villa wegbleiben musste. Das Geschäft war unterbrochen. Man würde es später wieder mühsam dort aufnehmen müssen, wo man aufgehört hatte. Ein Irrsinn, die Armee hierherzuschicken, in dieses Laos, das keinen halben Piaster wert war!

Es ging nirgendwo vorwärts. Hoffentlich hatte das Oberkommando bald ein Einsehen und brach die ganze Sache ab, bevor die Laoten noch mehr Schwierigkeiten machten.

Dieser Krieg ist in eine Sackgasse geraten. Alles, was man tun kann, ist, für sich persönlich das Beste daraus zu machen. Die Geschäfte in Saigon wieder aufnehmen, Geld machen, es nach und nach ins Ausland transferieren und dann abwarten, was die Zukunft bringt. Blieb der Sieg aus, dann konnte man immerhin noch mit seinem Scheckbuch nach Bangkok gehen!

Er setzte die Bierbüchse an die Lippen und trank. Das Bier war angenehm kalt. Die Zigarette schmeckte gut in der etwas kühleren Nachtluft. Dai Nam setzte die Büchse zum zweitenmal an und nahm einen langen Zug. Er hatte noch den Mund voll Bier, als plötzlich unten, irgendwo in den Schluchten, eine Batterie 105-mm-Haubitzen feuerte. Zuerst war es nur diese eine Batterie. Dai Nam schluckte das Bier nicht. Er duckte sich und lauschte auf die heransausenden Granaten. Sie schlugen um die Kuppe herum ein. Schon wollte er sich erheben, erleichtert, dass der plötzliche Feuerüberfall keinen nennenswerten Schaden angerichtet hatte, als ringsum in den Tälern die Haubitzen zu schießen begannen. In ihre grollenden Abschüsse mischte sich das röhrende Heulen von Raketen und das Blaffen der Wurfgranaten. Dai Nam spie das Bier erschrocken aus und ließ die Büchse fallen. Mitten auf der Kuppe schlugen die ersten Granaten ein. Sie wirbelten Dreck und Steine auf, und in ihren grellen Detonationsblitzen sah Dai Nam, wie aus den Bunkern seine Soldaten herausstürzten, ratlos, wie sie wieder zurückdrängten, verschwanden. Er sprang in seinen Bunker zurück, während die Einschläge auf der Kuppe immer dichter wurden. Er war nur imstande zu denken: Es geht los! Das ist das Ende!

Während die Artillerie die Hügelkuppe eindeckte, arbeiteten sich Naos Soldaten die ersten hundert Meter vorwärts. Sie kamen im Schutze des Feuers schnell voran, denn der Gegner versteckte sich in seinen Bunkern, um das Feuer zu überstehen.

Als die Haubitzen aussetzten und nur die Geschosswerfer weiterschossen, war Nao mit seinen Männern bereits auf halber

Höhe des Hügels. Noch immer gab es kein gegnerisches Feuer. Nao ließ die Männer in Deckung ausruhen. Der Anstieg wurde steiler. Es hieß, die Kräfte für zuletzt aufzusparen. Nach einer Stunde schossen nur noch die Granatwerfer. Das war so vereinbart worden, denn man rechnete damit, dass sich während des schwächer werdenden Feuers der Gegner zeigen würde.

Major Dai Nam jagte seine Soldaten aus den Bunkern, als nur noch in längeren Abständen Wurfgranaten auf der Kuppe einschlugen. Er schimpfte seine Leute Feiglinge und stürmte mit seiner Pistole in der Hand von einem Bunker zum anderen, um die verängstigten Männer nach draußen zu treiben.

Zögernd begannen die Artilleristen die noch intakten Geschütze zu besetzen. Von der Batterie auf der Kuppe waren zwei Haubitzen unbeschädigt geblieben. Alle anderen hatten Treffer abbekommen, manchmal unbedeutende, kleine Schäden, die schnell hätten repariert werden können, aber in der allgemeinen Aufregung, die jetzt auf der Kuppe herrschte, dachte niemand daran. Es dauerte unverhältnismäßig lange, bis Dai Nams Soldaten die Deckungslöcher besetzt hatten, die oben angelegt worden waren. Sie stellten ihre Maschinengewehre auf, legten Granaten zurecht und starrten in die Dunkelheit. Wo würden sich die Befreiungskräfte zuerst zeigen? Bisher war nichts zu sehen.

Nao, der durch sein Nachtglas beobachtet hatte, wie die Saigoner ihre Stellungen besetzten, rechnete schnell. Der nächste Feuerschlag würde sie in den offenen Gräben und Löchern erwischen. Danach würde ihre Zahl so zusammengeschrumpft sein, dass sie die Kuppe nicht mehr würden halten können. Er befahl seinen Männern, sich einzugraben. Als mit trübem Licht der Tag anbrach, war von den Soldaten nichts mehr zu sehen. Sie lagen still und warteten. Einige schliefen. Nao hatte befohlen, dass sich jeder ausruhen sollte. In den nächsten Stunden würden die Hubschrauber

kommen, und dann hatten die Fliegerabwehrleute das Wort.

Dai Nam hatte, nachdem das Granatwerferfeuer abgeflaut war, die Toten auf der Kuppe zusammentragen lassen. Er hatte mehr als ein Drittel seiner Soldaten verloren, dazu blieben ihm nur zwei intakte Geschütze. Am Fuße des Hügels rührte sich nichts. Die Abhänge konnte man von der Kuppe aus nicht einsehen. Dai Nam ahnte nicht, dass die laotischen Soldaten bereits auf halber Höhe des Hügels eingegraben lauerten. Er funkte um Hubschrauber nach Khe Sanh. Zuerst erhielt er die Antwort, dass der Flugplatz unter Feuer läge. Offenbar hatten die Kräfte der Befreiungsfront, die sich um die Aufmarschbasis Khe Sanh gruppierten, nun in die Kampfhandlungen eingegriffen. Dai Nam fluchte. Aber er musste anerkennen, dass der Gegner es verstand, seine Aktionen auf eine Weise zu koordinieren, die immer wieder verblüffte. Wie machen sie das nur? Dai Nam schaltete das Radiogerät ein und suchte auf der Skala, bis er den Sender der Befreiungsfront fand. Jeder Saigoner Offizier wusste, dass es ihn gab und auf welcher Wellenlänge er zu finden war. Nur hatte das Oberkommando streng verboten, ihn abzuhören. Er wurde trotzdem empfangen.

An diesem Morgen erfuhr Major Dai Nam aus der Nachrichtensendung, dass die FNL seit einigen Tagen um Khe Sanh und entlang der Straße Nr. 9 in Vietnam aktiv geworden war. Khe Sanh selbst lag unter Raketenbeschuss, ebenfalls Sa Muu, Tan Lam, die Grenzstation Lao Bao, Lang Vey, und sogar um Quang Tri herum gab es Angriffe auf Versorgungseinheiten, die in das Laosunternehmen einbezogen waren. Kein Zweifel: Die Befreiungsfront kam ihren laotischen Verbündeten zu Hilfe. Wütend schaltete Dai Nam den Empfänger ab, als der Sprecher sich mit den Worten verabschiedete: »Auf Wiederhören in einer Stunde, liebe Landsleute!«

Nachdem die Geschosswerfer um Khe Sanh eine Pause eingelegt hatten, konnten die Hubschrauber starten. Man

schickte sie trotz des schlechten Wetters auf die Reise. Sie hatten in der Tat erhebliche Navigationsschwierigkeiten, denn die Wolkendecke hing nur wenig mehr als hundert Meter über dem Land. So mussten die Piloten höllisch aufpassen, während sie zwischen den plötzlich steil vor ihnen aufragenden Bergen und den im dichten Gewölk verborgenen Tälern manövierten. Sie flogen nicht nur die nördliche der fünf Kuppen um La Tuong an, auf der Dai Nam stationiert war. Auch die anderen vier Stützpunkte waren am Morgen angegriffen, Munitionslager getroffen worden. Geschütze mussten ersetzt und Tote ausgeflogen werden. Mit einemmal wurde die Versorgung aus der Luft zum erstrangigen Problem für die gesamte nördliche Gruppierung der Saigoner Truppen.

An diesem Tage feuerten viele der eben erst ausgebildeten Artilleristen der laotischen Fliegerabwehreinheiten um La Tuong und Chaki ihre ersten Granaten seit dem letzten Übungsschießen ab. Jetzt war der Augenblick gekommen. Der Gegner war auf die Hubschrauber angewiesen, jetzt hieß es zuschlagen! Während der ersten halben Stunde versuchten die Artilleristen Dai Nams noch mit den beiden intakten Haubitzen in den Kampf einzugreifen. Sie wollten die laotischen Fla-Geschütze treffen, die auf die anfliegenden Hubschrauber feuerten. Aber bald merkten sie, dass sie sich vergeblich mühten. Es waren zu viele rings um die Hügel stationiert. Von überallher schlug den Hubschraubern Feuer entgegen.

Manche von ihnen wurden bereits in den Wolken erwischt, noch bevor sie die Kuppe zu sehen bekamen. Andere wieder brachten es fertig, zwischen den Betonbunkern zu landen, und wurden hier von den Granatwerfern getroffen. Zuletzt warfen sie ihre Lasten aus geringer Höhe ab und schwirrten davon, so schnell sie konnten. Dai Nam jagte wütende Funksprüche nach Khe Sanh, dass die Leichen der auf der Kuppe liegenden Soldaten spätestens in vierundzwanzig Stunden anfangen würden, die Luft zu verpesten. Als Antwort warf man ihm

Plastiksäcke ab, in die er die Toten einpacken lassen sollte.

Die ganze Zeit über verhielten sich Naos Soldaten absolut still. Sie griffen nicht in das Geschehen ein. Der Tag ging zu Ende, ohne dass etwas anderes geschah, als dass Hubschrauber abgeschossen wurden. Am Abend kroch ein Melder hügelaufwärts und suchte Nao. Er überbrachte ihm den Befehl, noch vor Mitternacht die Kuppe zu stürmen. Vorher würde die Artillerie sie noch einmal unter Beschuss nehmen. Die Soldaten waren bereit. Es bedurfte keiner weiteren Worte mehr, jeder wusste, was er zu tun hatte, und jeder brannte darauf, endlich die Kuppe von den Saigonern leerzufegen.

Major Dai Nam hatte sich gegen Abend die Karte angesehen und einige Überlegungen angestellt. Wenn es so weiterging, würde er die Kuppe aufgeben müssen. Kampf bis zum letzten Mann war nicht im Konzept des Majors vorgesehen. Man musste hier herauskommen, bevor die Dinge sich so zuspitzten, dass es kein Entkommen mehr gab. Dai Nam war überzeugt, dass die Laoten in dieser Nacht angreifen würden. Sie mussten den Vorteil ausnutzen, den sie erreicht hatten. Die Besatzung auf der Kuppe war angeschlagen, die Hubschrauber fielen aus, also musste jeder laotische Kommandeur erkennen, dass die Situation für einen überraschenden Angriff jetzt günstiger war, als sie es vielleicht morgen oder übermorgen sein würde. Dann war der Himmel wieder klar, und Tiefflieger konnten die Gegend um die Hügel mit Napalm eindecken. Sie werden diese Nacht kommen, sagte sich Dai Nam, und er entschied sich auszubrechen.

Um neun Uhr begann die laotische Artillerie zu schießen. Sie zerschmetterte mit einem massierten Feuerschlag die Kuppe. Die Bunker widerstanden teilweise dem Beschuss, aber die Saigoner Soldaten hielten es in ihnen nicht aus. Mit einiger Mühe konnte Dai Nam sie in ihren Erdlöchern halten, bis das Feuer vorbei war. Dann wagte er den Ausbruch. Seine Absicht war es, in östlicher Richtung hügelabwärts zu stürmen und sich

dann mit den Soldaten, die ihm verblieben waren, in Richtung auf die vietnamesische Grenze durch den Wald zu schlagen. Es waren nur knapp zwei Kilometer bis zur Stellung des 39. Rangerbataillons auf der Höhe 500, auf vietnamesischer Seite. Wenn er sie erreichen konnte, war er zumindest gerettet. Er wusste aus dem Funkverkehr zwischen den fünf Stützpunkten um Chaki und La Tuong, dass die Kommandeure der übrigen vier Stellungen ebenfalls dabei waren aufzugeben. Das Feuer der Laoten zermürbte sie. Die Saigoner Soldaten waren es nicht gewöhnt, auch nur ein paar Stunden im Artilleriefeuer des Gegners auszuhalten.

Als der Feuerschlag plötzlich abbrach, krochen die Männer Naos bereits aufwärts. Sie schossen noch nicht, denn die Saigoner Soldaten hatten sie noch immer nicht bemerkt. So gelangten sie fast bis an deren erste Erdlöcher und Splittergräben. Naos Soldaten überraschten die Saigoner dabei, als sie gerade die Stellungen räumten, und sich ostwärts absetzten. Sofort gab Nao das Zeichen zum Sturm.

Dai Nam war bereits auf dem Weg hügelabwärts, als Naos Soldaten in die Stellung eindringen. Dai Nam lief an der Spitze seiner Soldaten und traf nur auf eine dünne Kette von hügelaufwärts angreifenden Laoten, die er überrennen konnte. Die laotischen Soldaten waren bei ihrem Angriff nicht tief genug gestaffelt, um Dai Nams Leute aufzuhalten. Außerdem wussten sie, dass die Fliehenden nicht weit kommen würden. Auf Naos Befehl schwenkte ein Teil seiner Soldaten mit ihm zur Verfolgung ein, während der Rest auf der Kuppe zurückblieb, um sie zu sichern und die Gefangenen abzutransportieren.

Die Nacht verging für Naos Leute schnell. Sie waren den fliehenden Saigonern so dicht auf den Fersen, dass das Gewehrfeuer nie abriß. Es gelang Dai Nam nicht, sich von seinen Verfolgern zu lösen. Außerdem war in dem unübersichtlichen Dschungelgelände nur schwer vorwärts zu kommen. Immer

wieder verlor der Major die Richtung. Bei Tagesanbruch vermochte er seine Position einigermaßen genau zu bestimmen. Er war kurz vor der vietnamesischen Grenze und hatte noch fünfzig Soldaten bei sich. Sie waren ausreichend bewaffnet, nur die Munition war durch die unablässigen Gefechte in der Nacht knapp geworden. Dai Nam entschloss sich, nicht zu warten. Er riß die müden Soldaten hoch und befahl, ostwärts weiterzumarschieren. Mühsam kämpften sie sich durch das dichte Unterholz vorwärts. Verletzte hatte man einfach unterwegs liegenlassen. Es gab keine Möglichkeit, sie zu retten. Wenn sie Glück hatten, wurden sie von den Laoten gefunden.

Nao ließ seine Soldaten haltmachen, als er die Absicht der Flüchtenden erkannte. Sie wollten hinüber nach Vietnam, auf die Höhe 500 zu. Eine Weile spielte Nao mit dem Gedanken, die vietnamesischen Freunde zu benachrichtigen, dass sich eine Gruppe auf sie zu bewege. Doch dann entschied er sich, den Melder nicht loszuschicken. Er kannte die Kampfgefährten auf der anderen Seite der Grenze gut genug, um zu wissen, dass sie längst erkannt hatten, was da auf sie zukam. Die Flüchtenden verursachten wahrlich genug Lärm, um auf sich aufmerksam zu machen.

»Auf!« kommandierte er. Seine Soldaten griffen nach den Waffen. Weiter ging es, der deutlich im Unterholz markierten Spur der Flüchtenden nach. Nao war erstaunt darüber, dass der Gegner nicht einmal daran gedacht hatte, ein paar Minen mitzunehmen, um etwaige Verfolger aufzuhalten. Er kam immer mehr zu der Überzeugung, dass vor ihm keine kampffähigen Soldaten, sondern ein Häufchen demoralisierter Söldner waren, die weiter nichts im Sinn hatten, als ihr Leben zu retten.

Das Ende für Dai Nams Trupp kam einige hundert Meter jenseits der vietnamesischen Grenze, an einer Stelle, von der aus man die Höhe 500 bereits hätte sehen können, wäre man

auf einen der hohen Bäume geklettert. Sie befanden sich mitten auf einer Lichtung, wo es nur einzelne Bäume gab und wenig Unterholz. Früher war hier einmal eine größere Bombe eingeschlagen, der Trichter war noch zu erkennen. Er stand voll schlammigen Wassers. Dai Nam, der sah, dass seine Leute Durst hatten, ordnete an, dass jeder zuerst das trübe Wasser zu entkeimen hatte, bevor er es trank. Die Soldaten griffen folgsam in die Uniformtaschen und zogen die Röhrchen mit den amerikanischen Desinfektionstabletten heraus. Die Männer waren seit Stunden nicht mehr beschossen worden und fühlten sich relativ sicher.

Naο bekam die Meldung, dass die Fliehenden rasteten und Wasser tranken. Gleichzeitig erhielt er den Hinweis, dass jenseits der Lichtung, an der die Saigoner jetzt Rast machten, Soldaten der vietnamesischen Befreiungsfront gesehen worden waren. Sofort schickte er einen seiner Soldaten dorthin, der Kontakt mit den Vietnamesen aufnehmen sollte. Eine halbe Stunde verging. Die Laoten arbeiteten sich näher an die Rastenden heran. Sie konnten sie sehen, wie sie um den Trichter mit ihren Blechbechern hantierten.

In dem Augenblick, da Dai Nam den Befehl zum Weitermarsch gab, fiel der erste Schuss. Er kam vom östlichen Rand der Lichtung und wurde von einem Vietnamesen abgefeuert. Er traf das Schnellfeuergewehr Dai Nams und schlug es ihm aus der Hand. Sekunden später begann das Gefecht. Es war für Dai Nam und seine Leute das letzte in diesem Krieg.

Der Major selbst beteiligte sich nicht mehr daran. Er war, wie die meisten seiner Soldaten, in den Trichter gesprungen, hielt seine Pistole in der Hand und war nicht mehr in der Lage, klar zu denken. Er begriff nur, dass der Versuch, die Höhe 500 zu erreichen, hier scheiterte. Es würde unmöglich sein, am Tage aus dieser Falle zu entkommen.

Während seine Soldaten vom Rand des Trichters aus

schossen, rutschte Dai Nam noch etwas tiefer bis zu dem Schmutzwasser herab und versuchte sich darüber klarzuwerden, was zu tun war. Es gelang ihm nicht, die Bilder zu verscheuchen, die sich ihm aufdrängten. Die Villa in Saigon. Die Fassade einer Bank. Ein paar Frauengesichter. Sich selbst ohne Rangabzeichen, auf dem Marsch in die Gefangenschaft. Einen Vietcong-Offizier, der ihn verhörte. Die Frage nach dieser oder jener Einzelheit in seiner militärischen Vergangenheit - er wurde sie nicht los. Erst als plötzlich eine Pause in dem Gefecht eintrat, horchte er auf.

Die Stimme eines Vietnamesen rief im reinsten Saigoner Dialekt: »Macht Schluß! Ihr seid am Ende. Hebt die Hände und kommt aus dem Trichter. Los, entschließt euch!«

Nao hörte die Stimme ebenfalls, und er musste sich zurückhalten, um nicht aufzuspringen und vorwärtszustürmen. Das war Minh! Dabei hatten beide geglaubt, es würde sehr viel Zeit vergehen, bis sie sich wieder einmal trafen.

Major Dai Nam setzte die Mündung der Pistole an die Schläfe. Er merkte, dass ihn die Soldaten, die mit ihm in dem Trichter verblieben waren, beobachteten. Ihre Gesichter waren von Angst gezeichnet. Man hatte ihnen die Befreiungsstreitkräfte zu oft als einen Gegner beschrieben, der mit Gefangenen dasselbe tat, was sie selbst mit ihnen machten. Und sie waren Paras, Elitesoldaten des Regimes, dafür bekannt, dass sie niemanden schonten! Dai Nam vermied es, sie anzusehen. Er brachte es nicht fertig abzudrücken. Schließlich ließ er die Pistole sinken. Seine Hände zitterten. Erst jetzt merkte er, dass er von Schweiß völlig durchnäßt war. Es fiel ihm nicht ein, etwa die Karten in seiner Tasche zu vernichten oder seine Identitätspapiere. Er tat gar nichts mehr, er saß nur da und wartete.

Von draußen kam wieder die Stimme des Vietnamesen. »Los, kommt raus! Eure Familien haben nichts davon, wenn ihr darauf besteht, unbedingt zu krepieren. In einer halben

Minute wollen wir nichts weiter sehen als erhobene Hände. Wir warten. Wenn die halbe Minute vorbei ist, werden euch unsere Handgranaten zerreißen!«

Die Paras blickten verwirrt auf Dai Nam, aber der rührte sich nicht. Da streckten die ersten vorsichtig die Hände über den Trichterrand.

»Höher!« rief die Stimme von draußen. Sie hoben die Hände höher.

»So, jetzt aufstehen und herauskommen!«

Sie erhoben sich. Auch Nao sprang aus seiner Deckung auf. Er sah die Soldaten aus dem Trichter kriechen, und auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung sah er zwischen den Büschen Minh auftauchen. Er war von einer Patrouille begleitet, etwa einem Dutzend Männer, die sich jetzt um die Saigoner kümmerten.

Sie taten es umsichtig und ohne viel zu reden. Sie nahmen die Waffen auf, klopfen ihre Tarnanzüge nach Messern und anderen gefährlichen Gegenständen ab und warfen alles, was sie fanden, auf einen Haufen. Nao lief zu Minh, und die beiden begrüßten sich. Dann zog Minh den Laoten auf. »Du hast lange gebraucht, um sie zu kriegen, Bruder!«

Nao entgegnete ihm augenzwinkernd: »Wer sagt dir, dass ich sie kriegen wollte? Ich wollte sie dir bringen! Sind es Vietnamesen oder nicht?«

»Waren sie in Laos oder nicht?«

»Eeh!« Nao lachte. »Sie waren nur kurz da. Unerhebliche Grenzverletzung. Ich schenke sie dir. Wir haben ohnehin genug von ihnen.«

Minhs Soldaten zogen Dai Nam aus dem Trichter heraus. Er war schwach auf den Beinen. Einer der Männer Minhs, ein kleiner, drahtiger Bursche in schwarzer Kampfkleidung, der den Buschhut verwegen auf dem linken Ohr sitzen hatte, tastete den Major verwundert ab und richtete sich dann auf. »Er ist gar nicht verwundet!«

»Warum kann er dann kaum noch stehen?« fragte ein anderer, so als gäbe es den Major nicht, den er selbst hätte fragen können. Dai Nam biß sich auf die Lippe. Minh, der gemerkt hatte, dass es sich um einen Offizier handelte, kam näher und musterte ihn.

»Name?«

»Dai Nam, Major«, antwortete der Gefangene.

»Welche Einheit?«

»Dritte Luftlandbrigade.«

»Sind Sie verletzt oder krank?«

Dai Nam schüttelte nur den Kopf. Minh musterte ihn neugierig, dann fragte er mit gerunzelter Stirn: »Ja oder nein?«

»Nein.«

Minh merkte, wie Nao sich näherte und den Gegner ansah, den er so weit gejagt hatte. Er sagte knapp: »Sie sind Gefangener, Major. Setzen Sie sich zu Ihren Leuten.«

Dann wandte er sich Nao zu und lachte. »So, Bruder, jetzt wollen wir mal unseren kleinen Grenzverkehr abwickeln! Tut es dir nicht leid, dass du ihn mir geschenkt hast, den Offizier?«

»Du kannst ihn gern haben«, gab Nao zurück.

Minh zog ihn auf. »Aber - das ist ein Geschenk, das ich kaum annehmen kann. Einigen wir uns auf ein Gegengeschenk?« Nao holte Tabak aus der Tasche und rollte zwei Zigaretten. Dabei blinzelte er Minh zu. Der beauftragte seine Soldaten: »Holt Wasser!«

Zwei von Minhs Männern verschwanden in östlicher Richtung, um frisches Wasser von einem kleinen Bach zu holen, den sie kurz zuvor überquert hatten. In der Nähe dieses Baches hatten sie ihren Standort, seit die Saigoner auf dem Hügel 500 eingeschlossen waren. Die Männer brachten wenige Minuten später einen Aluminiumkessel voll klaren Wassers, hängten ihn an ein Dreibein aus Bambusstöcken, und dann holten sie von dem Haufen der Gegenstände, die sie den Saigoner Soldaten abgenommen hatten, eine Handvoll

erbeuteten C-4-Sprengstoff, den sie unter dem Kessel anbrannten.

Der knetbare amerikanische Sprengstoff, von dem ein etwa daumengroßes Stückchen genügte, um einen dicken Dschungelbaum zu fällen - vorausgesetzt, dass es elektrisch gezündet wurde -, ließ sich hervorragend zum Abkochen von Wasser verwenden, wenn man ihn lediglich mit einer offenen Flamme anbrannte. Dann explodierte er nicht, sondern brannte nur unter hoher Hitzeentwicklung langsam ab. Minh holte aus einer Tasche seines schwarzen Kittels eine Blechschachtel mit Teeblättern hervor. Er ließ Nao daran schnuppern und versicherte ihm: »Bester grüner vietnamesischer Hochlandtee! Mein Gegengeschenk!«

Wenig später kochte das Wasser. Die Soldaten hatten keine Trinkgefäße bei sich, so ließen sie den großen Kessel einfach eine Weile auskühlen, und dann reichten sie ihn von Mann zu Mann weiter. Jeder nahm einen kräftigen Schluck von dem tiefbraunen, belebenden Getränk. Als der Kessel leergetrunken war und die Soldaten noch eine Weile beisammen gesessen hatten, rauchend und sich ausruhend, sah Minh nach der Uhr und sagte zu Nao: »So, Bruder, jetzt muss ich dich auffordern, dich wieder nach Laos zu begeben. Mich ruft die Pflicht.«

»Eure Höhe Fünfhundert?« erkundigte sich Nao.

Minh nickte. »Wenn ihr mit euren fünf gegnerischen Positionen da drüben fertig seid, schlagen wir los. Morgen oder übermorgen vielleicht. Dann wird hier oben wieder Ruhe einziehen.« Er erhob sich und umarmte Nao. »Komm bald mal wieder zu uns!«

»Jetzt bist du an der Reihe«, meinte Nao.

Die Soldaten, von denen einige sich ebenfalls bereits seit längerer Zeit kannten, trennten sich winkend voneinander. Die einen zogen westwärts, in Richtung Laos, während Minh mit seinem Trupp die Gefangenen abführte. Als letzter ging Major Dai Nam. Er hob den Kopf nicht, und seine Füße waren immer

noch unsicher.

Am 19. Februar, wenige Tage später, griffen die Streitkräfte der Befreiungsfront Südvietnams die Höhe 500 an. Sie vernichteten eine Kompanie des 39. Saigoner Rangerbataillons und machten weitere Gefangene. Ihre Fliegerabwehr schoss allein während des Angriffs auf die Höhe 500 sechs Hubschrauber ab. Es gelang dem Gegner nicht einmal, die Toten auszufliegen. Die Vietnamesen begruben sie und jagten jede Maschine in die Flucht, die sich in der Folgezeit der Höhe 500 näherte. Auch auf laotischer Seite gab es um diese Zeit im Norden der Straße Nr. 9 keinen gegnerischen Stützpunkt mehr. Die Gegend um La Tuong und Chaki war befreit.

General Lam hatte das Schicksal seiner Nordgruppe auch durch eine verzweifelte Maßnahme in letzter Stunde nicht mehr wenden können. Nachdem er die Gefahr erkannt hatte, die seiner bei Ban Dong immer noch festliegenden Zentralgruppe drohte, wenn ihre rechte Flanke völlig entblößt wurde, gab er einer schnell in Ban Dong zusammengestellten Einsatztruppe den Befehl, in nördlicher Richtung auf La Tuong vorzustoßen. Diese Stoßgruppe, die aus dreißig Panzern und M-113-Schützenpanzerwagen mit zweihundert aufgesessenen Luftlandesoldaten bestand, kam etwa sechs Kilometer weit. Sie benutzte einen schmalen Fahrweg, der schließlich auf einer Hochebene zwischen schroff ansteigenden Abhängen endete. Mitten auf dieser Ebene sahen sich die Saigoner Truppen plötzlich einer Kolonne von Schwimmpanzern gegenüber, die in weit gefächerter Gefechtsformation angriff. Es folgte ein kurzes, heftiges Gefecht, das mit dem Abschuss von siebzehn Saigoner Panzerfahrzeugen endete. Die übrigen dreizehn wurden von den laotischen Befreiungsstreitkräften intakt erbeutet. Die meisten der zweihundert Luftlandesoldaten wurden in dem Gefecht getötet, der Rest geriet in Gefangenschaft.

General Lam wollte die neue Niederlage nicht eingestehen.

Noch bevor die Nachricht von der Vernichtung der Stoßgruppe bekanntgegeben wurde, setzte er von Ban Dong aus weitere Kräfte nordwärts in Marsch. Diesmal schickte er die dreifache Zahl an gepanzerten Fahrzeugen, um eine Entscheidung zu erzwingen. Aufgesessen auf die Panzer waren Einheiten des 8. Luftlandebataillons. Dort, wo bereits die erste Stoßgruppe vernichtet worden war, kam es erneut zum Kampf, auf halbem Wege zwischen Ban Dong und La Tuong. Wieder griffen Panzer der laotischen Befreiungsarmee in die Kämpfe ein und vernichteten den größten Teil der gegnerischen Fahrzeuge. An die hundert zerschossene Panzerfahrzeuge der Saigoner Truppen lagen auf der Ebene zwischen Ban Dong und La Tuong, als der Rest der Einsatzgruppen schließlich die Flucht ergriff und sich nach Ban Dong zurück rettete. Das war am 3. März 1971. Damit war für die Saigoner Truppen jegliche Hoffnung geschwunden, dass sie noch einmal im Norden der Straße Nr. 9 Fuß fassen konnten. Die Panzerabteilungen der laotischen Befreiungsstreitkräfte wurden um die Zentralgruppe des Gegners bei Ban Dong gruppiert. Das Ende kündigte sich auch hier an; aber der Gegner hatte noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, über Tchepone hinaus vorstoßen zu können. Er verlagerte seine Aktionen jetzt an die Südfront, wo er immer noch über eine Anzahl Höhenstellungen verfügte.

Mit einer neuen Taktik wollte General Lam, ohne Rücksicht auf die Bedrohung durch die offene rechte Flanke, die Entscheidung erzwingen. Er erreichte, dass ihm weitere US-Hubschraubereinheiten zur Verfügung gestellt wurden, und bald raunten sich die Korrespondenten in Khe Sanh untereinander zu, dass die letzte Geheimwaffe des abgewirtschafteten Generals nun »springende Frösche« sein sollten. Niemand wusste etwas mit diesem Hinweis anzufangen. Aber bald wurde offenbar, auf welche Weise General Lam glaubte, doch noch wenigstens Tchepone zu erreichen ...

Die springenden Frösche

Chao Dam, der kleine, schwächliche Aufklärer am Phu Co Boc, sah staunend zu, wie die Artilleristen, die westlich des Berges in Stellung gegangen waren, die Behälter mit den schweren Granaten schleppten. Sie waren ausnahmslos kräftige, große Männer, denen es offensichtlich keine Mühe machte, die Lasten zu tragen. Sie hatten bereits auf dem Wege hierher einen Teil ihrer Geschütze selbst transportiert. Die schweren Haubitzen waren auseinandergenommen worden, und die Männer hatten die Einzelteile an Tragegestangen durch den Wald geschleppt und hier wieder zusammengesetzt.

Eine Zeitlang hatte Chao Dam den Artilleristen beim Herbeitragen der Munition geholfen, die ebenfalls von Trägerkolonnen herbeigeschafft wurde. Er hatte sich sehr anstrengen müssen, um nicht unter dem Gewicht einer dieser Granaten in die Knie zu gehen, und nachdem er sie einige hundert Meter bis zum Stapelplatz getragen hatte, war er ziemlich erschöpft. Er hatte sich ausgeruht und dann wieder mit zugegriffen. Die Artilleristen legten für ihre Munition viele kleine Depots an, in die nur jeweils ein halbes Dutzend Granaten kamen. Auf diese Weise vermieden sie empfindliche Verluste bei gegnerischen Treffern. Die Mehrarbeit, die das Heranschaffen der Granaten während des Schießens machte, nahmen die Soldaten gern auf sich. Jedenfalls machten sie auf Chao Dam nicht den Eindruck von übermüdeten, überanstrengten Männern.

»Na, Kleiner«, sagte einer von ihnen im Vorbeigehen zu dem Aufklärer, »du solltest mal bißchen schlafen!« Er trug einen Korb Kartuschen auf der Schulter, eine Last, die Chao Dam zu Boden gedrückt hätte, und er scherzte dabei noch. Chao Dam wartete, bis er ohne den Korb wieder zurückkam, dann fragte er ihn: »Sag mal, was seid ihr da im Norden bloß alle für Riesen! Wie macht ihr das?«

Der Artillerist lachte. Er kam aus dem Gebirge, aus der Gegend um Sam Neua. Er sagte: »Das ist eben so, im Norden sind wir größer und stärker, und ihr hier im Süden, ihr seid klein und flink. Muss wohl daran liegen, dass wir dem Himmel näher waren, als wir auf gewachsen sind!«

Er schwitzte. Chao Dam sah, wie er mit der Zunge die Lippen befeuchtete. Sie waren aufgesprungen. Der Tag war heiß. Selbst hier im Wald war die Temperatur höllisch. Es schien, als ob die Leute aus den Bergen dieses Klima ein wenig schlechter vertrugen als die Einheimischen.

»Hast du Durst?« fragte ihn Chao Dam. Der Artillerist sah ihn nachdenklich an. »Du fragst? Meine Tagesration Wasser habe ich schon Mittag getrunken!«

Sie bekamen abgekochtes Wasser, das die Frauen für sie zubereiteten. Chao Dam wusste es von Souvan. Die Frauen kochten unentwegt Wasser ab. Sie schafften es kaum, so viel wurde gebraucht.

»Du bist nicht aus dem Wald?« erkundigte sich Chao Dam. Der andere schüttelte den Kopf. »Nichts als Berge bei uns. Schöne Luft, klar, ganz frisch. Anders als hier.«

»Und Bescheid weißt du im Wald auch nicht besonders gut, wie?«

Der Artillerist sah ihn überrascht an. Immerhin war er bereits drei Jahre Soldat, und die meiste Zeit davon hatte er sich im Wald aufgehalten.

»Wenn du trinken willst, kommt mit«, sagte Chao Dam. Er drang in den Wald ein. Der Artillerist folgte ihm. Chao Dam zwängte sich zwischen den Ranken dorniger Büsche hindurch. Er bewegte sich vor dem Artilleristen her, bis sie einige hundert Meter von dem Platz, an dem die Batterie in Stellung lag, mitten im verfilzten Unterholz eine feuchte Stelle entdeckten.

Der Artillerist sah verwundert zu, wie Chao Dam mit seinem Messer die vermoderte Laubschicht vom Boden

wegkratzte. Darunter sickerte klares, kaltes Wasser aus dem Boden. Es lief nur ein paar Meter, dann verlor sich das winzige Rinnsal wieder, verschwand in lockerer, etwas sandiger Erde. Kratzte man nicht die dicke Schicht fauligen Laubes und verrottender Zweige weg, war es nicht zu sehen. »Da, trink!« forderte Chao Dam den Artilleristen auf. Der Artillerist schöpfte eine Handvoll auf und probierte es. Dann wandte er sich Chao Dam zu. »Du kennst dich hier gut aus!«

»Ich bin hier aufgewachsen«, gab der Aufklärer zurück. »Und du kennst jede Stelle, an der es Trinkwasser gibt, wie?« Chao Dam lächelte. »Frisches Wasser kann man riechen, Bruder. Und man sieht es an dem, was in der Nähe wächst. Es gibt Pflanzen, die wachsen nur dort, wo dicht unter der Erde Wasser fließt.«

Er deutete auf ein paar mattgelbe Blätter. Der Artillerist trank, bis sein Durst gestillt war. Dann füllte er seine Flasche. Er meinte: »Es ist nicht weit von der Stellung. Ich werde es den anderen zeigen.«

Während sie zurückgingen, hörte Chao Dam, dass die Haubitzen der Saigoner auf dem Phu Co Boc anfangen zu schießen. Der Artillerist hinter ihm drängte: »Schnell, Bruder, schnell!«

Die Geschütze waren bereits feuerbereit, als Chao Dam und der Artillerist bei der Batterie ankamen. Der Artillerist lief schnell an seinen Platz. Der Batteriechef hatte den Telefonhörer am Ohr, der ihn mit dem vorgeschobenen Beobachter verband. Er wartete auf den Befehl zur Feuereröffnung.

Seit Wochen war das so: Immer, wenn die Saigoner Soldaten mit ihren Haubitzen auf dem Phu Co Boc zu schießen begannen, deckte die laotische Artillerie sie sofort mit Granaten ein. Die Saigoner versuchten mit ihrem Feuer die Gegend an der Straße abzutasten und dort Aktionen der laotischen Befreiungsarmee zu unterbinden. Um sie daran zu

hindern, schossen die Geschütze der laotischen Befreiungsarmee sofort, wenn der Gegner damit begann. So zwangen sie die Geschützbedienungen auf dem Berg in ihre Deckungen und brachten sie durcheinander. Dadurch war den Haubitzen der größte Teil ihrer Gefährlichkeit genommen. Sie konnten nicht ungestört schießen. Und während die Batterien am Fuße des Berges in der Lage waren, ihre Stellungen nach Bedarf zu wechseln, war der Gegner auf der kleinen ebenen Fläche oben auf dem Phu Co Boc gezwungen, immer aus denselben Positionen zu schießen. Für ihn gab es keine Möglichkeit, dem Feuer auszuweichen. Die Laoten hatten bereits ein gutes halbes Dutzend Haubitzen auf dem Berg vernichtet.

Aber bislang flogen die Hubschrauber immer wieder neue Geschütze ein. Zuweilen wurde einer von der laotischen Flak dabei erwischt, und Hubschrauber samt neuem Geschütz purzelten in den Wald, aber sie schafften es noch, den Nachschub für die Okkupanten auf dem Berg einigermaßen in Fluss zu halten. Das würde sich in kurzer Zeit ändern. Chao Dam wusste es bereits. Es waren neue Fla-Geschütze angekommen und Raketenwerfer. Sie standen bereit. Der Tag, an dem man den Phu Co Boc stürmen würde, konnte auch nicht mehr fern sein, denn bereits gestern waren die ersten Stoßgruppen eingetroffen. Noch warteten sie in ihren Bereitstellungen, aber gewiß nicht mehr lange. Die Zeit, mit den Kerlen auf dem Berg Schluß zu machen, war gekommen.

Als die laotischen Geschütze zu feuern begannen, hielt sich Chao Dam die Hände vor die Ohren. Er bewunderte die Artilleristen, die blitzschnell die schweren Granaten heranschleppten und in die Rohre schoben, die mit den Kartuschen umgingen, als handle es sich dabei um leere Wasserbehälter aus Bambus. Als die Batterie das Feuer einstellte, winkte der Batteriechef Chao Dam zu sich. Er gab ihm eine schnell hingeschriebene Meldung an den

vorgeschobenen Beobachter mit, die Chao Dam wie üblich las, bevor er sie einsteckte. Der Beobachter wurde gebeten, noch am selben Tag mit den Geschosswerfern darüber einig zu werden, wann diese sich auf den Berg einschossen. Soweit Chao Dam in der Lage war, die Bedeutung der Meldung zu beurteilen, hieß das, dass der Angriff unmittelbar bevorstand und alle Rohre, die bis jetzt noch geschwiegen hatten, mitsprechen würden. Er machte sich auf den Weg und überlegte, ob der Beobachter ihn vielleicht heute noch einmal hinunter zur Funkstelle schicken würde. Und er musste an Souvan denken. Als er mitten im Wald war, zwischen der Artilleriestellung und dem Platz, an dem der Beobachter saß, hörte er die Hubschrauber anfliegen. Offenbar brachten sie bereits so kurze Zeit nach dem Feuerschlag wieder Nachschub. Die Flak begann sofort zu schießen, und Chao Dam bedauerte, unter dem dichten Laubdach der Bäume nichts von dem sehen zu können, was sich in der Luft abspielte. Er beeilte sich, den Banyan zu erreichen. Von dort aus würde er die Kuppe des Phu Co Boc sehen können.

Seit Anfang März hatte sich die Situation für die Höhenstützpunkte der Saigoner Truppen südlich der Straße Nr. 9 schnell zugespitzt. Es begann damit, dass laotische Einheiten die beiden am weitesten südlich gelegenen Stützpunkte in kurzen, harten Gefechten eroberten. Das waren die Höhen 405 und 619, sechzehn Kilometer südwestlich von Lao Bao, dem Ort an der laotisch-vietnamesischen Grenze.

Es waren zwei Bergkuppen, die von Einheiten des 3. Regiments der 1. Saigoner Infanteriedivision besetzt worden waren. Seit Wochen bereits waren sie von laotischen Kräften eingeschlossen und wurden mit Hubschraubern versorgt. Aber die Zahl der Transporthubschrauber, die bei den Anflügen auf die Stützpunkte abgeschossen wurden, mehrte sich von Tag zu Tag. Bisher lagen ringsum insgesamt fünfunddreißig amerikanische Hubschrauberwracks in den Wäldern, und die

laotischen Soldaten hatten die beiden Bergkuppen noch nicht angegriffen.

Sie stürmten die beiden Stellungen am 27. Februar und am 1. März nach wirksamen Feuerschlägen ihrer Geschosswerfer. Sie warfen die demoralisierten Saigoner Soldaten aus ihren Stellungen, erbeuteten siebzehn Geschütze und machten zahlreiche Gefangene. Damit war an der äußersten Südflanke der Kampf um die endgültige Liquidierung der gegnerischen Höhenstellungen eröffnet worden. Die Strategie war einfach: Nach der Vernichtung der Nordgruppe war nun die Südgruppe an der Reihe. Danach würde der Angriff auf die immer noch bei Ban Dong festliegende Zentralgruppe geführt werden.

General Lam musste unter allen Umständen versuchen, die Strategie der laotischen Befreiungsarmee zu durchkreuzen, wenn er nicht zusehen wollte, wie seine Streitmacht systematisch aufgerieben wurde. Lam beriet sich mit den US-Militärs. Sie sagten ihm noch mehr Luftunterstützung zu. Aber mit Jagdbombern war wenig auszurichten. Sie fanden in dem unübersichtlichen Gebirgsland so gut wie keine Ziele. Die laotischen Soldaten waren hervorragend getarnt. Man ahnte zwar, dass sie um die Höhenstellungen jeweils einen dichten Belagerungsring gelegt hatten, aber es war nicht möglich, die Stellungen aus der Luft auszumachen. Sie befanden sich unter dem schützenden Dach des Waldes. Die Maschinen warfen Unmengen von Napalm rings um die Höhenstellungen ab, aber der Erfolg blieb aus. Die Operation in Laos war wohl doch nur von den Bodentruppen endgültig zu entscheiden.

Gleichzeitig mit dieser Erkenntnis begriff General Lam, dass seine Stützpunkte auf den Bergen ausgezeichnete Zielscheiben für die laotische Artillerie abgaben. Also rechnete er sich aus, dass er eine Chance hätte, wenn es ihm gelänge, mit den bisher auf den Höhen festsetzenden Truppen Stellungswechsel vorzunehmen. Ihm schwebte vor, dass ganze Hubschrauberflotten innerhalb kurzer Zeit die Besatzung einer

solchen Höhenstellung aufnehmen und sie wenige Minuten später auf einer anderen Höhe absetzen würden, von wo die Besatzung sofort in den Kampf eingreifen könnte, noch bevor der Gegner sie lokalisiert hätte. So sollten schwere Verluste verhindert und das laotische Angriffskonzept durchkreuzt werden.

So wenig überzeugend diese Taktik sich auch für erfahrene US-Offiziere anhörte, das Oberkommando entschied sich, General Lam zu unterstützen. Man stellte ihm noch mehr Hubschrauber zur Verfügung. Außerdem brachten Transportmaschinen Reserven heran. Sie flogen aus Kambodscha die 369. Saigoner Marinebrigade nach Quang Tri. Die 2. Luftlandebrigade und zwei neue Panzerabteilungen sollten die Zentralgruppe bei Ban Dong verstärken, während die 147. Marinebrigade südlich der Straße Nr. 9 eingesetzt werden sollte, im Zusammenhang mit der neuen Taktik, die General Lam entwickelt und die er als »Froschsprünge« bezeichnet hatte. Südlich von Da Nang wurden zwei Regimenter der 2. Saigoner Infanteriedivision verladen und in die Gegend an der Straße 9 innerhalb Vietnams verlegt. Sie sollten dort die Aufmarschbasis Khe Sanh und die umliegenden Stützpunkte gegen die immer stärker werdenden Angriffe der Befreiungsfront sichern helfen. Alles dies wurde meist von den Maschinen der 101. Amerikanischen »Airmobile Division« erledigt, die auf Wunsch General Lams nach Khe Sanh verlegt worden war.

Der Oberkommandierende der Laosoperation versprach sich von der neuen Kampfweise noch einen zusätzlichen psychologischen Effekt: Es würde Bewegung in das Kampfgeschehen kommen. Man konnte jeden Tag neue Berge als besetzt melden. Darunter geriet vielleicht in Vergessenheit, dass Tchepone immer noch nicht erreicht war. Ob der General selbst daran glaubte, dass diese »Froschsprung«-Taktik ihm den ersehnten Erfolg bringen würde, wird wohl nie

herauszufinden sein. In dieser Taktik zeichnete sich jedoch bereits das Eingeständnis ab, dass sich die Saigoner Truppen in Laos absolut in der Defensive befanden und dass es eigentlich nur noch darum ging, die Befreiungskräfte daran zu hindern, sie in wenigen Tagen restlos zu vernichten.

Aber General Lam interpretierte seine neue Taktik im Gegenteil als die letzte Vorstufe zum endgültigen Sieg. Die Saigoner Regierung war sich insgeheim bereits über die Interpretation dessen einig, was in unmittelbarer Zeit geschehen würde: Rückzug aus Laos. Man würde die Aktion »Lam Son 719« abschließen. Offiziell würde verkündet werden, dass der Vorstoß seinen Zweck erfüllt habe: Dem Gegner seien hohe Verluste beigebracht worden und die Saigoner Armee habe bewiesen, dass sie »jederzeit in der Lage war, einen Vorstoß in das Herzland des Gegners vorzunehmen und dort Aktionen durchzuführen«. Der Text für diese Verlautbarung lag bereits fest, als die Journalisten in Khe Sanh noch immer fragten, wie es denn nun um Tchepone stünde.

Wenn General Lam anfangs noch angenommen hatte, dass das »Froschspringen« - der schnelle Wechsel der Stützpunkte südlich der Straße Nr. 9 - die laotischen Kräfte wenigstens durcheinanderbringen würde und sich dadurch vielleicht der Druck auf die Zentralgruppe bei Ban Dong vermindern ließe, dann sah er sich bald gründlich getäuscht.

Trotzdem - zu den befestigten Höhenstellungen »Sophia«, »Lollo«, »Brown«, »462«, »Delta 1« und auf dem Phu Co Boc sollte zunächst eine weitere, nur drei Kilometer von Tchepone entfernt, kommen.

Am 6. März flog eine Hubschrauberflotte den Phu Tapang an. Von der Kuppe dieses Berges war Tchepone zu sehen. Aber die Soldaten, die zum Phu Tapang gebracht wurden, behielten keine Zeit, auch nur einen Blick auf die Stadt zu werfen. In der Nähe der Anhöhe befanden sich strategische Reserven der laotischen Befreiungsarmee, deren Standort den Saigoner

Truppen bislang unbekannt gewesen war. Sie wurden sofort in das Gebiet des Phu Tapang geworfen, und es kam bereits während der Landung der Saigoner Soldaten zu einem erbitterten Gefecht.

Von den anfliegenden Hubschraubern wurden allein am 6. März sechzehn abgeschossen; die meisten Soldaten, die sie befördert hatten, fanden dabei den Tod. Dazu kamen erhebliche Verluste an Material, so dass die Landung abgebrochen werden musste. Man wollte sie am nächsten Tag erneut versuchen. Trotzdem schickte General Lam noch am selben Abend ein Telegramm an den Saigoner Präsidenten Thieu, in dem er die Eroberung des Phu Tapang meldete und gleichzeitig mitteilte, dass Tchepone nun offen vor seinen Truppen läge, ein Ziel gleichsam für einen Spaziergang.

Thieu schickte sofort an die Eroberer des Berges und der Stadt ein Glückwunschtelegramm ab, das nachts noch den Redaktionen der Saigoner Zeitungen übergeben wurde. Am Morgen war in Saigon zu lesen, Tchepone sei nun endlich völlig erobert. Die erstaunten Korrespondenten in Khe Sanh baten daraufhin um die Erlaubnis, die eroberte Stadt zu besichtigen; doch General Lam musste diese Bitten wiederum ablehnen. Am frühen Morgen nämlich waren weitere Hubschrauber gestartet, um den Phu Tapang zu besetzen. Es zeigte sich jedoch, dass die Befreiungskräfte inzwischen diese Höhenstellung besetzt hatten. Sie verteidigten sie mit solcher Entschlossenheit, dass die Saigoner Soldaten einfach keinen Fuß auf den Berg setzen konnten.

Schließlich brachen die Hubschrauberpiloten nach weiteren Verlusten das Gefecht ab und schwenkten auf Heimatkurs ein. Sie setzten in Khe Sanh ihre Maschinen auf und erklärten, der Berg sei nicht zu erobern. General Lam tobte. Die amerikanischen Kommandeure sahen davon ab, ihre Piloten zu bestrafen. Sie hatten längst erkannt, dass in Laos nur noch die Möglichkeit bestand, weitere Maschinen zu verlieren; zu

gewinnen war dort nichts mehr.

Es zeigte sich, dass die Mobilität der im Berggebiet zwischen der Straße Nr. 9 und den von den Invasoren noch besetzten großen Bergstellungen operierenden laotischen Befreiungstruppen so groß war, dass sich nirgendwo eine Gruppe Saigoner Soldaten auf einer Höhe festsetzen konnte, ohne sofort angegriffen zu werden. Gleichzeitig mit der »Froschsprung«-Taktik General Lams gingen die laotischen Verbände zur entscheidenden Offensive gegen die Bergstützpunkte der Saigoner Armee südlich der Straße Nr. 9 über.

Am 12. März, früh, als die Nebel noch in den Tälern hingen, begannen plötzlich mehr als fünfzig Geschütze rings um den starken Stützpunkt »Sophia«, die Höhe 748, zu schießen. Sprenggranaten zerfetzten die Erdstellungen auf der Höhe. Panzergranaten bohrten sich in die Betonbunker, ließen Löcher entstehen und beraubten so die Saigoner Soldaten ihres einzigen bisher sicheren Schutzes. Binnen weniger Stunden waren die Verluste auf der Höhe 748 so angestiegen, dass selbst die wenigen noch intakten Geschütze nicht mehr bedient werden konnten. Wohl oder übel musste die Evakuierung des Stützpunktes eingeleitet werden. Hier versuchte General Lam noch, die kampffähigen Soldaten auf eine andere Höhe zu verlegen, aber das Manöver scheiterte an der außergewöhnlich wirkungsvollen Luftabwehr der laotischen Befreiungsarmee.

Nachdem die Amerikaner bei dem Evakuierungsversuch im Laufe des Tages insgesamt zehn Hubschrauber verloren hatten, gaben sie auf. Sie überließen die Saigoner Verbündeten ihrem Schicksal. Diese ergaben sich in der Mehrzahl.

Kleinere Gruppen versuchten auf eigene Faust ostwärts zu flüchten und sich bis Khe Sanh durchzuschlagen. Sie wurden entweder unterwegs von laotischen Patrouillen aufgegriffen, oder sie verliefen sich im Dschungel und kamen um. Am nächsten Morgen schossen vom ehemaligen Stützpunkt

»Sophia« auf der Höhe 748 bereits zehn von den laotischen Soldaten intakt eroberte schwere Haubitzen amerikanischen Typs auf die wenige Kilometer östlich gelegene nächste Bergstellung des Gegners, die Höhe 690, von den Saigonern »Liz« genannt.

Truppen der laotischen Befreiungsarmee griffen gleichzeitig den Nachbarstützpunkt »Lollo« auf der Höhe 723 an. Dort, auf einem relativ großen Plateau, das man mit Betonbunkern und Erdstellungen stark ausgebaut hatte, lagen das 1. Regiment der 1. Saigoner Infanteriedivision sowie vier weitere Infanterie- und Artilleriebataillone. Am 16. März griffen die Befreiungskräfte »Lollo« von allen Seiten zugleich an, nachdem sie den Stützpunkt zuvor durch massiertes Artilleriesfeuer bereits stark angeschlagen hatten. Die Kämpfe dauerten die ganze Nacht bis zum nächsten Tag. Dann war der Gegner durch das fortwährende Feuer und die unablässigen Angriffe derartig demoralisiert, dass die Kommandeure einzelne Soldaten an den Hubschraubern, mit denen sie fliehen wollten, persönlich erschossen. Auch das konnte jedoch die Kampfmoral nicht mehr heben. Die Amerikaner verloren sechzehn Hubschrauber bei dem Versuch, wenigstens die Schwerverletzten und die höheren Offiziere auszufliegen, bevor der Stützpunkt aufgegeben wurde.

Zu dieser Zeit dachte selbst General Lam nicht mehr daran, etwa Truppen vom Stützpunkt »Lollo« auf einen anderen Berg verlegen zu lassen. Ohne es öffentlich einzugestehen, gab er seine »Froschsprung«-Taktik stillschweigend auf und war nur noch interessiert, so viele Männer wie möglich aus den bedrohten Höhenstellungen zu retten, bevor die Befreiungsstreitkräfte sie stürmten.

Auf der Höhe »Lollo« starben mehr als eintausend Saigoner Soldaten im Kampf, zweihundert wurden gefangengenommen. Die laotischen Soldaten erbeuteten allein sechzehn intakte Haubitzen, Munition, Handfeuerwaffen in großer Menge und

weiteres Kriegsmaterial. Rund um den Stützpunkt lagen nach der Eroberung insgesamt achtundzwanzig amerikanische Hubschrauber abgestürzt im Dschungel. Der Stützpunkt »Liz« fiel gleichzeitig mit »Lollo« am 16. März.

Am 18. März, als jene Einheiten der laotischen Befreiungsarmee, die die Zentralgruppe der Saigoner Invasoren bei Ban Dong eingeschlossen hielten, plötzlich von allen Seiten diese stärkste Konzentration des Gegners angriffen, existierten südlich der Straße Nr. 9 nur noch die Stützpunkte »Brown« auf der Höhe 660, eine kleinere Kampftruppe auf der Höhe 462, der Stützpunkt »Delta 1« auf der Höhe 550 und die Stellung auf dem Phu Co Boc. General Lam gab das Signal für eine beschleunigte Evakuierung aller dieser Höhenstellungen. Für »Brown« war es zu spät - die Höhe wurde am 20. März gestürmt. Zwei Tage später eroberten die Befreiungskräfte auch »Delta 1«. Die Besatzung der Höhe 462 konnte nur teilweise mit Hubschraubern evakuiert werden, der Rest schlug sich in den Dschungel. Nur wenigen Soldaten gelang es zu fliehen.

Blieb der Phu Co Boc. Er war zuletzt an der Reihe. Als die Hubschrauber dort anflogen, sahen die Piloten unter sich, wie Artilleriefeuer den Gipfel umpflügte. Carpenter flog eine der Skycranes, die den Befehl hatten, vom Phu Co Boc möglichst viele der dort verbliebenen Geschütze nach Khe Sanh zurückzuholen. Andere Maschinen sollten die Truppen aufnehmen, die sich seit Stunden im konzentrierten Artilleriefeuer befanden. Über Funk hatte der Stützpunktkommandant mitgeteilt, dass er nur noch über wenige Dutzend kampffähiger Soldaten verfüge. Der Rest wäre verletzt oder tot oder wolle einfach nicht mehr kämpfen. Eine erhebliche Anzahl Soldaten hatte unter dem Schock des Artilleriefeuers die Selbstbeherrschung verloren. Es zeigte sich wieder, dass diese Truppen nicht gewöhnt waren, ausdauernd und zäh einem gut ausgerüsteten Gegner standzuhalten.

Die Betonbunker waren im Laufe des stundenlangen Feuers meist durch Panzergranaten zerstört worden. Sie boten keinen Schutz mehr. Während Carpenter mit den anderen Hubschraubern anflieg, waren die laotischen Soldaten nur noch etwa zweihundert Meter vom Gipfel entfernt, unter ihnen auch Chao Dam. Als die Kommandos aufbrachen, hatte er den Artilleriebeobachter gefragt, ob er noch gebraucht würde. Doch der hatte den Kopf geschüttelt und gemeint, in ein paar Stunden sei sowieso Schluß. Was jetzt noch zu tun sei, das müßten die Soldaten erledigen, die soeben aufbrachen. Da war Chao Dam hinter ihnen hergelaufen. Er schloss sich einer Gruppe an, deren Sergeant zu ihm sagte: »Wenn du von hier bist und Bescheid weißt, gibst du einen guten Führer ab!«

Chao Dam konnte den Soldaten zeigen, wie man am besten bergauf stieg, ohne vom Gegner entdeckt zu werden. Sie kamen schneller vorwärts, als sie gedacht hatten. Das Feuer der Artillerie hämmerte immer noch auf die Kuppe, so dass man dort oben nur Qualm und hochaufsteigende Dreckfontänen sah. Es war so gut wie sicher, dass der Gegner bei diesem Beschuss lieber in seinen Löchern hockte als den Kopf zu heben, um nach Angreifern Ausschau zu halten. Die Soldaten der Befreiungsarmee machten sich diesen Vorteil voll zunutze. Als wieder ein Schwarm Hubschrauber über der Kuppe erschien, blieben sie still liegen und warteten ab.

Vor den Hubschraubern musste man sich hüten, sie hatten schwere Maschinengewehre an Bord. Wenn sie auf halber Höhe Bewegungen entdeckten, würden sie angreifen. Die Flak schoss auf die einschwebenden Maschinen. Chao Dam verfolgte fasziniert die Rauchspuren der Geschößserien aus den Schnellfeuerkanonen, und immer, wenn eine dieser Serien einen Hubschrauber erwischte, wäre er am liebsten aufgesprungen und hätte in die Hände geklatscht. Plötzlich aber duckte er sich ganz tief und vermied jede Bewegung. Ein Lastenhubschrauber flog den Abhang an. Der Pilot wollte wohl

auf diese Weise das Fla-Feuer unterfliegen, denn anders war das waghalsige Manöver nicht zu erklären.

In der Tat bekam die Skycrane, die, sich in geringer Entfernung zu dem Abhang haltend, langsam auf den Gipfel zu stieg, so gut wie kein Abwehrfeuer mehr, weil sie außerhalb des Bereichs der Schnellfeuerkanonen war. Ein Pilot, der das wagte, musste schon große Angst vor der Flak haben, dass er die Gefahr übersah, der er sich aussetzte, wenn er so nahe am Abhang schräg aufwärts flog.

Chao Dam begriff, was der Hubschrauber wollte. Dort oben standen noch einige Haubitzen, die wohl gerettet werden sollten. Er sah zu, wie der Hubschrauber nach seinem tollkühnen Hangflug auf der Kuppe niederging, und er hoffte, dass ihn in diesen Augenblicken die Artilleristen erwischen würden. Aber der Hubschrauber war schneller. Binnen einer Minute hatte er eines der schweren Geschütze angekoppelt, erhob sich wieder, knapp über der Kuppe schwebend, und nahm dann den gleichen Weg hangabwärts. Wieder hielt er sich so nahe am Hang, dass ihn die Schnellfeuerkanonen nicht erreichen konnten. Er fliegt einfach zu tief, dachte Chao Dam. Und dann musste er wieder den Kopf ducken, denn der Hubschrauber schwebte zum Greifen nahe über die Stelle hinweg, an der er lag.

Chao Dam handelte in diesem Augenblick aus eigenem Entschluß und vielleicht etwas übereilt, aber er tat instinktiv etwas Richtiges. Er drehte sich ein wenig zur Seite, legte an und schoss auf die unmittelbar vor ihm vorbeischwebende Glaskanzel, in der er zwei Amerikaner nebeneinander sitzend sah. Sein Feuer schlug in die Kanzel ein. Die Scheiben zersplitterten, die Köpfe der beiden Piloten verschwanden. Dann war die Skycrane an ihm vorbei. Der Motor lief einwandfrei, aber die Maschine kam ins Torkeln.

Chao Dam wollte seinen Augen nicht trauen, als sich der große Hubschrauber plötzlich schräg legte. Dann ging alles

blitzschnell. Die langen Rotorblätter berührten den Hang, splitterten ab. Die Maschine überschlug sich, das Geschütz wurde dabei hochgeschleudert und fiel mit voller Wucht auf den Rumpf der Skycrane, den es zerquetschte, bevor sich die Seile aus den Windenhaken lösten.

Erst da bekam Chao Dam den Mund auf. Er schrie den anderen zu: »Ich habe ihn abgeschossen! Seht ihr ihn? Ich habe ihn getroffen!«

Der Sergeant hatte noch Sekunden vorher die Absicht gehabt, Chao Dam wegen der Feuereröffnung ohne ausdrücklichen Befehl zu tadeln; jetzt unterließ er das. Der Junge hatte tatsächlich mit einem einzigen Feuerstoß dieses Monstrum mit der Kanone unter dem Bauch in einen Schrotthaufen verwandelt. »Chao Dam!« rief er ihm zu. »In Deckung abwärts kriechen! Zu dem Wrack. Die Flieger gefangennehmen, wenn sie noch leben! Und darauf achten, dass sie das Wrack nicht etwa sprengen!«

Chao Dam hob die Hand zum Zeichen, dass er verstanden habe. Der Sergeant beauftragte noch einen zweiten Soldaten, mit hinabzukriechen und das Wrack der Skycrane zu sichern. Man musste die noch brauchbaren Waffen bergen, bevor vielleicht eines der überlebenden Besatzungsmitglieder die Maschine in Brand setzte und sich davonmachte.

Wenig später kamen sie am Fuße des Berges an. Sie waren so schnell abgestiegen, dass sie außer Atem waren und sich ausruhen mussten. Chao Dam schob schnell ein neues Magazin in seine Waffe. Der andere Soldat atmete schwer; aber Chao Dam drängte: »Los, wir müssen sie erwischen!«

Sie hatten nicht weit zu gehen. Der Hubschrauber hatte bei seinem Absturz eine Bresche in das dichte Unterholz geschlagen. An der Stelle, wo er lag, bewegte sich nichts. Die beiden Soldaten schlichen sich trotzdem mit schussbereiten Waffen an ihn heran. Dann lauschten sie eine Weile, aber es war nichts zu hören. Chao Dam umging das Wrack und warf

einen Blick in die zusammengedrückte Kanzel. Er konnte sehen, dass die beiden Amerikaner noch in ihren Sitzen hingen. Ein dritter, vermutlich der Funker, lag zwischen ihnen. Keiner bewegte sich. Chao Dam winkte seinem Kameraden und forderte ihn auf, ihn mit seiner Waffe zu decken, während er näher ging und die Besatzung anrief. Er tat es mehrmals, aber obwohl alle Scheiben der Kanzel zerschlagen waren und sie ihn hätten hören müssen, rührte sich keiner der drei. Da sprang Chao Dam auf die Kanzel und blickte genauer hin. Als er sich wieder aufrichtete, winkte er dem zweiten Soldaten. »Komm her, sie sind tot.«

Leutnant Carpenter und seine Besatzung waren tödlich getroffen worden.

Der Phu Co Boc war die letzte Höhenstellung, die gestürmt wurde. Der Kampf war nur noch kurz, nachdem die laotischen Soldaten sich vor den Erdstellungen des Gegners erhoben hatten und vorwärts sprangen. Die meisten der Invasoren waren tot, andere mehr oder minder schwer verletzt. Die wenigen Überlebenden hoben zitternd die Hände. Die Angst stand in ihren Gesichtern, als die laotischen Soldaten sie nach Waffen untersuchten und ihnen dann zu verstehen gaben, sie sollten sich alle nebeneinander hinsetzen und warten, bis man sie in die Gefangenschaft abführte.

Um diese Zeit befand sich Chao Dam bereits wieder bei dem Artilleriebeobachter, der aus dem Banyan herabgestiegen war. Der Artilleriebeobachter sah ihm zu, wie er mit seinem Messer an einem kupfernen Ring herumschabte. Das Stück Metall stammte aus einer Leitung des Hubschraubers, den Chao Dam abgeschossen hatte. Er hatte es abgebrochen,

weil es so schön glänzte und ihm dabei einfiel, dass Souvan sich vielleicht freuen würde, wenn er ihr daraus einen Ring arbeitete.

Der Artilleriebeobachter packte seine Sachen zusammen. Seine Mission am Phu Co Boc war beendet. Eine Weile sah er

Chao Dam zu, dann meinte er: »Ist sie deine Frau?«

Der Aufklärer schüttelte den Kopf, aber dabei schmunzelte er eigenartig, dass der Beobachter mißtrauisch wurde und ihn fragte: »Braut?«

Wieder schüttelte Chao Dam den Kopf, und wieder lächelte er. Er drehte den Ring hin und her. Vielleicht war er ein wenig zu groß ausgefallen, aber das machte nichts. Jedenfalls war es ein schönes Andenken an seinen großen Tag. Chao Dam schob den Ring zur Probe auf einen Finger und hielt ihn dem Beobachter hin. Der nickte anerkennend. Dann rieb er sich die Augen und sagte zu Chao Dam: »Du wirst sicherlich Eindruck damit machen, Bruder! Ich kenne keine Frau, die sich über so ein Geschenk nicht freuen würde. Vielleicht bindet sie dir gelegentlich ein weißes Bändchen um dein Gewehr, wenn du dort unten schläfst und nichts Böses ahnst! Und nun laß uns aufbrechen.«

Er nahm sein Bündel auf. Chao Dam ließ den Ring in der Tasche seiner Uniform verschwinden. Der Kampf um den Phu Co Boc war vorbei, der Sieg errungen. General Lams »Frösche« sprangen nicht mehr. Zeit, sich ein paar Stunden Ruhe zu gönnen und nach Souvan zu sehen!

Hölle Ban Dong

Der Soldat Ho Van Lien grub sich mit seinem Feldspaten verzweifelt tiefer in das Erdreich. Er hatte den Fehler gemacht, den fast alle Soldaten machten: dass sie sich während der verhältnismäßig ruhigen letzten Tage kein ausreichend tiefes Deckungsloch schafften. Nun bereute er es. An jenem 18. März, am frühen Morgen, als es ganz plötzlich rings um Ban Dong und Kaki aus Hunderten von Rohren zu feuern begann und die Granaten der laotischen Haubitzen, die Raketen und die Wurfgranaten wie ein Feuerregen auf die Stellungen der Saigoner Truppen niedergingen, wurde Ho Van Lien von einer Angst befallen, die er zuvor noch nie gespürt hatte. Er ahnte, dies war der Anfang vom Ende.

Ho Van Lien lag immer noch am nördlichen Rande des Ortes. Unweit der verkohlten Reste der letzten Behausungen hatte seine Gruppe einen Streifen ebenen, unbewachsenen Landes zu sichern, der sich bis zum Wald hin erstreckte. Er mochte etwa einen Kilometer entfernt sein, dieser Wald. Eine Wand von Grün, verfilzt, mit Lianen durchzogen. Von dort würde der Gegner kommen. Jetzt kamen zunächst noch aus Feuerstellungen, die weit hinter diesem Waldrand liegen mussten, unablässig die Granaten, die zwischen den Deckungslöchern, den Betonbunkern und den überall abgestellten Fahrzeugen einschlugen.

Rechts von dem Streifen, den Ho Van Liens Gruppe zu sichern hatte, stieg das Gelände nach wenigen hundert Metern ziemlich steil an und formte einen Hügel, der dicht bewachsen war und hinter dem sich andere, höhere Hügel erhoben. Ho Van Lien hatte die Täler, die zwischen diesen Bodenerhebungen verliefen, nie gesehen. Vor Wochen war eine Kampfgruppe mit Panzern in diese Richtung aufgebrochen, um der in Bedrängnis geratenen Besatzung einiger Höhenstellungen im Norden Hilfe zu leisten. Es war nie

offiziell bekanntgegeben worden, dass die Befreiungsstreitkräfte diese Einheit ebenso wie die, die ihnen wenig später gefolgt war, so gut wie völlig zerschlagen hatten. Nur einige Überlebende waren Tage später zu Fuß durch den Wald zurückgekommen, zermürbt und entkräftet, und sie hatten, noch bevor man sie eiligst isolierte, von der Katastrophe erzählt.

Heute wusste jeder Saigoner Soldat in Ban Dong, dass es im Norden nur noch die Pathet Lao gab, ebenso wie im Süden, wo die letzten Stützpunkte unter dem schweren Feuer der laotischen Artillerie lagen und man auf einen günstigen Augenblick zu ihrer Räumung wartete. Die Geschütze auf diesen Bergstellungen konnten in den Kampf, der jetzt um Ban Dong entbrannte, schon nicht mehr eingreifen. Sie waren entweder zerstört, oder die Besatzungen steckten unter der Erde, um das gegnerische Feuer zu überleben. Selbst wenn sie geschossen hätten, wäre es nichts weiter als ein zielloses Streuf Feuer gewesen, denn es gab keine sicheren Anhaltspunkte darüber, wo sich der Gegner aufhielt. Er war überall, aber er war einfach nirgendwo zu finden, festzuhalten und unter Beschuss zu nehmen. Die laotischen Batterien wechselten ihre Feuerstellungen so schnell, dass den Invasoren nichts übrigblieb, als sich auf die Hubschrauber zu verlassen, die ihnen Werte zufunkten, bei deren Ermittlung sie auf die gelegentliche Beobachtung von Mündungsfeuer angewiesen waren.

Es war den Saigoner Truppen nicht gelungen, ihre vielen technischen Hilfsmittel angemessen einzusetzen; ihre Kampftechnik lag nutzlos in den Stellungen um Ban Dong. Die amerikanischen Flieger warfen zwar immer noch ihre Bomben in den Dschungel, sie schossen ihre Raketen ab und ließen ihre Napalmkanister hinabfallen - ein nennenswerter Erfolg zeigte sich jedoch nicht.

Ho Van Lien arbeitete ohne Unterbrechung. Sein Loch war

jetzt bereits so tief, dass er völlig darin verschwinden konnte. Er grub sich seitlich in die Erde hinein, so dass er von oben überhaupt nicht zu sehen sein würde. Es machte einige Mühe, das Erdreich herauszuwerfen, aber Ho Van Lien gönnte sich keine Pause. Er schwitzte, und der Durst brannte in seiner Kehle, doch das hielt ihn nicht auf. Wenn die nächste Lage Granaten die Stellung zerschlug, dann würde Ho Van Lien bereits in einer kleinen Nische seitlich in seinem Loch hocken, so dass ihn nur ein Volltreffer ernstlich gefährden konnte. Vielleicht übersehen mich die Laoten, wenn sie angreifen, dachte er. Vielleicht laufen sie an dem Loch vorbei, dann kann ich mich hier noch einige Tage versteckt halten, bis alles ruhig geworden ist, und versuchen, wieder nach Vietnam zu kommen. Er hatte zwar nicht viel Hoffnung, dass ihm das gelingen würde, aber er klammerte sich trotzdem an diesen Gedanken.

Das alles hatte anders ausgehen sollen. Als sie von Khe Sanh aufbrachen, hatten die Soldaten noch an laotische Mädchen gedacht, an Vorratslager der Befreiungstruppen, die sie plündern würden, an Opium. Das alles war jetzt vergessen. Jetzt kam es nur noch darauf an, zu überleben, davonzukommen.

Sprach einer während der Ausbildung von Artillerie, dann immer nur im Zusammenhang mit der eigenen Armee. Jetzt heulten draußen die 102-mm-Raketen der Laoten von den Hügeln herüber und schlugen zwischen die notdürftig getarnten Fahrzeuge des Gegners. Dazwischen barsten immer wieder schwere Granaten der 155-mm-Haubitzen. Sie rissen riesige Krater in die Erde. Die laotischen Soldaten verstanden offenbar mit diesen Geschützen umzugehen. Sie hatten bereits einen großen Teil der halb eingegrabenen Lastwagen zerstört. Ganze Ladungen von Munition für Handfeuerwaffen waren in die Luft geflogen. Am Nordrand des Einschließungsringes hatte einer der ersten Treffer eines Geschosswerfers ein eben erst

angelegtes Depot mit Handgranaten und Munition zerfetzt. Für Minuten lang war die Gegend in den weißen Qualm des brennenden Phosphors gehüllt, in den sich das Gas aus den Geschossen der »Elefantenbüchsen« mischte. Wer nicht wenigstens einen halben Kilometer von der Einschlagstelle entfernt gelegen hatte, war verbrannt. Noch jetzt war die Gegend nicht wieder besetzt. Man hatte die Stellung zurückverlegt, aber die Soldaten hatten immer noch den Gestank der verbrannten Leichen in der Nase.

Unweit der Stelle, an der die Gruppe Ho Van Liens lag, war ein großer Container mit amerikanischer Verpflegung getroffen worden. Sein Inhalt lag verstreut zwischen den Trichtern und Löchern: K-Rationen in gewachsenen Pappkartons, Büchsen mit Hamburgern, Eier mit Schinken in Portionsbüchsen, Keks und Zigaretten, Nescafe, Kaugummi und Toilettenpapier. Das riesige Heerlager der Invasoren bei Ban Dong und Kaki dehnte sich fast acht Kilometer entlang der Straße aus. Jetzt war es bereits geteilt, denn die Befreiungstruppen hatten kurz hinter Kaki einen Vorstoß über die Straße hinweg unternommen, und das Gebiet dort war von Ban Dong abgeschnitten worden.

Zwischen Kaki und der vietnamesischen Grenze beherrschten die laotischen Befreiungstruppen inzwischen ohnehin die Straße Nr. 9. Noch während des Artilleriefeuers forderte der Kommandeur der eingeschlossenen Saigoner Truppen Luftunterstützung an. Minuten später erhielt er sie. Für etwa eine Stunde flog eine Kette Jagdbomber nach der anderen Ziele außerhalb des Verteidigungsringes an. Zum erstenmal konnten die Saigoner Soldaten wieder für kurze Zeit die Köpfe aus der Deckung heben. Die Flieger warfen Sprengbomben und Napalm dorthin, wo sie den Gegner vermuteten. Sie verstreuten ganze Ladungen von Kugelbomben, und sie versuchten, systematisch einen Streifen Gelände »abzubrennen«, der sich um den eingeschlossenen Stützpunkt zog.

Die Saigoner Soldaten beobachteten die Flieger mit gemischten Gefühlen. Sie sahen, dass die Bomben viel zu nahe lagen. Die Laoten konnten noch nicht so dicht am Stützpunkt sein. Außerdem schwieg ihre Artillerie, während die Maschinen anfliegen. Dafür aber schoss ihre Fliegerabwehr. Es war erstaunlich, wie viele Fla-Waffen sie um Ban Dong zusammengezogen hatten. Die Jagdbomber gerieten bei jedem Anflug in eine Abwehrfeuer, das sich an Wirkung steigerte. Bald lagen die ersten abgeschossenen Thunderchiefs in den Wäldern, und US-Hubschrauber schwirrten heran, um von den Besatzungen zu retten, was sich mit dem Fallschirm hatte aus den brennenden Maschinen katapultieren können. Sie schafften es nicht, die Piloten herauszuholen, denn die langsam fliegenden Hubschrauber wurden von unzähligen Handfeuerwaffen so stark beschossen, dass sie schleunigst wieder auf Höhe gingen. Kreisten sie mehr als tausend Meter über dem Erdboden, dann platzten bald um sie herum die ersten Granaten der schweren laotischen Rohrflak, so dass es keinen anderen Ausweg gab, als abzudrehen und nach Khe Sanh zurückzufliegen.

General Lam, der sich wiederholt mit dem Oberkommandierenden Abrams beriet, was in dieser Phase noch zu tun bliebe, erhielt soviel Luftunterstützung wie er brauchte. Im Laufe des Tages flogen sogar Formationen von B-52-Bombern, aus Guam kommend, über Ban Dong hinweg und begannen das Hinterland der Befreiungsstreitkräfte mit Bombenteppichen einzudecken. Doch um diese Zeit schoss die laotische Artillerie bereits wieder auf die Saigoner Stellungen.

Kurz vor Sonnenuntergang griffen an der Westseite des Ortes, dort, wo die Straße in Richtung Tchepone verlief, Einheiten der laotischen Befreiungsarmee eine Schützenstellung an. Die Artillerie stellte das Feuer ein, und wenige Minuten später, als die Invasoren glaubten, aufatmen zu können, als sie damit rechneten, dass jetzt vielleicht Essen

ausgegeben würde, blickten sie plötzlich in die Mündungsblitze von Maschinenpistolen. Die laotischen Soldaten hatten sich während des Feuers bis auf kurze Entfernung an die gegnerische Schützenstellung herangearbeitet, und nun entspann sich ein kurzer, erbitterter Nahkampf, der damit endete, dass ein paar Dutzend Saigoner Soldaten nach rückwärts fliehen konnten und die Laoten die Schützenstellung am Westausgang des Ortes besetzten. Von hier aus hatten sie ein günstiges Schussfeld auf die Betonbunker, in denen sich die Stäbe der verschiedenen Einheiten befanden, aber auch Munition und Ausrüstung.

Noch während der Nacht nutzten die Befreiungsstreitkräfte die Nervosität des Gegners sehr geschickt aus. Sie konnten, während die Saigoner immer wieder die Nacht mit Hilfe ihrer Leuchtkugeln erhellten, die Fahrzeuge und Schützenpanzerwagen anvisieren, die nicht eingegraben waren. Es gelang ihnen auch, weitere Geschütze unbrauchbar zu machen.

Der Gegner antwortete mit wütendem Granatwerferfeuer auf die von ihm geräumten Positionen, aber er verursachte nur geringe Verluste, weil die laotischen Soldaten zunächst auswichen und die Stellung erst später wieder besetzten. Alles das spielte sich bereits ohne amerikanische Luftunterstützung ab.

Gegen Morgen kamen zwar einige sogenannte Drachenschiffe, alte zweimotorige Bomber, die mit Gatling-Kanonen ausgerüstet waren und damit in den Dschungel schossen, in der Hoffnung, laotische Soldaten zu treffen oder wenigstens ihre Umgruppierung, die Nachschubkolonnen und den Abtransport von Verwundeten zu stören. Als der 19. März anbrach, ein klarer, wolkenloser Sonnentag, hofften die Saigoner Soldaten wieder auf die amerikanischen Flieger. Sie kamen auch, aber nach kurzer Zeit, als die Verluste sprunghaft anstiegen, hielten die Kommandeure ihre Piloten zurück.

An diesem Tag schoss die laotische Artillerie einzelne Abschnitte der gegnerischen Verteidigung systematisch sturmreif. Sobald sich zeigte, dass die Saigoner unter dem Hagel der Granaten eine bestimmte Position räumten oder sich aus der Feuerzone zurückzogen, um sie eventuell nach Abflauen des Feuers wieder zu besetzen, stieß die laotische Infanterie nach. So löste sich das Gefecht in lauter Einzelkämpfe auf, und der Gegner musste eine Position nach der anderen aufgeben. Seit dem Augenblick, da man die Saigoner gezwungen hatte, von den Fahrzeugen zu springen, sich einzugraben und zu verteidigen, glaubten sie nicht mehr an einen Sieg über die Befreiungstruppen. Ihre Gedanken beschäftigten sich in wachsendem Maße damit, wie sie dieser Hölle entinnen konnten, auf welche Weise sie es fertigbringen konnten, Vietnam zu erreichen.

Auch mancher Kommandeur begriff hier, dass seine Soldaten einfach nicht in der Lage waren, einem so entschlossenen Gegner, der zäh sein Territorium verteidigte und der einfallsreich zugleich zum Angriff überging, Widerstand zu leisten. Woran das im einzelnen lag, darüber gingen die Meinungen auseinander. Die einen hofften, das würde sich mit der Zahl der Gefechte, die ihre Soldaten zu bestehen hatten, bessern. Andere wiederum schüttelten nur die Köpfe und meinten, die Soldaten wären mehr am Überleben interessiert als an der Erkämpfung eines Sieges, der letzten Endes doch nur den Vereinigten Staaten zugute käme. Es fehle ihnen der innere Antrieb, unter allen Umständen und unter dem bedingungslosen Einsatz ihres Lebens diesen Sieg zu erkämpfen. Einzelne Soldaten sprachen es offen aus, bevor sie sich nachts aus ihren Löchern entfernten und im Dschungel verschwanden. Andere versuchten, sich als Verwundete zu tarnen und von Hubschraubern mitgenommen zu werden. Wiesen die Piloten sie zurück, dann klammerten sie sich nicht selten in ihrer Verzweiflung an die Landekufen, so dass die

Piloten schließlich ihren Besatzungsmitgliedern den Befehl gaben, diese Soldaten einfach abzuschießen. Es wäre nicht nötig gewesen, denn die meisten, die auf diese Weise versuchten, dem Chaos in Ban Dong und anderswo zu entrinnen, brachten es ohnehin nicht fertig, sich länger als ein paar Minuten festzuhalten. Ihr Griff löste sich, und sie stürzten ab.

An diesem Morgen wurden die nördlich von Ban Dong und Kaki liegenden Panzerabteilungen der laotischen Befreiungsarmee in Bereitschaft versetzt. Die Panzersoldaten hatten seit Tagen dem Geschützdonner gelauscht, sie hatten jede Nachricht über das Gefecht verfolgt. Oftmals hatten ihre Kommandeure lange Diskussionen mit ihnen führen müssen, warum sie noch nicht in den Kampf eingreifen durften. Es war nun nahezu vier Wochen her, dass diese Soldaten ein paar Kilometer nördlich von Ban Dong die zur Entlastung der Saigoner Nordgruppe aufgebrochenen Einsatztruppen zerschlagen hatten. Inzwischen waren die Fahrzeuge wieder aufmunitioniert und betankt worden, sie standen einsatzbereit in ihren sicheren Deckungen. Die Abteilung Kham Sits hatte bei dem Gefecht nur zwei Panzer verloren. Verglichen mit den Verlusten des Gegners, war das gering. Wenn man bedachte, dass die meisten laotischen Panzerbesatzungen noch sehr jung waren und dass es ihnen an Kampferfahrung mangelte, dann hatte sich Kham Sits Abteilung hervorragend geschlagen.

Die Gegend, in der man die beiden Saigoner Einsatzkolonnen gestellt hatte, war ideales Panzergelände gewesen, leicht gewellt, buschbewachsen, gelegentlich mit Waldstücken bestanden. Man hatte gewartet, bis die Saigoner dort eintrafen, ehe man sie angriff. Nach dem Gefecht hatten

Kham Sits Fahrzeuge mehrere M-48-Panzer völlig intakt abgeschleppt sowie etwa ein halbes Dutzend Schützenpanzerwagen vom Typ M 113.

Eine andere Abteilung hatte sogar intakte M-60-Panzer

erbeutet, das schwerste Modell, das die Vereinigten Staaten ihren Saigoner Verbündeten bisher geliefert hatten. Ihre Besatzungen hatten sie panikartig verlassen, als sie sich von laotischen Panzern umzingelt sahen.

Die laotischen Fahrer mussten erst lernen, mit den erbeuteten Fahrzeugen umzugehen. Sie waren zunächst in sichere Verstecke gefahren worden, wo sie untersucht und Besatzungen an ihnen ausgebildet werden konnten. Wie auf ihrem Marsch vom Norden hierher waren auch nach dem Gefecht die Spuren der laotischen Panzer mit aller Gründlichkeit verwischt worden, so dass die amerikanischen Aufklärer, die verzweifelt herauszufinden versuchten, wohin die Fahrzeuge nach dem Gefecht gefahren waren, erfolglos suchten.

Heute hatten Kham Sits Panzersoldaten eine lange Wartezeit hinter sich. Sie waren ungeduldig, denn sie wussten, dass um Ban Dong gekämpft wurde. Es drängte sie, daran teilzunehmen. Außerdem wussten sie, dass dort eine größere Zahl gegnerischer Panzer konzentriert war. Man musste diese Konzentration angreifen. Kham Sit war froh, als er gegen Mittag endlich den Befehl erhielt, mit seiner Abteilung auszurücken und auf der vorgesehenen Route in Richtung Ban Dong zu fahren. Er schwang sich erleichtert in den Turm seines Kampfwagens.

Der Motor lief gleichmäßig. Die Besatzung meldete das Fahrzeug gefechtsklar, und wenig später preschte die Abteilung los. Die Panzer brachen mit Schwung aus ihren Verstecken hervor und formierten sich zu einer weit auseinandergezogenen Kolonne. Sie hatten nur wenige Kilometer in Kolonne zu fahren, auf einer schmalen Schneise im Wald, die oftmals aus der Luft bombardiert worden war, weil die amerikanischen Piloten sie für einen Nachschubweg hielten. Die Trichter machten den Panzern nicht viel aus. Die schweren Fahrzeuge kamen schnell vorwärts. Die Luftbeobachter spähten nach

oben.

Kham Sit achtete darauf, dass die Abstände nicht zu groß wurden. Noch immer gab es bei Kolonnenfahrten Schwierigkeiten, weil den Fahrern die nötige Praxis fehlte. Sie beherrschten die Schwimmpanzer, aber sie hatten sich mit einer relativ kurzen Ausbildung zufriedengeben müssen, weil es selbst im Norden nicht leicht gewesen war, unter der unablässigen Luftaufklärung längere Übungen abzuhalten. Aber Kham Sit wusste, dass er sich auf die Fahrer verlassen konnte. Alle diese jungen Burschen hingen an ihren Panzern. Sie pflegten sie, als wären es die wertvollsten Besitztümer, und sie verwandten ihre ganze Freizeit darauf, sie immer besser kennenzulernen, alle Einzelheiten zu studieren, so dass sie in der Lage waren, selbst die geringste Unregelmäßigkeit im Lauf des Motors herauszuhören und einen eventuellen Fehler zu beseitigen.

Wenn sie mit ihren Panzern angriffen, das wusste Kham Sit, dann waren sie nicht zu halten, und man musste sie oftmals dabei bremsen, zumal sie es mit einem Gegner zu tun hatten, der ebenfalls Kampfwagen ins Gefecht führte. Aber es zeigte sich immer wieder, dass die Saigoner Soldaten, die die amerikanischen Panzer fuhren, schnell aufgaben, wenn sie angegriffen wurden. Das Gefühl, überlegen zu sein, allein über Panzer zu verfügen, war nicht mehr vorhanden, als sie erkennen mussten, dass die laotische Befreiungsarmee ebenso wie die Befreiungsfront in Südvietnam plötzlich Panzer auf das Gefechtsfeld brachte, die alle Hindernisse überrannten.

Je näher Kham Sits Abteilung Ban Dong kam, desto lauter wurde das Grollen der Artillerie und das unablässige Feuer der Flak. In einer Schlucht, nur noch einen Kilometer vom Zentrum der gegnerischen Gruppierung entfernt, hielt die Abteilung an. Rechts und links erhoben sich steile Felswände. Dazwischen war es ziemlich dunkel, der Boden war feucht. Kham Sit empfing den Angriffsbefehl, als der letzte Panzer

seiner Abteilung eben zum Halten kam. Er besah sich noch einmal die Karte und stellte fest, dass es hinter der Schlucht ein Waldstück gab, in dem Infanterie lag. Sie hatte hinter den Panzern eine nur wenige hundert Meter breite, spärlich bewachsene Ebene zu überwinden, und dahinter lag der Gegner.

Kham Sit hatte den Befehl, seine Panzer unmittelbar hinter dem letzten Waldstück gestaffelt bis nach Ban Dong hineinzuführen. Er würde das Zentrum der gegnerischen Gruppierung treffen. Unmittelbar in diesem Zentrum hatte sich seine Abteilung nach rechts und links zu entfalten und den Widerstand des Gegners zu brechen. Zugleich wurde ihm mitgeteilt, dass er nicht mit Minen zu rechnen brauche. Die Saigoner hatten keine Gelegenheit gehabt, das Gelände zu verminen. Also würde er nur auf die übliche Panzerabwehr treffen, die überrannt werden musste, bevor sie sich auf den plötzlich auftauchenden Angreifer eingestellt hatte. Überraschung war die entscheidende Voraussetzung für den Erfolg. Kham Sit rief die Kommandanten zusammen und gab ihnen die letzten Instruktionen.

Von vorn kam ein Verbindungsmann, ein älterer Major, den Kham Sit kannte. Er teilte ihm mit, dass die Infanterie bereit sei. Sobald Kham Sits Panzer das Waldstück durchfahren hätten, würde sich ihnen die Infanterie anschließen. »Wie schnell fahrt ihr?« erkundigte sich der Major. Kham Sit lächelte. »So schnell, dass ihr Mühe haben werdet mitzukommen!« Er sah auf seine Uhr. Es war soweit. Als er den Befehl zum Aufsitzen gab, sah er, dass die Kommandanten lachend zu ihren Panzern sprangen. Er forderte den Major auf, mit ihm zu fahren.

Der Panzer mit der Nummer 333 jagte als erster aus der Schlucht heraus, im Turm Kham Sit, neben ihm der Major. Kham Sit feuerte den Fahrer an, so schnell wie möglich zu fahren. Er wusste, dass andere Abteilungen gleichzeitig mit

ihm von anderen Stellen aus den Gegner angriffen, und er wollte nicht zu spät kommen. Die Infanteristen sprangen auf, als die Panzer herankamen. Sie winkten ihnen, und Kham Sit winkte kurz zurück. Dann gab er dem Major die Möglichkeit abzuspringen, schloss die Luke und preßte das Gesicht an die Optik.

Die Panzer entfalteteten sich auf dem freien Gelände hinter dem letzten Waldstück so schnell, dass die Saigoner Soldaten zunächst überhaupt nicht begriffen, welche Gefahr auf sie zurollte. Gleichzeitig mit den ersten Granaten aus den Panzerkanonen schlugen auch die ersten Salven aus den Maschinenpistolen der hinter den Panzern stürmenden Infanterie bei ihnen ein.

Die Formation, in der Kham Sits Abteilung angriff, war keilförmig. Ihre Spitze durchbrach die Erdstellungen des Gegners in voller Fahrt. Als sich ihr die ersten Panzerabwehrkanonen entgegenstellten, preschten die neben Kham Sits Panzer fahrenden Wagen mit voller Kraft auf sie zu und wälzten sie zu Boden, bevor sie zum Schuss kamen. So blieb an Gegenwehr lediglich der vereinzelt Abschuss einer Panzerbüchse.

Erst nachdem sich Kham Sits Panzer mitten in der gegnerischen Gruppierung nach rechts und links wandten, kam es zu den ersten Duellen mit Saigoner Panzern. Die meisten waren eingegraben, so dass nur ihre Türme mit den Geschützen aus der Erde ragten. Damit hatte Kham Sit gerechnet. Der Vorteil dieser Panzer, die wenig Angriffsfläche boten, wurde dadurch aufgehoben, dass sie nicht manövrieren konnten. Es entspann sich ein erbittertes Gefecht, das sich bis in die Abendstunden hinzog. An anderen Stellen brachen weitere laotische Panzerabteilungen in das Verteidigungssystem des Gegners ein. Schon nach einer Stunde war es in viele kleinere Widerstandsnester aufgespalten, die voneinander unabhängig operieren mussten.

Als die Nacht kam, dauerten die Kämpfe mit unverminderter Härte an. Die Soldaten der laotischen Befreiungsarmee schlossen die letzten Widerstandsnester systematisch ein. Der Kampf näherte sich seinem Ende. Die Saigoner Truppen waren ihrer technischen Kampfmittel fast völlig beraubt. Die meisten Eingeschlossenen, soweit sie noch in der Lage dazu waren, versuchten durch den Ring nach Vietnam durchzubrechen, wie der Befehl der ehemaligen Zentralgruppe lautete. Das aber gelang nur wenigen.

Der Sergeant Thao, dessen Zug vor Ban Dong lag und auf das Signal zum Angriff wartete, hatte den kleinen Saigoner Soldaten, den er in den letzten Tagen immer wieder durch sein Fernglas beobachtet hatte, vor einer halben Stunde zum letztenmal gesehen. Da war er für kurze Zeit aus seinem Deckungsloch gekrochen, hatte sich ein paar Pakete K-Rationen geholt und war mit ihnen wieder untergetaucht.

Eben noch war mitten in der Ortschaft ein Hubschrauber abgestürzt, nachdem er von einer Maschinengewehrgarbe getroffen worden war. Es flogen noch mehrere Hubschrauber über den Kampfplatz, aber sie hielten sich in respektvoller Entfernung.

Sergeant Thao wusste, dass dies ein heißer Abend zu werden versprach. Sein Zug würde angreifen, sobald die Panzer in die gegnerische Stellung eingebrochen waren und sich entfaltet hatten. Er sah sie kommen. Sie brachen aus dem Wald hervor wie eine Herde Elefanten. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, weil man bisher ihre Motoren nicht hatte hören können. Es schien, als bewegten sich die stählernen Kolosse geräuschlos vorwärts.

Thao blickte durch sein Glas kurz zu ihnen hinüber, dann gab er seinen Männern das Zeichen, sich bereitzuhalten. Kham Sits Panzer zogen in weiter Entfernung an Thaos Stellung vorbei. Die Infanteristen, die ihnen folgten, waren kaum zu erkennen, denn sie bewegten sich geduckt durch das hohe

Gras. Aber es war vereinbart, dass Thao mit seinem Zug angreifen sollte, wenn die Panzer mitten im Ort nach rechts und links ausschwenkten und der Gegner sich vor ihnen zurückziehen würde. In dem Augenblick würde sich der Gegner zwischen Kham Sits Panzern und Infanterie sowie zwischen dem von Sergeant Thao geführten Zug befinden. Ein Entkommen war damit unmöglich. Noch einmal wandte sich Thao um und musterte die Soldaten. Er hatte ihnen eingeschärft, dass der Gegner im ersten Angriff vernichtet werden musste. Sah er sich die Gesichter seiner Soldaten an, dann wusste er, dass es eigentlich überflüssig gewesen war, sie noch einmal darauf aufmerksam zu machen.

Jetzt preschten die Panzer über die erste gegnerische Stellung hinweg. Es ging alles so schnell, dass Thao später kaum hätte sagen können, wie die Ereignisse aufeinanderfolgten. Er sah den Spitzenpanzer nach links eindreuen, und in diesem Augenblick stieß er den linken Arm in die Luft und sprang auf. Er lief so schnell er konnte das kurze Stück bergab, aber so schnell er auch lief, er merkte, dass ihn bereits einige seiner Soldaten überholten.

Der Gegner feuerte noch nicht auf sie. Er war durch den Panzerangriff völlig durcheinandergeraten, zumal die Panzer ihn jetzt bereits vom Rücken her angriffen. Die Saigoner merkten nun, dass sie in eine Zange geraten waren.

Thao warf sich hin und schoss, sprang wieder auf, lief vorwärts, warf sich wieder hin, und er merkte, wie die Entfernung zusammenschmolz. Da vorn, irgendwo zwischen den geknickten Bananenstauden und den Resten der verkohlten Balken, die einmal zu einem laotischen Haus gehört hatten, musste das Deckungsloch jenes kleinen Saigoner liegen, den er so oft beobachtet hatte. Thao lief genau auf dieses Loch zu. Nach einer Weile sah er den Erdaufwurf, den der Soldat als Deckung gebaut hatte, aber von ihm selbst war nichts zu entdecken.

Die Panzer waren eingeschwenkt und stehengeblieben. Sie Schossen auf eingegrabene M 48 und auf einzelne Maschinengewehrnester, die sich hinter der Erdstellung befanden. Thao sah, dass flüchtende Saigoner Soldaten vor den Panzern wegliefen und erschrocken stehenblieben, als sie seinen Zug angreifen sahen. Die ersten hoben zögernd die Hände. Auf der linken Seite hörte er das wütende Geschrei eines Saigoner Offiziers, der seine Leute aufforderte zu schießen. Er hob den Kopf über die Deckung und sah den Mann mit seiner kurzläufigen Maschinenpistole zwischen einem ausgebrannten Lastwagen und einem eingegrabenen M 48 hocken. Er zog eine Handgranate ab und warf sie. Es war eine der erbeuteten Handgranaten, die die Aufschrift »WP« trugen, eine Phosphorgranate. Sie detonierte ein paar Schritte hinter dem Offizier, der augenblicklich in der Feuerwolke verschwand.

Das Geschütz des Panzers schwenkte in Thaos Richtung. Der Schütze suchte ihn, aber er behielt keine Zeit mehr, eine Granate abzufeuern, denn noch bevor er Thao ausgemacht hatte, sprang einer seiner Soldaten auf und warf eine Panzerhandgranate auf den Turm. Sekunden später, mit dem Krach der Detonation, flog die Turmluke auf. Thao hob die Waffe, aber es versuchte niemand, den Panzer zu verlassen. Nur eine Wolke von schwärzlichem Qualm stieg aus der Öffnung. Thao winkte seinen Männern, weiter vorzugehen. Sie konnten die Panzer Kham Sits schon sehen. Die Stahlkolosse standen zum Greifen nahe vor ihnen. Es schien, als wäre die erste Aufgabe des Tages erfüllt.

Der Soldat Ho Van Lien hatte gerade Schokolade gegessen, als er plötzlich das Geräusch von Panzermotoren hörte. Er hatte den Kopf vorsichtig aus dem Loch gesteckt und die Schwimmpanzer entdeckt, die weit links über die Ebene preschten und auf das Dorf zuhielten. Ho Van Lien war sofort wieder in seinem Deckungsloch untergetaucht und hatte sich in

der Nische verkrochen, die er gegraben hatte. Er zitterte. Im Loch lag seine Waffe, und neben ihr lagen einige Kartons mit amerikanischen Rationen.

So sehr sich Ho Van Lien darauf gefreut hatte, die Schokolade zu essen und in Ruhe ein paar Zigaretten zu rauchen, jetzt war er nicht mehr fähig, an etwas anderes zu denken als an die fremden Panzer. Das Modell war ihm aus der Instruktionsstunde her bekannt. Einige davon, so hieß es, sollte der Gegner haben. Dies hier waren nicht einige, es waren Dutzende. Der Angriff paralyisierte Ho Van Lien. Er konnte sich nicht dazu durchringen, aus der Nische herauszukriechen und sich mit der Waffe in das Schützenloch zu stellen. Die Ahnung, dass es aus dieser Falle in Ban Dong keinen Ausweg mehr gab, nahm ihm jede Tatkraft. Er kümmerte sich auch nicht darum, dass der Zugführer draußen den anderen Soldaten lauthals Befehle gab und nach ihm rief. Mag er denken, ich wäre tot, sagte sich Ho Van Lien.

Er blieb in der schützenden Nische hocken und rührte sich nicht, bis die Welle der laotischen Panzer längst über die Stellung hinweggefegt war. Ho Van Lien hörte das Rasseln der Panzerketten, er hörte das Schießen, aber er hob nicht den Kopf. Erst als es dunkel wurde, kroch er aus der Nische heraus in sein Schützenloch. Es war ruhig geworden. Die laotischen Soldaten kämpften etwas weiter westlich noch einige MG-Nester nieder. Leuchtkugeln erhellten die Nacht. Dort, wo die anderen von Ho Van Liens Zug gelegen hatten, türmte sich ein Haufen Gewehre, den ein Laote bewachte. Es war einer der Soldaten, die unter dem Kommando des Sergeanten Thao angegriffen hatten. Er war am Arm leicht verletzt, aber der Knochen war heil, und so hatte Thao ihm, nachdem er verbunden worden war, eine etwas leichtere Aufgabe übertragen.

Dieser laotische Soldat sah den Vietnamesen, als er aus dem Deckungsloch kletterte. Der Laote veränderte ein wenig die

Stellung seines Körpers, ohne dass der Vietnamesese es merkte. Er bewegte ganz langsam den Lauf des Gewehrs in die Richtung des Saigoner Soldaten und ließ ihn nicht mehr aus den Augen. Wenn er wollte, konnte er einfach den Abzug des Gewehrs betätigen, und der Saigoner würde tot sein.

Doch zunächst musste man abwarten. Dieser einzelne Soldat konnte das Mitglied eines Trupps sein, der im Schutze der Nacht den laotischen Befreiungssoldaten in den Rücken fallen wollte. Langsam folgte der Gewehrlauf den Bewegungen des Vietnamesen. Soll er nur glauben, ich schlafe, dachte der Laote. Wenig später begriff er, dass dieser kleine Saigoner nichts anderes im Sinn hatte, als Schluß zu machen. Er hatte keine Waffe; auch den Stahlhelm hatte er zurückgelassen. Als er ein paar Schritte gemacht hatte, blieb er einfach stehen und hob die Hände über den Kopf. Dann rief er mit etwas heiserer Stimme: »Hallo!«

Als der Laote sich immer noch nicht rührte, versuchte er es etwas lauter. »Hallo!«

Der laotische Soldat hatte den Zeigefinger am Abzug, als er den Saigoner anrief. »Komm her! Langsam! Hände oben lassen!«

Er betrachtete den Infanteristen, wie er zögernd herankam, mit einem Gesicht, als warte er darauf, im nächsten Augenblick erschossen zu werden. Ringsum rührte sich nichts. Die Gegend war von Leuchtkugeln einigermaßen erhellt. Nicht weit von der Stelle, an der die Waffen lagen, brannten ein paar Balken, die unter einer Phosphorgranate Feuer gefangen hatten. »Wo kommst du her?« fragte der Laote. Der Saigoner deutete mit dem Kopf in die Richtung seines Deckungsloches.

»Verletzt?«

»Nein«, brachte Ho Van Lien hervor.

Der Laote runzelte die Stirn. »Hast du geschlafen?« Ho Van Lien gab keine Antwort. Er blickte ängstlich auf die Waffe, und er sah den um den Abzug gekrümmten Zeigefinger. Der

laotische Soldat bedeutete ihm, sich umzudrehen, und dann tastete er ihn nach versteckten Waffen ab, aber er fand nichts außer dem üblichen Kram, den die Saigoner in den Taschen mitschleppten.

»Setz dich da hin!« forderte er ihn auf. Ho Van Lien gehorchte erleichtert. Der Laote hatte ihn nicht erschossen, jedenfalls bis jetzt nicht. Es sah so aus, als würde er es auch weiterhin nicht tun, denn er zog eine Zigarette aus der Tasche seiner Uniform und brannte sie an. Er ließ dabei den Infanteristen nicht aus den Augen. Ho Van Lien merkte, dass der Laote am Arm verletzt war. Er hätte sich gern mit ihm unterhalten, aber er wagte es nicht, ihn anzusprechen. Der Laote schwieg, bis Thaos Zug zurückkam. Die Soldaten hatten an der Beseitigung einiger Widerstandsnester teilgenommen, und jetzt waren sie mit dem Befehl zurückgeschickt worden, ein paar Stunden zu schlafen. Am Morgen sollte mit den Resten des Gegners endgültig Schluß gemacht werden.

Thao blieb verblüfft stehen, als er plötzlich den kleinen Saigoner unweit des Postens sitzen sah, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Der Mann blickte ihm ängstlich entgegen, und er wurde noch ängstlicher, als Thao vor ihn hintrat und ausrief: »Da bist du ja! Ich habe dich den ganzen Tag vermißt! Dachte schon, du wärest von der Erde verschluckt worden!«

Er ging um ihn herum und erkundigte sich, wo der Saigoner hergekommen sei. Der Posten meldete: »Aus dem Deckungsloch da. Vor einer Stunde erst.« Er zeigte Thao das Loch. Der Sergeant kroch hinunter. Er besah sich die Nische, und dann hob er die Waffe auf, die Ho Van Lien zurückgelassen hatte. Als er sie untersuchte, merkte er, dass aus ihr seit Tagen kein Schuss mehr abgefeuert worden war. Kopfschüttelnd ging er wieder zu dem Saigoner.

»Wie heißt du?«

»Ho Van Lien«, antwortete der Gefangene höflich. »Soldat, siebzehntes Panzerbataillon, Saigon.« Seine Stimme war

immer noch unsicher. Thao hörte die Angst heraus. »Du hast dich versteckt?« fragte er ihn. Der Saigoner sah zu Boden. Dann nickte er. »Angst«, sagte Thao mehr zu sich als zu dem Gefangenen. Er legte den Kopf ein wenig zur Seite, wie er das oft tat, wenn er angestrengt über etwas nachdachte.

»Weißt du, dass ich dich schon lange kenne?«

Ho Van Lien blickte ihn erstaunt an.

»Ich habe dich tagelang durch das Zielfernrohr beobachtet«, sagte Thao. Er zeigte ihm die Waffe. »Hier, im Zentrum des Fadenkreuzes, da hatte ich deinen Kopf. Sehr oft. Ich konnte genau sehen, was du gemacht hast. Von da oben.« Er wies in die Berge. Der Saigoner begriff, aber er sagte nichts. »Ich hätte dich jeden Augenblick erschießen können«, sagte Thao. »Aber weißt du, warum ich das nicht getan habe? Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, mit dir zu sprechen. Wie alt bist du?«

»Achtzehn«, antwortete Ho Van Lien.

Thao holte tief Luft. »Setz dich hin!«

Der Gefangene folgte der Aufforderung und setzte sich wieder auf die Erde. Die Hände hatte er immer noch hinter dem Kopf liegen. Thao sagte: »Nimm die Hände herunter. Du bist Gefangener. Der Krieg ist für dich zu Ende. Morgen wirst du abmarschieren. In ein Gefangenenlager. Aber vorher wirst du mir noch ein paar Fragen beantworten. Ich frage dich nicht, warum du hierhergekommen bist, nach Laos, wo du nichts zu suchen hast. Ich weiß, dass sie dich eingezogen haben, und dann hast du eben den Befehl bekommen, hier einzumarschieren. Den hast du nicht zu verantworten. Doch weißt du wirklich, wogegen du gekämpft hast?«

Nach einer Weile raffte sich Ho Van Lien auf und antwortete zögernd: »Die Kommunisten...« Er schwieg verlegen und sah den Sergeanten an. Dieser hatte sich inzwischen eine Zigarette angebrannt. Er warf dem Gefangenen auch eine zu, hielt ihm sein selbstgebasteltes Feuerzeug hin, das eine riesige Flamme hatte, und sagte dann:

»Ja, die Kommunisten. Und warum, du Saigoner Großstadtbewohner, glaubst du denn, dass die Amerikaner euch gegen die Kommunisten aufgeboten haben? Hast du darüber jemals nachgedacht?«

In der Nacht vom 19. zum 20. März, als die Kämpfe in Ban Dong abnahmen, und sich der Sergeant Thao mit dem Saigoner Soldaten unterhielt, herrschte um Khe Sanh ein unentwirrbares Durcheinander. Den ganzen Tag über waren Verwundete ausgeflogen worden. Jeder Hubschrauber, dem es gelungen war, noch in Ban Dong zu landen, brachte Tote und Schwerverletzte mit. Kleinere Trupps von Saigoner Soldaten, die sich aus der Umzingelung hatten lösen können, kamen entkräftet an der vietnamesischen Grenze an. Nahezu das gesamte Kriegsmaterial, das die vorstoßenden Truppen nach Laos hinein mitgenommen hatten, war dort liegengeblieben, entweder zerstört oder noch intakt. Die Soldaten hatten nichts als ihre Haut gerettet.

Im Hauptquartier des Generals Lam herrschte Aufbruchsstimmung. Den Korrespondenten hatte der General in der letzten Pressekonferenz mitgeteilt, die Laosoperation »Lam Son 719« sei planmäßig beendet worden. Die noch in Laos befindlichen Truppen würden zurückgeführt. Über die Erreichung der gesteckten Ziele ließ sich der General nicht aus. Tchepone erwähnte er nicht mehr, auch nicht die ursprüngliche Absicht, Laos an der Straße Nr. 9 zu teilen und eine Landverbindung bis nach Thailand zu schaffen. Er erklärte einfach, die ARVN habe im Rahmen der ihr durch die Vietnamisierungspläne der USA zugewiesenen Rolle ihre erste Aufgabe planmäßig gelöst, indem sie einen befristeten Vorstoß auf gegnerisches Territorium unternommen und dort Kräfte des Gegners bekämpft habe. Die ARVN habe damit bewiesen, dass sie jederzeit in der Lage sei, entscheidende Aktionen gegen die Befreiungsstreitkräfte zu unternehmen. Über Verluste an Menschen und Material sagte General Lam nichts. Er

versprach, dass später ein Kommuniqué darüber erscheinen würde. Was der General anlässlich der offensichtlich gewordenen Niederlage seiner Truppen in Laos der Öffentlichkeit erklärte, entsprach genau dem, was General Abrams mit ihm verabredet hatte.

Im Pentagon musste man einsehen, dass es nicht möglich sein würde, eine »Vietnamisierung« des Indochinakrieges im Sinne der US-Strategie zu erreichen. Es blieben nur zwei Möglichkeiten, die man ohnehin bereits kannte: Man konnte sich weiter militärisch engagieren, wobei es nach Lage der Dinge an den Fronten unmöglich blieb, einen Sieg über die Befreiungsbewegung zu erringen, oder man musste ernsthaft den Weg einer politischen Lösung des Konflikts beschreiten. Angesichts der Lage und der in der ganzen Welt zunehmenden Opposition gegen den Krieg der USA in Indochina, die sich selbst im eigenen Lande immer stärker ausbreitete, würde man früher oder später die letztere der beiden Möglichkeiten wahrnehmen müssen. Für die Vereinigten Staaten würde das bedeuten, sich unverrichteterdinge aus Indochina zurückzuziehen und die Regelung des Konflikts den Vietnamesen, Laoten und Kambodschanern selbst zu überlassen.

Tadao Kobukiri war nach allem, was er hier gesehen und gehört hatte, zu dieser Überzeugung gekommen. Kobukiri drückte sie im Text seiner Reportage aus, die er zu den letzten Filmstreifen aus Laos auf sein Tonband sprach. Ihm war klargeworden, dass die Ereignisse in Indochina unvermeidlich auf den Rückzug der Amerikaner zusteuerten. Wie immer sie ihn eines Tages auch zu erklären und auszulegen versuchten, dieser Rückzug würde in der Geschichte als das reichlich verspätete Eingeständnis des absoluten Fehlschlags der politischen und militärischen Strategie der USA in diesem Teil der Welt gewertet werden.

Kobukiri packte seine Kamera ein. Er warf sich seine

Arbeitstasche über die Schulter und lief zum Hubschrauberlandeplatz. Es gelang ihm, einen Platz in einer nach Saigon fliegenden Maschine zu bekommen. Gibt es eine andere Wertung als jene, die ich getroffen habe? fragte er sich, als die Maschine abhob.

Er sah Khe Sanh unter sich, während das Flugzeug vor dem Abflug einen letzten Kreis zog. In den Bergen um den Stützpunkt blitzten Abschüsse von Geschützen auf. Wieder einmal, wie so oft in den letzten Wochen, schlugen Granaten der Befreiungsfront zwischen Materialstapeln und abgestellten Flugzeugen ein. Ein paar Jagdbomber stoben im Schnellstart von der Piste hoch. Fahrzeuge brannten. Aus einem Treibstoffdepot stieg schwärzlicher Qualm in den Himmel.

Nein, es gibt keine andere Wertung, sagte sich Tadao Kobukiri. Er blickte in die mürrischen Gesichter der Amerikaner, die in der Maschine mitflogen. Indochina ist ein zu großer Bissen für euch, dachte der Japaner. Und an Indochina kann man sich ausrechnen, wie groß ein Bissen überhaupt noch sein darf, den die Vereinigten Staaten imstande sind, zwischen den Zähnen zu halten, ohne dass sie Gefahr laufen, ihre Zähne dabei endgültig zu verlieren.

Nachbemerkung

Am 25. März 1971 gaben die US-Truppen unter dem Ansturm der Befreiungsstreitkräfte, der dem Scheitern der Operation »Lam Son 719« folgte, zunächst den Stützpunkt Lang Vey, unweit der laotischen Grenze, auf.

Am 6. April 1971 musste schließlich auch die Basis Khe Sanh, das logistische Zentrum für die Laosoperation, unter den Schlägen der Nationalen Befreiungsfront Südvietnams endgültig aufgegeben werden.

Anhang

Einheiten der Saigoner Armee, die im Verlauf der Aktion »Lam Son 719« von Streitkräften der laotischen Befreiungsarmee und der Armee der südvietnamesischen Befreiungsfront aufgerieben wurden:

Einheit	Gefechtsort	Datum
1. Brigade der Luftlandedivision	Ban Dong	20. März
3. Brigade der Luftlandedivision	La Tuong	25. Februar
8. Bataillon der 2. Brigade der Luftlandedivision	zwischen Ban Dong und La Tuong	3. März
21. Bataillon der 1. Rangerkampfgruppe	La Tuong	13. Februar
39. Bataillon der 1. Rangerkampfgruppe	Höhe 500 (Vietnam)	20. Februar
147. Marinebrigade	Höhe 550 (»Delta 1«)	22. März

Einheit	Gefechtsort	Datum
1. Regiment der 1. Infanteriedivision	Höhe 723 (»Lollo«)	18. März
2. Regiment der 1. Infanteriedivision	Höhe 660 (»Brown«)	20. März
2. Bataillon des 3. Regiments der 1. Infanteriedivision	Höhe 619 (»Phu Coc Tom«)	1. März
4. Panzerbataillon 7. Panzerbataillon 11. Panzerbataillon 17. Panzerbataillon	Ban Dong Kaki zwischen Ban Dong und La Tuong	zwischen 8. Februar und 20. März
1 Artillerieabteilung	La Tuong	25. Februar
1 Artillerieabteilung	Höhe 660 (»Brown«)	20. März
1 Artillerieabteilung	Höhe 723 (»Lollo«)	16. März
4 Artillerieabteilungen	Ban Dong	20. März
1 Artillerieabteilung	Höhe 550 (»Delta I«)	22. März

*Verluste der Saigoner Truppen während der Aktion
»Lam San 719«*

15 400 Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere getötet, verwundet oder in Gefangenschaft geraten (einschließlich der an der Operation beteiligten US-Truppen)

496 Flugzeuge, einschließlich der Hubschrauber (In die Zahl eingeschlossen sind auch Maschinen, die während der Operation »Lam Son 719« innerhalb des in Südvietsnam liegenden Aufmarschgebiets um Khe Sanh abgeschossen, am Boden zerstört oder einsatzunfähig gemacht wurden, sowie zwei bei Ban Dong intakt eroberte Hubschrauber.)

318 Panzer und Schützenpanzerwagen

268 Lastwagen, Jeeps und andere Militärfahrzeuge

144 Schwere Artilleriegeschütze

40 Nachschubdepots verschiedener Größe.

*Die wesentlichsten Gefechte während der Operation
»Lam Son 719«*

8.2. 22 Flugzeuge und Hubschrauber während der ersten Absetzversuche südlich und nördlich der Straße Nr. 9 abgeschossen

10.2. 42 Hubschrauber bei Chaki, Ban Dong und am Phu Co Boc abgeschossen

- 11.2. 1 Bataillon Vientianer Truppen im Gebiet um Phalane aufgerieben
- 13.2. Das 21. Saigoner Rangerbataillon bei La Tuong und das 6. Saigoner Luftlandebataillon bei Chaki aufgerieben (Nordsektor)
- 20.2. Das 59. Saigoner Rangerbataillon beim Landeversuch auf der Höhe 500 (Südvietnam - Nordsektor) aufgerieben
- 25.2. Das 3. Saigoner Luftlandebataillon und das Stabsquartier der 3. Saigoner Luftlandebataillon auf der Höhe 465 (La Tuong - Nordsektor) vernichtet
- zw. Die 17. Panzerabteilung und das 8. Luftlandebataillon
26.2. zwischen Ban Dong und La Tuong aufgerieben
und
4.3.
- zw. Das 3. Regiment der 1. Saigoner Infanteriedivision
27.2. teilweise und das 2. und 3. Infanteriebataillon sowie ein
und Artilleriebataillon völlig aufgerieben am Phu Coc Tom.
1.3. 35 Hubschrauber im gleichen Kampfgebiet
abgeschossen, 17 Geschütze und Granatwerfer zerstört
oder erbeutet
- 5.3. 30 Hubschrauber abgeschossen oder am Boden zerstört
und bei Ban Dong, auf der Höhe 550 (»Delta I«), auf dem
6.3. Phu Tapang und westlich Ban Dong
- 16.3. Das 1. Regiment der 1. Saigoner Infanteriedivision,
und 4 Infanteriebataillone, 1 Artilleriebataillon aufgerieben,
17.3. 28 Hubschrauber abgeschossen, 16 Geschütze zerstört

oder erbeutet auf Höhe 723 (»Lollo«)

- 18.3. Ban Dong gestürmt; 1 Panzerbrigade mit 3 Abteilungen, bis 1 Luftlandebrigade, 4 Artilleriebataillone aufgerieben,
- 20.3. 200 Fahrzeuge und 22 Geschütze zerstört; 80 Hubschrauber und andere Flugzeuge abgeschossen, 2 Hubschrauber intakt erbeutet

- 20.3. Das 2. Regiment der 1. Saigoner Infanteriedivision auf der Höhe 600 (»Brown«) aufgerieben; 90 Hubschrauber abgeschossen

- 21.3. Die Reste der aus Ban Dong geflüchteten Angehörigen und der 1. Panzerbrigade bei Houei Sane aufgerieben
- 22.3.

- 22.3. Die 147. Saigoner Marinebrigade auf der Höhe 550 (»Delta 1«) aufgerieben

*Auszug aus dem Sonderkommunique des Oberkommandos der laotischen Volksbefreiungsarmee (23. 3. 1971)**

Die Operation »Dewey Canyon 11« (später umbenannt in »Lam Son 719«), die von den USA und den Saigoner Marionetten gegen Südlaos durchgeführt wurde, hat mit einem vollständigen Fehlschlag geendet...

Dieser historische Sieg ist ein glänzender Sieg der unbesiegbaren Stärke, der kämpferischen Solidarität, der herzlichen brüderlichen Freundschaft zwischen den Völkern der drei indonesischen Länder - unerschütterlich wie das Truong-Son-Gebirge, unermesslich wie der Mekong. Dieser Sieg ist das Ergebnis einer lückenlosen Koordination des Kampfes an allen Fronten in Laos, einer harmonischen und fruchtbaren Zusammenarbeit mit den Streitkräften und dem Volk von Vietnam an der Front von Khe Sanh, die dem Feind an seinen schwachen Stellen, im rückwärtigen Gebiet seiner aggressiven Operation heftige Schläge versetzt und schwere Verluste beigebracht sowie wachsende Verwirrung in seine Reihen getragen haben. Er ist das gemeinsame Werk der Streitkräfte und Völker von Vietnam und Kambodscha auf den verschiedenen Schlachtfeldern, die den Feind immer mehr in die Enge getrieben haben.

Bei dieser Gelegenheit danken unsere Armee und unser Volk aufrichtig den heroischen Streitkräften und Völkern von Vietnam und Kambodscha, unseren Freunden, die in der gleichen Kampffront gegen die US-Aggression, für die nationale Rettung stehen.

Dieser Sieg ist ein Sieg der rüchhaltlosen und sehr wirksamen Unterstützung und starken Ermutigung, die uns durch die Demokratische Republik Vietnam gegeben wurde,

* Zitiert nach: Indochina im Kampf gegen den US-Imperialismus - Dokumente und Materialien, herausgegeben von Sprigath/Steinhaus - Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt am Main 1971, S. 88 S.

das große Hinterland, die feste Basis des Widerstandskampfes der drei Völker der indochinesischen Halbinsel. Der Sieg wurde auch ermöglicht durch die sehr wertvolle Unterstützung, Sympathie und Hilfe der sozialistischen Länder und der Völker überall in der Welt, die Frieden und Gerechtigkeit lieben...

Die militärischen Abenteuer der USA und der Saigoner Marionetten in Südlao sind schmachvoll gescheitert. Dennoch haben die US-Imperialisten und ihre Lakaien - außerordentlich starrsinnig und kriegslüsternd von Natur aus - immer noch nicht ihre aggressiven Pläne gegen unser Land und die anderen Länder Indochinas aufgegeben. In ihrer kritischen Lage werden sie neue, noch barbarischere und verschlagene Kriegspläne und -handlungen durchführen, um ihre unvermeidliche vollständige Niederlage abzuwenden.

Deshalb müssen unsere Streitkräfte und unser Volk hohe Wachsamkeit bewahren, müssen sich Millionen wie ein Mann vereinen und siegreich vorwärtsschreiten, den Feind auf allen Schlachtfeldern angreifen, unerschütterlich und beharrlich bis zum vollständigen Sieg kämpfen.